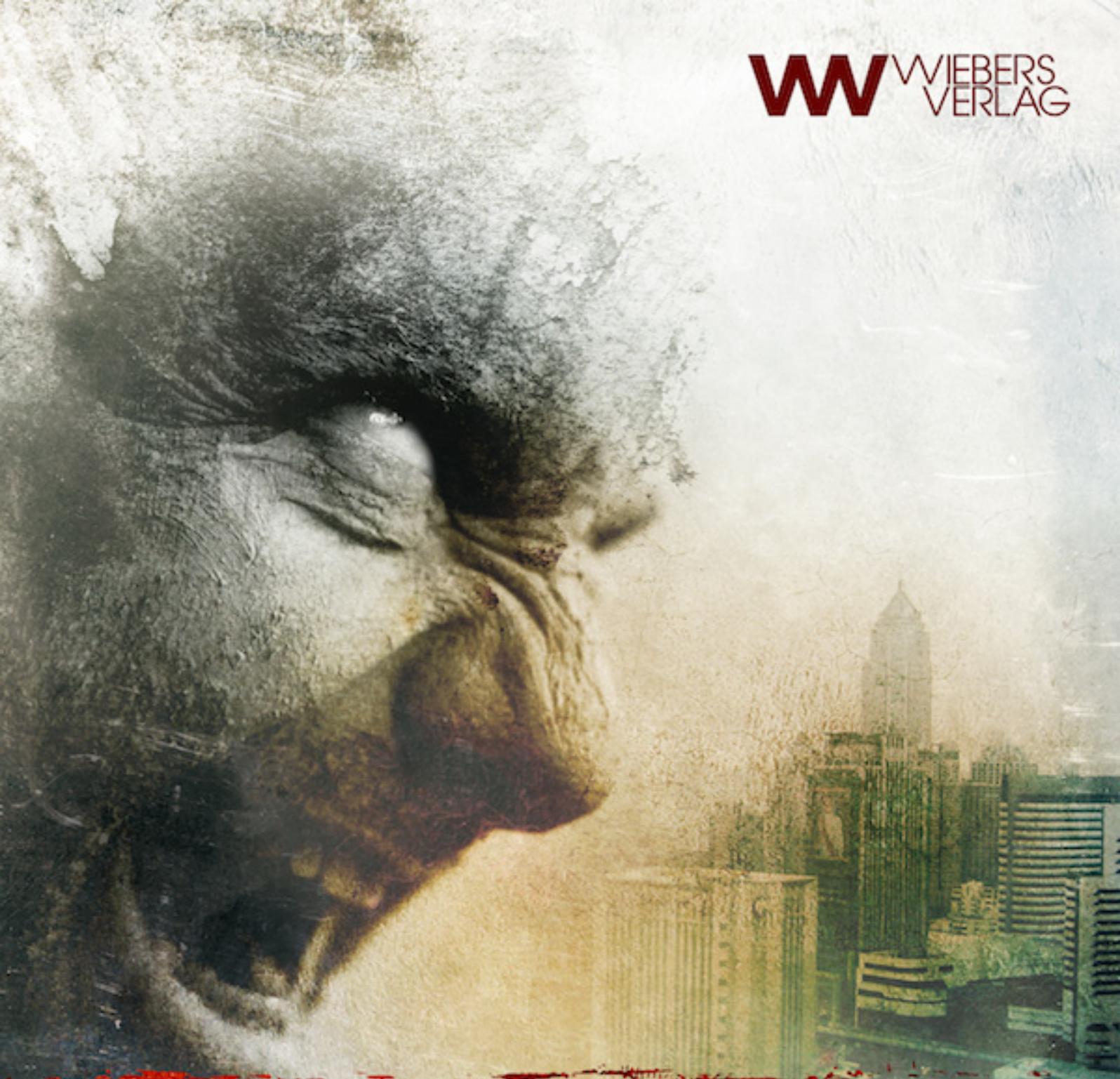


WW WIEBERS
VERLAG



TOMBIE
CITY
STORIES

Zombie City

Stories

**ZEHN MORBIDE
KURZGESCHICHTEN
VON**

**Gioal Canestrelli
Wal Friman
Fabienne Gschwind
Kilian Manning
Xander Morus
Kalle Max Hofmann
Will Hofmann
Angela Ruggero
Andreas Stetter**

WW WIEBERS
VERLAG

Impressum

ZOMBIE CITY STORIES

Herausgeber: Kalle Max Hofmann

1. Auflage 2015

ISBN 978-3-942606-44-8

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung ohne schriftliche Zustimmung des Verlags ist unzulässig.

© 2015 Wiebers Verlag, Berlin

<http://www.wiebers-verlag.de>

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Michael Schubert

www.balrogboogie.de

Schriften von Jayde Garrow und deFharo

Druck: Amazon CreateSpace

INHALT

Vorbemerkung des Herausgebers	5
Mission Glutregen	7
<i>von Xander Morus</i>	
De(ad)mokratie	33
<i>von Gioal Canestrelli</i>	
Keyboard of the Dead	39
<i>von Kalle Max Hofmann</i>	
Onkel Z.	51
<i>Von Wal Friman</i>	
Geschichte stirbt nie	61
<i>von Fabienne Gschwind, Gioal Canestrelli und Angela Ruggero</i>	
UNTOT	87
<i>von Andreas Stetter</i>	
Das Mars Labyrinth	99
<i>von Fabienne Gschwind</i>	
Glückwunsch zum Geburtstag, Zombie	119
<i>von Will Hofmann</i>	
Jeschichten aus'm Kiez	143
<i>von Kalle Max Hofmann</i>	
Dawn of the Disconnect	157
<i>von Kilian Manning</i>	
Die Autoren	187
Bonus:	
Geschichten aus dem Stadtbezirk	191
<i>von Kalle Max Hofmann</i>	

Mehr über unsere Autoren und Produkte:
www.wiebers-verlag.de

Vorbemerkung des Herausgebers

UNTOTE FEHLERTEUFEL

Liebe Leser,

vielen Dank, dass Ihr Euch für *Zombie City Stories* entschieden habt! Mit dem Kauf unterstützt Ihr ein internationales Multimediaprojekt, das sich über die aktive Teilnahme von Fans freut!

Wir sind nämlich ein sehr kleiner Verlag mit begrenztem Budget für die Qualitätssicherung. Wenn Ihr daher Fehler findet, ärgert Euch nicht, sondern teilt uns diese mit! Schickt uns Eure Funde, und wenn Ihr wollt, nennen wir Euch in der nächsten Auflage als Fehlerjäger!

Dies ist bereits die zweite Auflage von *Zombie City Stories*, in der wir anhand Eures Feedbacks zahlreiche Verbesserungen vorgenommen haben.

Wenn Ihr weitere Kommentare, Ideen oder sogar eigene Zombie- und Gruselgeschichten habt, meldet Euch bei

zombie@wiebers-verlag.de

Doch nun heißt es erst einmal Bühne frei für zehn actiongeladene, schräge, gruselige, spannende, eklige, skurrile, ironische, explosive, morbide und futuristische Geschichten aus der Welt der lebenden Toten!

Viel Spaß wünschen Euch

Kalle Max Hofmann
und das Team des Wiebers-Verlags!

BERLIN ZOMBIE CITY:

Mission Glutregen

von Xander Morus

1. Nero

Ich hörte sie schon, als sie durch das Treppenhaus trampelten. Zunächst blieb ich einfach liegen. Wahrscheinlich konnte ich sie sowieso nicht daran hindern, die Tür einzutreten. Ich ließ das Licht aus, wollte den Dreck nicht sehen. War auch besser, wenn sie mich nicht gleich im vollen Spotlight sehen würden. Draußen war es dunkel, aber ich wusste nicht, wie spät es war. Vermutlich mitten in der Nacht. Ich hatte geschlafen, dann war ich wie immer irgendwann wach geworden. Ich dachte, dass mich der Schlaf wieder überwältigen würde, vielleicht mit einer kleinen Tablette als Hilfe. Aber dann hörte ich ihre Tritte. Die Tür erzitterte. Das nannten sie also Klopfen. Mühsam erhob ich mich und starrte in den Flur. Die Tür flog auf. Lichtlanzen tanzten in meinem Appartement. Waffen blitzten auf. Meine Augen schmerzten, als sie das Deckenlicht anknipsten. Vier schwarze Uniformen bauten sich vor mir auf. Verspiegelte Helme visierten mich.

»Ist er das?«, fragte einer und zeigte mit seiner Waffe auf mich.

»Oh Gott! Ja!«, sagte jemand. Die Abscheu in seiner Stimme war nicht zu überhören. Becker war nie mein Freund gewesen. Er riss sich den Helm vom Kopf und sah mich verkniffen an. Stress stand ihm ins Gesicht geschrieben. Schweiß verklebte seine Haare und er war zu meiner Überraschung unrasiert.

»Sichern Sie das Gebäude!«, befahl er zwei Soldaten. Sie zogen sich sofort zurück und wurden von dem schwarzen Hausflur verschluckt. Becker ließ sein G36 sinken. Er warf einen abfälligen Blick durch meine Wohnung. Angewidert zog er die Nase hoch. Ich hatte mich noch nicht gerührt. Natürlich trug ich nur meine Unterhose. Ich entschied mich, darauf zu verzichten, ihnen etwas zum Trinken an-

zubieten. Becker knipste ein kleines Mikro unter seinem Kragen an.

»Wir haben ihn. Bereiten Sie alles vor.«

Er gab dem verbliebenen Soldaten einen Wink und auch dieser zog sich zurück, nicht ohne noch einmal demonstrativ zu husten. Becker sicherte sein Gewehr und schaltete das Interkom aus. Er trat eine Flasche zur Seite. Klirrend flog sie über den Boden und verteilte ihren Inhalt überall. Beißender Gestank stieg auf.

»Haben Sie da reingepisst?«

Ich stöhnte und richtete mich auf.

»Geht Ihre Spülung denn wieder?«

Becker starrte mich an wie einen Aussätzigen. Die Ringe unter seinen Augen waren tiefschwarz.

»Los, ziehen Sie sich was an. Wir brauchen Sie«, sagte er tonlos und verzog keine Miene.

»Ficken Sie sich ins Knie, Becker! Und machen Sie die Tür zu!«

Becker wischte sich mit der Hand über das Gesicht. Seine Augen flackerten. Er musste seit Tagen nicht richtig geschlafen haben. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, ging er zu meinem Schrank, riss ihn auf und griff nach meiner Armeehose. Sie flog mir ins Gesicht. Gürtel und Hemd folgten. Als ich mir die Sachen aus dem Gesicht zog, klickte Beckers G36 vor meiner Nase.

»Danke für den Tipp«, sagte er. »Haben Sie noch einen?«

Seine Nasenflügel vibrierten. Er hatte nicht nur Dreck im Gesicht, sondern auch getrocknetes Blut.

Drei Minuten später verließen wir das Haus. Becker hatte sich wieder im Griff und gab durch das Interkom weitere Anweisungen durch.

»Wir brauchen etwa fünfzehn Minuten. Sorgen Sie dafür, dass die Straße frei ist. Die Marder müssen unseren Transport sichern.«

Er lief dicht neben mir, beachtete mich aber nicht weiter. Seine Leute hatten sich vor unserem Haus positioniert. Schützenpanzer mit Flammenwerfern sicherten links und rechts die Straße. Sie war jedoch menschenleer. Mit ihrem Getöse hatten sie die Plünderer längst vertrieben. Infizierte gab es hier sowieso nicht. Becker schnaufte und zeigte mit seiner Waffe auf einen verbeulten schwarzen Mannschaftswagen. Die Hintertüren schwangen auf und machten den Blick auf

zwei weitere Soldaten und ihre Ausrüstung frei. Es waren typische Becker-Jungs. Jung, loyal und eingeschüchtert von seiner Art. Sein Kommando war das Wort Gottes. Auch wenn er jetzt zum Kotzen aussah, war der Dauereinsatz für ihn wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, mit der Sache klarzukommen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es seine Idee gewesen war, mich zu holen. Wir hatten noch nie gut harmoniert. Schnell stieg ich den Wagen und ließ mich auf die Bank fallen. Becker gab den Panzern und Soldaten ein Zeichen, dann sprang er ebenfalls hinein und zog die Türen zu. Eine rote Notbeleuchtung sprang an. Seine beiden Leute schwiegen, musterten mich aber vorsichtig. Der eine war ein schlaksiger Rothaariger. Er bewachte die Waffenkiste. Der andere ein Dicker, der erstaunlich gutmütig aussah. Er kramte in einer Kiste, die Kleidung enthielt. Im Wagen stank es nach Schweiß und Öl. Vermutlich schliefen sie auch hier drin. Becker sank mir gegenüber auf die Bank und schloss die Augen. Er war einen Moment völlig abwesend. Dann klopfte er gegen die Wand, und der Wagen setzte sich ruckelnd in Bewegung.

Der Dicke reichte mir eine schussichere Weste. Ich schlüpfte hinein. Mein Kopf dröhnte noch immer. Der Wagen schaukelte wie ein Boot bei Sturm. Der Rothaarige bereitete ein XM8 vor. Sie hatten also fest mit mir gerechnet. Meine Vorliebe für das XM8, eine modifizierte Version des G36, war bekannt. Becker seufzte, stützte sich auf sein Gewehr und beugte sich nach vorn. Eine Haarsträhne baumelte in seinem Gesicht. Er war so alt wie ich, fünfunddreißig, doch er sah um Jahre gealtert aus.

»Vor drei Stunden hat es einen Zwischenfall in der Innenstadt gegeben. Vermutlich Flüchtlinge und Plünderer, die irgendwie durch die Sicherheitszone gekommen sind. Sie haben versucht, das Depot zu stürmen. Wir setzten Scharfschützen ein, doch Sie kennen ja den Weißbefehl.«

Ich hörte Becker schweigend zu. Natürlich brauchten sie mich deshalb. Sie hatten es versaut. Vermutlich nicht mal er und seine Leute, sondern eine andere Einheit, die in der Sicherheitszone eingesetzt war. Der Weißbefehl besagte, dass nicht auf Zivilisten geschossen werden durfte. Es sei denn, sie waren infiziert.

»Einige konnten wir mit Beinschüssen aufhalten. Andere drangen ein.«

Man reichte mir das XM8. Es fühlte sich gut an. Ich lud es mehrmals durch und überprüfte die Zieleinheit. Das Infrarotlicht tanzte auf Beckers Uniform. Er schien es nicht mal zu merken.

»Ein Vectronix 4 und einen Nachtsichtaufsatz, das KM2000 brauche ich auch«, sagte ich, während ich das XM8 kalibrierte. Der Dicke reichte mir den Entfernungsmesser und das Kampfmesser. Ich verstaute sie in meiner Weste.

»Wie viele?«, fragte ich.

Becker atmete durch. Der Wagen fuhr etwas schneller und wich einigen Hindernissen aus, die wir nicht sehen konnten. Ich erhob mich und zog die Weste fest. Als ich einen Blick aus dem kleinen Rückfenster warf, erkannte ich brennende Leichenberge. Die Schützenpanzer folgten uns mit kurzem Abstand.

»Fünfzig, vielleicht sechzig!«

Ich sah ihn prüfend an. Die Sorgen zerfurchten sein Gesicht. Er sah unheimlich gequält aus.

»Wie viele davon infiziert?«

Die anderen Soldaten hielten den Atem an. Die Information war wahrscheinlich klassifiziert. Ich ließ ihm Zeit, etwas nachzudenken und wandte mich an den rothaarigen Soldaten.

»Eine USP oder P8.«

Der Rothaarige kramte in seiner Kiste und zauberte eine glänzende USP hervor. Ich verstaute die Pistole in meinem Stiefel.

Becker sah auf.

»Vermutlich alle. Die, die wir aufhalten konnten, waren ausnahmslos Träger.«

Sofort war es totenstill in der kleinen Kabine. Ich spürte, dass die anderen Soldaten geschockt waren. Der Rothaarige fummelte sein Handy hervor. Becker sah es und schüttelte langsam den Kopf.

»Machen Sie das nicht«, sagte er langsam. Seine Stimme gewann wieder an Autorität.

»Heilige Scheiße!«, flüsterte der Dicke. Ich musste ihm Recht geben. Wir schwiegen, während der Wagen uns immer näher an das Depot brachte.

Ein Hubschrauber dröhnte in der Ferne, als wir vor dem Reichstag in Stellung gingen. Der Wind zerrte an uns, und die beißende Kälte kroch mir unter die Uniform. Es war Dezember. Schnee hatte es keinen gegeben, aber es war so kalt, dass man buchstäblich festfror, wenn man sich nicht bewegte. Das war gut für uns alle, denn es verlangsamte nicht nur uns, sondern auch die Infizierten. Das mobile Einsatzkommando bestand aus vier Leopardpanzern, die einen Kreis gebildet hatten. Nebel kroch über den Boden. Dazwischen bohrten sich Scheinwerferlanzen in die Dunkelheit. Zwischen ihnen wuselten Soldaten, Polizisten und einige Anzüge herum. Die meisten sahen ziemlich abgekämpft aus. Die Politiker wollten vermutlich so schnell wie möglich zurück ins Depot. Zumindest sobald wir da aufgeräumt hatten. Wir marschierten an ihnen vorbei und wurden vorsichtig gemustert. Ein Soldat winkte mit einer roten Kelle, als wir den inneren Kreis passierten.

»Kampfereinheit im Kreis«, meldete er in ein kleines Mikro.

Ich kannte keinen der Leute. Meine alte Einheit war aufgeteilt worden. Ich hoffte, dass sie meinem Rat gefolgt waren und sich abgesetzt hatten. Nicht jeder war so fanatisch wie Becker.

Becker führte mich zu dem Stahlschreibtisch, der hier schon seit Monaten stand. Ich hatte ihn mit aufgebaut. Noch immer war er durch eine Tarnfarbenzeltplane geschützt. Gasbrenner sorgten für Wärme, und es gab sogar Kaffee. Den Einsatzleiter kannte ich nicht. Sie wechselten alle paar Wochen. Wer hier erfolgreich Dienst tat, hatte sich ein Ticket auf die Inseln verdient. Trotz der Kälte trug der Einsatzleiter nur ein weißes Hemd, über dem eine Krawatte flatterte. Er war klein und untersetzt. Ich schätzte ihn als einen Offizier ein. Wie die meisten im Einsatz trug er keine Abzeichen mehr. Nachdem die Genfer Konvention in einer kontroversen Diskussion außer Kraft gesetzt worden war, verzichteten wir auf Erkennungszeichen. Man wusste nie, wofür man später doch noch zur Rechenschaft gezogen wurde. Er taxierte mich kurz, verkniiff sich aber einen Kommentar über mein schäbiges Äußeres. Niemand sah hier besonders gut aus. Zackig zeigte er auf zwei Becher Kaffee, die auf einem wackeligen Rolltisch zitterten. Becker und ich griffen zu. Kaffee war ein willkommener Luxus. Egal, wie mies die Lage war. Die Flüssigkeit rann

meine Kehle herab, und ich dachte einen Moment an früher. Der Geschmack erinnerte mich an Claudia. Den letzten Kaffee hatten wir zusammen getrunken. Er hatte mir nicht geschmeckt. Becker hustete. Sein Blick ging in den Himmel, und ich folgte ihm. Ein großer Transporthubschrauber tauchte aus der Schwärze auf. An seinen Kufen schaukelte ein riesiger Container. Eine Nachschublieferrung. Lebensmittel und Waffen für die Soldaten. Er flog direkt auf uns zu. Der Einsatzleiter verzog das Gesicht, denn der Lärm erstickte alles.

»Mein Name ist Roskau. Vielen Dank, dass Sie gekommen sind!«

Er meinte es vermutlich ernst. Er sah wie ein Bürokrat aus, der sich Mühe gab, aber mit der Situation völlig überfordert war. Wahrscheinlich hatte er irgendwo eine Frau und Kinder, denen er die Inseln versprochen hatte. Ich konnte es ihm nicht verdenken.

»Sie waren der letzte Soldat damals im Depot. Ist das richtig?«

Ich nickte knapp. Roskau begann noch lauter zu sprechen.

»Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie sich jetzt auch wieder an der Operation beteiligen würden.«

Ich sagte nichts, merkte aber, dass Umstehende uns zuhörten. Unsicher starrten sie mich an. Sie kannten bisher nur meinen Namen. Jetzt stand der Kommandant der »schwarzen Einheit« vor ihnen. Roskau schien zu zögern. Er lockerte seine Krawatte. Ich überprüfte mein XM8 und ahnte, dass er noch etwas fragen wollte. Sie wollten es alle wissen. Er leckte sich über die Lippen. Jetzt war der Lärm des Helikopters über uns ohrenbetäubend.

»Meine letzten Unterlagen über Sie sagen, dass der Weißbefehl für Sie nicht gilt. Ist das noch so?«

Ich sah auf und deutete ein Nicken an.

»Positiv!«

Er atmete auf. Ebenso alle Umstehenden. Sie waren alle gleich. Wenn es um ihren Arsch ging, war es ihnen egal, wer von wem erschossen wurde. Ich hatte allerdings nicht erwartet, was er jetzt sagte:

»Sie sind der Letzte, der diese Prioritätsstufe trägt. Die UN hat sie abgeschafft.«

Ich antwortete nicht. Ich war also der letzte »schwarze Kommandant«. Und sah aus wie ein Säufer.

Roskau zeigte auf die ehemalige Wiese vor dem Reichstag, dann deutete er auf das XM8. Ich begriff, schaltete den Nachtsichtmodus

ein und spähte über das Feld. Ich erkannte einige Krater und etwa ein Dutzend zerfetzte Leichen. Wir hatten ein Minenfeld auf dem ehemaligen Platz der Republik errichtet. Es hatte die Wahnsinnigen nicht aufgehalten. Sie ließen sich nicht mehr durch Drohungen aufhalten. Viel hatte sich verändert in den letzten sechs Monaten, in denen ich mich in meiner Wohnung verkrochen hatte.

»Die anderen sind durch!«, schrie Roskau. Noch immer kreiste der Transporthubschrauber über uns. Der Container senkte sich zu Boden. Soldaten griffen nach ihm und stabilisierten ihn. Blätter auf Roskaus Tisch flatterten hoch. Einige landeten auf dem gefrorenen Boden. Roskau stemmte sich auf die Überbleibsel und holte wieder Luft.

»Sie werden sicher verstehen, dass das eine freiwillige Mission ist!«

Ich nickte wieder. Ein Walkie-Talkie an seinem Gürtel knackte.

»Mission Glutregen bittet um grünes Licht!«

Roskau sah uns ernst an. Der Container setzte auf. Der Hubschrauber befand sich knapp zehn Meter über unseren Köpfen. Die schweren Seile wurden mühselig ausgeklinkt.

»Sie haben eine Stunde. Dann werden wir die Regierung evakuieren und einen Gaseinsatz mit Feuerunterstützung vorbereiten.«

Mein Gesicht verfinsterte sich. Roskau hob entschuldigend die Hände. Der Container stand inzwischen frei auf dem Rasen. Der Hubschrauber stieg langsam wieder in die Höhe. Ich sah auf die Siegel am Container. Biohazard. Sie verloren keine Zeit. Wütend stellte ich den Kaffee ab und wandte mich ab. Ich wollte auch keine Zeit mehr verlieren und marschierte los.

»Nicht meine Entscheidung, Rollberg! Viel Glück!«

Er schrie noch immer, obwohl der Transporthubschrauber schon längst nur noch leise brummte. Die anderen Soldaten sahen uns hinterher. Ich checkte erneut mein XM8, da merkte ich, dass Becker noch immer neben mir ging. Schweigend erreichten wir die Barrikaden vor dem Minenfeld.

»Wie viele Freiwillige gibt es?«, fragte ich, während ich auf den Reichstag, den wir jetzt Depot nannten, starrte. Depot, weil er nicht nur Nahrung und Wasser bot, sondern weil auch die Regierung sich noch immer dort befand. Und weil sich im ehemaligen Plenarsaal

Hunderte Zivilisten aufhielten. Das Depot war der einzige sichere Ort in Berlin. Viele von uns hatten ihre Kinder und Frauen dorthin gebracht, dann hatten wir das Gebiet gesichert. Es war meine Aufgabe gewesen, es zu verminen. Niemand sollte zu Fuß reinkommen. Ich hatte damals gedacht, dass Claudia sicher sei. Claudia und ihr neuer Mann.

»Nur einen«, sagte Becker. »Mich.«

Sekunden später liefen wir über das Feld vor dem Reichstag. Becker war so klug, direkt hinter mir zu bleiben. Ich wusste noch ziemlich genau, wo ich die Minen platziert hatte. Aber es war unnötig. Die meisten waren hochgegangen. Leichenteile rauschten an mir vorbei. Ich versuchte, nicht auf den Boden zu blicken, denn hier und da nahm ich eine Bewegung wahr. Die Minen hatten nicht alle getötet. Stattdessen fixierte ich die weiße Fahne, die über der Kuppel wehte. Die Fahne der Einheit, die über zwanzig Jahre ununterbrochen gehisst war, hatten wir ersetzt durch die weiße Erkennungsfahne der neuen Föderation. Jedes Land, das betroffen war, musste Quarantäneflaggen benutzen. Meistens ein blauer Kreis auf weißem Grund. Wenn der blaue Kreis schwarz hinterlegt war, bedeutete das, dass das Kriegsrecht ausgerufen war. Italien und Spanien hatte es so erwischt. Schüsse krachten hinter mir. Ich wirbelte herum. Becker schoss auf kriechende Infizierte. Schwarzes Blut blitzte im Nebel auf.

»Unnötig!«, rief ich. Becker schloss mit funkelnden Augen zu mir auf, sagte aber nichts.

Geduckt näherten wir uns der breiten Treppe am Haupteingang. Ich blickte zur Kuppel hinauf. Dort flackerte rotes Signallicht. Ein Zeichen, dass die Regierung uns erwartete. Ich erkannte kaum Schäden am Gebäude. Sogar der Schriftzug »Dem deutschen Volke« war noch intakt. Jemand hatte mit Graffiti jedoch »Nero« darüber gesprüht. Das war der Spitzname für die Seuche, die in Rom zum ersten Mal aufgetreten war. Von dort hatte sie sich über ganz Europa ausgebreitet. Noch hatte niemand sie gestoppt. An den Eingangssäulen prangten Einschüsse und Blutspritzer. Langsam bestiegen wir die Treppe. Es war alles ruhig.

Die schwere Eingangstür war zerstört. Sie waren einfach durch das Glas gebrochen. Ich spähte hindurch, konnte aber nichts ausma-

chen. Innen war es stockdunkel. Becker warf einen kurzen Blick auf seine Uhr.

»Wir haben den Kontakt vor drei Stunden verloren. Vermutlich haben sich alle Zivilisten im Plenarsaal versteckt.« Er machte eine Pause. »Er ist doppelt gesichert. Von innen und von außen.«

Ich nickte bitter. Wir konnten nur hoffen, dass sie es noch geschafft hatten. Das bedeutete, dass die Infizierten jetzt durch das Gebäude irrten.

»Okay, wir schießen nach einer Vorwarnung«, sagte ich.

Becker erwiderte nichts. Das war ungewöhnlich. Ich kannte ihn eigentlich als jemand, der erst schoss und dann nachlud, bevor er Fragen stellte. In diesem Moment dachte ich noch, dass er wirklich Zivilisten schonen wollte. Ich setzte das Nachtsichtgerät auf und scannte die Umgebung. Nichts war zu sehen. Langsam schob ich mich vorwärts.

2. Caligula

Irgendetwas stimmte nicht. Ich stoppte in der Dunkelheit und ließ sogar Becker in mich hineinstolpern. Er fluchte leise. Ich ignorierte ihn und drückte mich an die Wand im ersten Stock. Hier hatten Bilder gehangen. Jetzt waren davon nur noch ein paar Fetzen übrig. Lautlos drehte ich mich zu Becker und legte den Finger auf den Mund. Er verstand und atmete flach. Einige Sekunden lauschten wir in die Dunkelheit. Es war vollkommen still. Kein Kratzen, keine Schritte, kein Gekreische. Die typischen Geräusche der Infizierten blieben hier völlig aus. Ich spürte Becker neben mir atmen.

»Was sagt Ihnen das?«, fragte ich.

Becker stöhnte.

»Sie müssen hier sein. Möglicherweise verstecken sie sich.«

Ich hielt das nicht für plausibel. Die Infizierten zeigten kein kontrolliertes Verhalten. Wenn das Virus erst mal ausgebrochen war, kannten sie nur rasende Wut und Hass. Sie verhielten sich wie amoklaufende Wirte, die das Virus verbreiten wollten. Jeder, der nicht infiziert war, wurde von Ihnen angefallen und gebissen. Dann hetzten sie weiter. Wenn sie uns hier gewittert hätten, hätten sie uns schon längst angegriffen. Irgendetwas war hier faul. Die Stille konnte nur

eines bedeuten: In den Gängen gab es keine Infizierten. Becker wusste, was ich dachte.

Im ersten Obergeschoss war der einzige Zugang zum Plenarsaal. Der blaue Bereich, wie er früher genannt wurde. Die Regierung hatte sich im Dachrestaurant, gleich neben der Kuppel, einquartiert.

»Wir müssen den Plenarsaal überprüfen«, flüsterte Becker.

»Dann los!«, sagte ich und schlug den richtigen Weg ein. Wir beide ahnten, was uns dort erwarten würde. Ich beobachtete noch immer den Boden und die Wände. Kaum Kampfspuren. Die Infizierten hatten sich nicht lange in den Gängen aufgehalten. War das Virus noch nicht ausgebrochen, als sie durch die Gänge hasteten? Normalerweise hinterließen die Infizierten eine Spur aus Blut und Chaos. Wir mussten uns darauf einstellen, dass sie alle vor dem Plenarsaal waren. Ich wollte es mir nicht ausmalen, was es bedeutete, wenn sie schon eingedrungen waren. Aber die Stille verhieß nichts Gutes.

Becker und ich schoben uns weiter vor, die Gewehre im Anschlag. Das XM8 surrte in meiner Hand, denn das Infrarotlicht suchte sich immer neue Punkte, die es an den Entfernungsmesser weitergab. Ich bekam Tische, Stühle, haufenweise Koffer und sogar ein Fahrrad ins Visier. Aber alles war völlig tot und leblos. Was mich am meisten wunderte, war, dass es keine Leichen gab.

Der Plenarsaal war wenige Minuten von uns entfernt. Plötzlich nahm ich eine Regung zwischen zwei Säulen wahr. Ich verfolgte sie sofort mit dem XM8. Eindeutig ein Huschen.

»Licht!«, schrie ich als Warnung, um Becker nicht zu blenden, dann schaltete ich die Lampe des XM8 ein. Sofort bohrte sich ein gelber Lichtstrahl in den Gang vor uns. Staub tanzte in seinem Kegel. Ich balancierte ihn aus. Becker hielt den Atem an. Wir rührten uns nicht. Ich ließ den Kegel sorgfältig über die Säulen gleiten.

»NSK!«, brüllte ich. Das war die inzwischen geläufige Abkürzung für Nationales Sonderkommando, das nach dem Ausbruch aus dem Rest der Bundeswehr und der Polizei gebildet wurde. Jeder musste wissen, dass das NSK Schießbefehl hatte, wenn man sich nicht eindeutig zu erkennen gab. Die meisten hielten sich daran. Wir hatten Blaustreifen dabei. Ein Speichelabstrich genügte, um festzustellen,

ob jemand infiziert war ... Was dann passierte, ergab sich meistens aus der Situation. Es gab kein Heilmittel.

»NSK!«, wiederholte ich.

»Nicht schießen!«, antwortete eine Stimme aus der Dunkelheit. Es war ein Mann, und mir kam die Stimme irgendwie bekannt vor.

»Kommen Sie mit erhobenen Händen hervor!«, rief ich, noch immer nicht sehend, mit wem ich es zutun hatte.

»Einen Blauen«, flüsterte ich schnell. Becker fummelte an seiner Uniform, riss etwas auf, das wie ein Kreppverschluss klang, und reichte mir dann einen dünnen Papierstreifen über die Schulter. Ich ließ die Säulen vor mir nicht aus den Augen. Eine schmale Gestalt drückte sich da an die Wände.

»Betreten Sie die Mitte des Ganges!«, sagte ich laut. Es kam Bewegung in den Schatten. Ein Mann schälte sich aus der Dunkelheit und tapste unsicher in den Gang. Er hatte die Hände erhoben, drehte uns aber den Rücken zu.

»Langsam umdrehen!«

Während er sich wie in Zeitlupe bewegte, griff ich nach dem Blaustreifen.

Als der Mann uns fixierte, erkannte ich ihn. Ihn hätte ich am liebsten gleich erschossen. Sein Name war Markus Tromper, Referent im Wirtschaftsministerium. Ich kannte ihn kaum, hatte ich nur einige Male auf Empfängen, die ich Claudia zuliebe besucht hatte, getroffen. Dass er sie damals schon fickte, erfuhr ich erst sehr viel später. Zu mir war er immer sehr nett gewesen.

Verkniffen blinzelte er in das Licht meiner Lampe.

»Rollberg, sind Sie das?«

Anstatt zu antworten, warf ich ihm den Blaustreifen zu.

Er fing die Pappe ungeschickt auf.

»Los, machen Sie den Test!«, rief ich und nahm ihn ins Visier. Das war der kritische Moment. Wenn er infiziert war, musste er sich jetzt zu erkennen geben. Die meisten Infizierten warfen sich aus lauter Verzweiflung in das Mündungsfeuer. Von mir aus konnte er sich der Mehrheit anschließen. Aber Tromper nahm bloß den Streifen schnell zum Mund, leckte daran wie an einer Briefmarke und warf ihn dann vor unsere Füße. Wir schwiegen die drei Minuten, die der Test brauchte. Ich musterte ihn derweil. Er sah ganz schön fertig aus.

Seine Haut war grau und sein Gesicht eingefallen. Mangelernährung. Ich war davon ausgegangen, dass die Versorgung zumindest im Depot stimmte.

»Es ist blau«, sagte Becker. Tromper war gesund.

»Okay, kommen Sie zu uns rüber!«, sagte ich. Tromper ließ die Hände sinken und schlurfte auf uns zu. Er ließ den Kopf dabei hängen.

»Bewegen Sie sich schon!«, forderte ich. Als er endlich da war, merkte ich, wie dünn er war. Sein Atem ging rasselnd, und ich hatte das Gefühl, er hätte sich am liebsten irgendwo abgestützt. Becker gab ihm Wasser aus seiner Feldflasche. Er trank gierig und musterte uns dann verstohlen.

»Sind Sie allein?«

Er nickte bloß.

Becker sah mich fragend an.

»Wo sind die anderen?«, schob ich hinterher.

Tromper atmete aus. Becker nahm ihm die Flasche wieder ab und wischte sie misstrauisch ab. Tromper schien seltsamerweise zu überlegen, was er sagen sollte.

»Haben Sie die Frage nicht verstanden?«, fauchte ich.

»Einen Moment bitte!«, antwortete er schleppend. Er lehnte sich an die Wand und schloss die Augen. Becker und ich sahen uns ratlos an.

»Wir haben nicht mehr viel Zeit!«, sagte ich. Den Giftgaseinsatz behielt ich besser für mich. Tromper nickte, als würde er endlich verstehen.

»Sie waren plötzlich da. Es ging furchtbar schnell. Ehe wir gewarnt werden konnten, waren sie schon vor den Türen.«

»Die Türen sind gesichert«, erwiderte ich. »Sie halten selbst Einschüssen stand.«

Tromper sah mich lang an.

»Irgendetwas muss schief gegangen sein. Die Haupttür schwang auf. Vielleicht hat es einen Kurzschluss gegeben.«

Oh Gott, dachte ich.

»Wir hatten Waffen und taten, was wir konnten. Schließlich gelang ein paar von uns die Flucht.«

Misstrauisch sah ich ihn an.

»Sie gehörten natürlich dazu.«

Er reagierte nicht auf meine unausgesprochene Unterstellung. Instinktiv fragte ich mich, was mit Claudia passiert war. Er schien meine Gedanken zu erraten.

»Ich weiß nicht, wo Ihre Frau ist. Wir haben uns getrennt.«

Becker schaltete sich ein. Er sah mich entschlossen an.

» Klären wir das jetzt!«

Wir nahmen Tromper in die Mitte und gingen in Richtung Plenarsaal.

Die Türen waren verschlossen. Dahinter herrschte Dunkelheit. Noch immer war es totenstill. Ich spähte durch die schmierigen Glasscheiben des Westeingangs. Es war der alte Haupteingang. Der schwere Bundestagsadler hing auf der gegenüberliegenden Seite. Schnell knipste ich das Licht über dem Lauf an. Der Strahl verlor sich im Schwarz des Saales. Becker rüttelte an der Tür.

»Warum ist sie verschlossen?«, fragte er.

Tromper zuckte mit den Schultern.

»Das Sicherheitssystem muss sie wieder verriegelt haben.«

Ich warf ihm einen misstrauischen Blick zu und trat an die Scheibe. Warum war es, verflucht noch mal, so dunkel und still?

»Können wir die Sicherung überbrücken?«, fragte ich Becker. Der bleckte die Zähne.

»Klar!«, erwiderte er und riss sein G36 hoch. Ich hatte gerade noch genug Zeit, um Tromper zurückzuziehen. Becker feuerte ein paar Schüsse auf die Scheibe. Klirrend zersprang sie vor unseren Augen. Als der Rauch sich verzogen hatte, starrten wir auf eine Blutspur, die in die Dunkelheit führte.

»Hallo!«, brüllte Becker.

»NSK!«, schob ich hinterher. Wieder keine Reaktion. Vor uns breitete sich die Stille eines Friedhofes aus. Becker und ich zögerten, den Saal zu betreten. Ohne Licht war das Unterfangen ein Problem. Wir konnten nicht einfach wild um uns schießen. Das Licht der Gewehre reichte nicht aus.

»Rollberg!«, sagte Becker und trat zu mir. Ich wandte ihm meinen Kopf leicht zu, ließ aber die Dunkelheit nicht aus den Augen.

»Ich kann die Signalfackel benutzen.«

Ich überlegte. Dann konnten wir nicht mehr den Erfolg der Mission signalisieren. Aber so, wie das jetzt aussah, schien sowieso einiges nicht nach Plan zu laufen.

»Okay!«

Becker zog die rote Stange hervor und schlug sie auf. Rote Funken sprühten, sofort breitete sich ein wabernder Schein aus. Er zählte bis drei und warf dann die Fackel in den Plenarsaal. Meine Augen wurden geblendet, trotzdem machten wir einige Schritte vorwärts. Dann brach die Hölle los.

Als ob der Gestank unter ihren Leibern verborgen war, bemerkte ich ihn erst, als sie sich aufrichteten. Das Signallicht schien sie geweckt zu haben. Instinktiv erkannte ich, dass weder Becker noch ich hier den Weißbefehl beachten mussten. Wir blickten in die Fratzen von Infizierten, die uns mit hohläugigen Gesichtern anstarrten. Sie wirkten, wie aus einem Winterschlaf erwacht. Dabei war die Attacke erst ein paar Stunden her. Sie mussten sofort hierher gelangt sein. So viel zu unseren Sicherheitssystemen.

»Achtung!«, fauchte ich. Auch Becker hielt noch inne.

Wir warteten noch einige Augenblicke, denn manchmal waren sie aus welchen Gründen auch immer nicht aggressiv. Wir täuschten uns. Je heller es wurde, umso so mehr Bewegung kam in die Masse. Die Ersten sprangen auf. Unglaubliche Energie schien sie plötzlich anzutreiben. Das Virus war schnell und wirkte sich auf die Muskeln und die Koordination aus. Alles ging zackiger, hektischer. Wütender ... Jetzt glühten ihre Augen im Schein der Fackel. Und sie sahen uns. Es waren zu viele ...

»Rückzug!«, brüllte ich. Aber da krachte Beckers G36 schon los. Anstatt auf meinen Befehl zu reagieren, stürmte er nach vorn und begann auf die Infizierten zu schießen. Sie kamen jetzt aus allen Ecken. Der Plenarsaal leuchtete glutrot. Die Bänke waren längst herausgerissen und improvisierten Schlafbrettern gewichen. Rucksäcke, Kanister und Lebensmittel säumten den Boden. Dazwischen Leichen. Ich stolperte vorwärts, noch immer völlig paralysiert. Die meisten Infizierten hatten sich hinter der Mauer, vor der das Rednerpult stand, versteckt. Sie stürzten wie auf Kommando in die Mitte des Saales. Becker wirbelte herum. Seine Schüsse pflügte durch die Heranstürmenden. Kopfschüsse ließen Schädel platzen. Das schwarze Blut

sprudelte wie in Fontänen aus ihnen heraus. Weitere Salven folgten.

Ich erwachte aus meiner Erstarrung. Tromper zitterte neben mir, aber ich hatte jetzt keine Zeit, um mich um ihn zu kümmern. Ich ließ ihn stehen und marschierte feuernd zu Becker. Das XM8 ist eine Spezialanfertigung des G36. Es schießt weiter und präziser, allerdings wird der Lauf zu schnell heiß. Das Dauerfeuer lässt es wie ein Maschinengewehr klingen. Ich entschied mich, dass ich hier keine Munition sparen musste. Wir waren zu spät gekommen. Mein XM8 brüllte los. Die Projektile pflügten durch die Angreifer. Beine wurden umgeknickt. Arme abgerissen. Hautfetzen trafen mich. Es roch nach verbranntem Fleisch. Aber all das hielt sie nicht auf. Sie reagierten gar nicht auf unsere Schüsse. Als hätte jemand einen Schalter in ihrem Hirn umgelegt. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Bisher waren die Infizierten krank und gefährlich, aber nicht wahnsinnig. Diese hier waren es. Schwarzes Blut regnete auf uns herab, als wir feuernd voranschritten. Becker schrie bei jedem Schuss. Eine Taktik, um noch mehr anzulocken. Ich sah kaum, auf wen er alles schoss, denn mit seinem Gebrüll zog er sie alle an. Der Rednerbereich war über und über mit Blut bespritzt. Einige Infizierte stolperten noch immer durch die Reihen, aber er hatte sie schon deutlich dezimiert. Becker feuerte in kürzeren Abständen. Das Licht wurde schwächer.

»Gezielt feuern!«, rief ich. Er schien mich nicht zu hören. Hass loderte in seinem Gesicht. Wie ein Roboter lud er nach.

»Becker! Feuerdisziplin!« Wenn er mich hörte, dann war es ihm egal, was ich sagte. So kannte ich ihn.

Erst jetzt sah ich das kleine Kind, das auf Becker zustürmte. Ein Mädchen, eindeutig infiziert. Becker zögerte. Dann schoss er abrupt und schleuderte das Mädchen mit dem tödlichen Schuss gegen das Rednerpult. Diesmal schrie er, als hätte er Schmerzen. Ich packte zu und schüttelte ihn. Tränen bedeckten sein Gesicht.

»Was ist mit Ihnen los?«

Aber Becker presste nur die Lippen aufeinander und riss sich dann von mir los. Er schrie mir irgendetwas Unverständliches entgegen. Speichel spritzte auf seine Uniform. Ich drehte mich um, denn ich hatte der Wand mit dem Adler den Rücken zugekehrt. Ein Anfängerfehler. Aber Becker half. Er schoss die Infizierten, die von links und rechts auf mich zustürmten, zusammen. Ich stolperte nach vorn

und klammerte mich dann an das Rednerpult. Mein Blick glitt zu Boden. Blondes Haar flackerte auf. Ich kannte es. Becker jagte eine weitere Salve quer über meinen Kopf. Blut stiebte durch die Luft. Instinktiv ließ ich mich fallen. Im Getön des G36 kroch ich am Pult vorbei und riss die Figur aus ihrem Versteck. Sie war so leicht wie früher. Ich hatte mich nicht getäuscht. Es war Claudia. Sie lebte, sah aber furchtbar aus. Ich zog sie hoch und stolperte auf Becker zu.

Er feuerte noch immer. Geduckt hetzten wir an ihm vorbei.

»Rückzug!«, schrie ich. »Raus hier!«

Claudia hing fast regungslos in meinen Armen. Die zerstörte Glas-tür wackelte vor uns. Am Eingang stand Tromper und schien nicht zu wissen, wohin er laufen sollte. Schließlich erklimmen wir die Stufen. Atemlos ließ ich Claudia neben den Splittern der Tür zu Boden sinken. Ihr Blick war verschleiert, aber wach. Ich deutete auf sie und schrie:

»Tromper, tragen Sie sie in den Gang!«

Tromper spähte durch die Tür und sah mich unentschlossen an. Ich hob wie zur Drohung mein Gewehr, dann reagierte er endlich und kroch zu Claudia. Ruckartig wandte ich mich ab, um Becker zu holen.

Die Fackel verglühte. Die Dunkelheit kam wie in Wellen. Mehr und mehr musste ich mich an den Schüssen orientieren. Dann starb das rote Licht. Anstatt das Infrarot zu verwenden, knipste ich den Lichtkegel an. Mein Weg wurde jetzt in grelles Licht getaucht. Noch immer stand Becker feuernd in der Saalmitte und rotierte um die eigene Achse. Ich schaltete auf Einzelfeuer und näherte mich ihm. Gezielt tötete ich einige Infizierte. Er bemerkte es, grinste mir aber nur verschwörerisch zu. Dann erreichte ich ihn. Zwei infizierte Frauen krochen über den Boden. Ich schoss in ihre Köpfe, sofort blieben sie liegen.

»Soldat Thomas Becker!«, schrie ich. »Stellen Sie das Feuer ein!«

»Tut mir leid, Rollberg!«, schrie er zurück und wankte weiter nach vorn. Es war kontrollierter Selbstmord. Hinter der Mauer kauerten noch mehr. Ich riss das XM8 hoch.

»Becker!«, schrie ich als letzte Warnung. Sein Kopf ruckte herum. Er sah furchtbar verzweifelt aus, schoss aber weiter auf die Infizier-

ten. Mechanisch lud er immer wieder durch und schoss ihnen direkt ins Herz.

»Bringen Sie Ihre Frau hier raus!«, schrie er. Ich konnte es nicht fassen. Er spielte den Helden. Becker eben. Ich ignorierte sein Geschrei. Er achtete nur auf die Infizierten, die sich trotz seines Dauerfeuers immer wieder auf ihn stürzten.

»Zurück!«, brüllte ich, so laut ich konnte. Er sah mich entgeistert an. Ich reagierte nicht, sondern zielte mit dem XM8 über seinen Kopf. Er verfolgte den Lauf, dann verstand er endlich. Ich feuerte. Das XM8 vibrierte in meiner Hand. Die Projektile trafen den Bundestagsadler. Das gigantische Stahlgebilde löste sich aus seinen Verstreben. Krachend stürzte es zu Boden. Erst stand es senkrecht am Boden, dann kippte es auf uns zu. Schnell zog ich den sich windenden Becker zurück. Der Adler begrub die Infizierten unter sich. Sofort war es still. Nur das schwere Metall knirschte noch.

Erst jetzt hatte ich die Möglichkeit durchzuatmen. Aber zerquetschte Infizierte krochen unter dem Adler hervor. Ich schoss wieder, aber diesmal reichten wenige gezielte Treffer. Fluchtartig zerrte ich Becker zurück. Ich hatte viele Infizierte gesehen, aber noch nie solche Wahnsinnigen. Ihre Raserei kannte kein Halten. Selbst als sie tödlich verwundet waren. Auf der Treppe sahen wir uns ein letztes Mal um. Nur noch ein leises Fauchen war zu hören. Es blieb aber in der Dunkelheit und erstarb langsam. Ich drehte ich mich langsam zu Becker. Er starrte auf den Boden, während seine Waffe an seiner Seite baumelte. Abwesend hob er den Kopf und sah mich ausdruckslos an.

»Wir nennen es Caligula. Eine neue Mutation ... Ein Hybridvirus ... Schneller, härter, tödlicher. Mortalitätsrate 100 %.«

Ich begriff. Deshalb eine Freiwilligenmission. Deshalb ich? Weil ich sowieso schon raus war? Ich riss mich zusammen.

»Ich brauche Sie!« Er starrte ins Leere, dann sah er auf.

»Tut mir leid!«

»Reißen Sie sich zusammen! Wir müssen die Regierung jetzt hier rausbringen.«

Becker zuckte zusammen. Bitter sah er mich an. Seine Augen flackerten wieder. Ich hatte aber keine Zeit für seine Befindlichkeiten, sondern lud das XM8 durch.

Wir rannten zur Anhöhe und stolperten aus dem Saal. Draußen

erwarteten uns meine Ex-Frau und ihr Ex-Geliebter. Wir sicherten den Saal erneut, doch die Infizierten blieben zurück. Es sah so aus, als hätten wir fast alle getötet.

»Zurück!«, schrie ich unsere Gruppe an und trieb sie in den dunklen Gang, aus dem wir gekommen waren. Wir erklommen die Besuchergalerie, dann das zweite Obergeschoss. Die Kuppel war nicht mehr weit. Auf den dunklen Gängen im dritten Stock hielten wir das erste Mal inne. Infizierte schienen uns nicht zu folgen. Ich sah auf die Uhr. Mission Glutregen begann in wenigen Minuten. Wir hatten eigentlich keine Zeit, aber die verzerrten Gesichter von Claudia und Tromper sprachen Bände. Becker sah nur stur geradeaus.

Claudia und Tromper sanken zu Boden.

»Zwei Minuten!«, sagte ich zu Becker. Er nickte wortlos. Wie immer nutzte ich eine Gefechtspause, um zu atmen. Einfach ruhig ein und ausatmen. Eine Minute lang sagte niemand etwas. Schließlich wandte ich mich an meine Ex-Frau.

»Hallo Claudia«, sagte ich leise. Claudia startete mich an wie einen Verschollenen aus dem Krieg. Ich weiß nicht, ob Bedauern über unsere Trennung in ihrem Blick lag, aber etwas war da. Sie sah schlecht aus. Wir hatten uns vor sechs Monaten getrennt. Sie war hiergeblieben. Ich hatte Becker gesagt, er könne zum Teufel fahren und mich dann in meiner Wohnung in Lichtenberg verkrochen.

Sie hatte während dieser Zeit im Plenarsaal gelebt. Dementsprechend sah sie auch aus. Ihre Haare waren fettig und dünn. Sie schienen ihr auszufallen. Sie war blass, mager und hatte aufgeplatzte Lippen. Zitternd lehnte sie an der Wand.

»Wieso bist du noch nicht ausgeflogen worden?«, fragte ich. Becker hatte sich inzwischen beruhigt und leuchtete durch den Gang vor uns. Es war vollkommen still. So wie es aussah, waren tatsächlich alle Infizierten im Plenarsaal gewesen.

»Die Flüge wurden vor vier Wochen eingestellt«, antwortete sie. Tromper saß händeringend neben ihr. Seine Nervosität steckte mich an. Aber sie beachtete ihn nicht. Ich stupste Becker fragend an. Er zuckte mit den Schultern. Es war aussichtslos, aus den beiden etwas herauszubekommen. Ich zeigte auf den Gang vor uns und schulterte das XM8.

»Wir müssen in die Kuppel!«

»Warte!«, sagte Claudia. Überrascht sah ich sie an. Sie erhob sich mühsam, schwankte etwas, stabilisierte sich dann aber. Sie war unglaublich dünn, aber ihre Figur war noch immer anziehend.

»Kann ich eine Waffe haben?«

Diese Frage hatte ich am Wenigsten erwartet. Ich blickte unentschlossen zu Boden, schließlich zog ich die USP aus meinem Stiefel und gab sie ihr. Claudia ergriff sie mit zitternden Händen und umklammerte sie wie einen rettenden Anker.

»Du musst ...«, hob ich an, als sie wie an Fäden gezogen herumruckte und auf Tromper anlegte. Er schaffte es noch, überrascht zu gucken, dann feuerte sie und traf ihn direkt in der Stirn. Wie eine Puppe flog er gegen die Wand.

»Claudia!«, schrie ich. Sie ließ die Waffe fallen und starrte nur auf den toten Tromper.

Dann sah sie mich an.

»Frag nicht«, flüsterte sie. Ich hob die USP auf und trat zurück.

»Weiter!«, sagte ich heiser. Becker und Claudia widersprachen mir nicht.

Während wir die Treppe zur Kuppel hinaufstiegen, fragte ich mich, warum die Flüge eingestellt worden waren.

»Becker?«, fragte ich. »Was wissen Sie über die Inseln?«

Becker sah mich nur müde an.

»Niemand weiß etwas Genaues.«

»Was ist mit den Flügen?«

»Nach meinen Informationen finden sie noch statt«, sagte er. Seine Stimme war völlig monoton. Claudia trottete stumm hinter uns her.

3. Caesar

In der Reichstagskuppel hatte sich die Regierung ohne Umwege verschanzt. Sobald »Nero« in Deutschland bestätigt wurde, sicherte man den oberen Bereich vollkommen ab. Die frühere Touristenattraktion glich nun einer Festung. Der Kanzler legte Wert darauf, nicht zu den Inseln geflogen zu werden. Stattdessen war es damals unsere Aufgabe, das Regierungsviertel zu sichern. Die »Sondereinheiten« wurden gegründet.

Einige Minister waren gleich geflohen. Darunter der Innenminister und die Gesundheitsministerin. Wer tapfer die Stellung hielt, waren der Kanzler, die Verteidigungsministerin und einige enge Mitarbeiter. Claudia hatte für das Wirtschaftsministerium als Referentin gearbeitet, genauso wie Tromper. Dadurch hatte ich den Reichstag auch einige Male vor der Epidemie besucht. Als ich in die NSK berufen wurde, setzte man mich hier ein. Beckers und meine Einheit hatten draußen viel zu tun. Als immer mehr Soldaten desertierten, zog man uns zusammen. Die »schwarze Einheit« entstand. Der Entschluss, das Depot zu schaffen, wurde schnell getroffen. Vor dem Reichstag wurde das mobile Hauptkommando der NSK eingerichtet.

Nachdem wir das Depot gesichert hatten und auf dem Dach einen provisorischen Landeplatz installierten, entschied der Kanzler, den Plenarsaal freizugeben. Es war eine politische Good-Will-Aktion. Aber für das Land bedeutete es, dass der Kanzler es nicht im Stich ließ. Wir alle waren froh über die Entscheidung. Ich lief in Claudias Büro, um ihr die Nachricht zu überbringen, denn sie wollte schon packen. Atemlos riss ich ihre Tür auf und erwischte sie vögelnd mit Tromper. Soviel dazu.

Aber ich konnte die anderen nicht im Stich lassen. Und ich war der Einzige mit Minenerfahrung. Sie verlangten, dass ich den Platz der Republik verminte. Damals gab es noch Infizierte, die frei herumliefen. Nicht alle waren sofort gefährlich. Ich protestierte, stattdessen hob man den Weißbefehl für mich auf. Als ich die Minen installierte, erschoss ich einige Zivilisten, die mich daran hindern wollten. Nachdem ich fertig war, ging ich, ohne mich noch einmal umzudrehen. Und jetzt stand ich wieder in der Spirale. Direkt vor der Kuppel.

»Aufmachen!«, brüllte ich. Nichts geschah. Ich schlug mit dem Gewehrkolben gegen die Tür. Wir hörten Schritte. Eine Kette rasselte, dann wurde die Tür langsam geöffnet. Wir betraten die Kuppel und sahen uns den Resten der Regierung gegenüber. Sie waren gerade beim Packen. Das, was man noch Regierung nennen konnte, bestand tatsächlich nur noch aus dem Kanzler, der Verteidigungsministerin und einem Jungen. Seltsam erwartungsvoll musterten sie uns. Fast misstrauisch. Ich salutierte knapp und senkte mein Gewehr.

»Rollberg, NSK!«, identifizierte ich mich. Becker sagte nichts.

Der Kanzler sah von seinem Laptop auf, knallte ihn zu und wandte sich direkt an mich.

»Endlich sind Sie da!«

Ich nickte.

»Gibt es Infizierte hier?«

Sie erstarrten. Der Junge spähte ängstlich auf mein Gewehr. Schnell schüttelte der Kanzler seinen Kopf.

»Wir haben uns gleich eingesperrt, als sie kamen.« Er atmete durch. »Wir hatten Glück!«

Ich gab mich mit der Antwort zufrieden.

»Wir sollen Sie zur Plattform eskortieren!«

Der Kanzler nickte den anderen zu. Sofort kam Bewegung in die kleine Gruppe.

»Wir packen alles zusammen und folgen Ihnen dann gerne.« Ich trat zurück, um die Tür zu sichern. Dabei prallte ich in Becker. Er starrte regungslos in die Runde.

»Wir sichern den Gang zur Plattform!«, sagte ich lauter. Vor allem, um Becker aus seiner Trance zu wecken.

»Mission Glutregen beginnt in drei Minuten!«, hörte ich die Verteidigungsministerin bestätigen.

»Es gibt ein GO!«

Dieser plötzliche Befehl irritierte mich.

»Sie können den Gasangriff ablasen!«, sagte ich. »Die meisten Infizierten sind tot. Wir werden ein Räumkommando hier rein schicken.«

Ich machte eine Pause und übertrug dann meine Kompetenzen.

»Das Gebäude sollte weiter genutzt werden, wenn Caligula so gefährlich ist.«

Der Kanzler und die Verteidigungsministerin tauschten Blicke aus. Sie ignorierten meinen Einwand.

»Sicher ist sicher!«, sagte er. Ich hob erneut an, aber die Verteidigungsministerin schnitt mir das Wort ab.

»Ich bin auch sicher, dass es ein Präzisionsabwurf wird«, sagte sie beschwichtigend. Jetzt entdeckte der Kanzler Claudia. Sein Gesicht hellte sich auf.

»Claudia!«

Aber Claudia blieb still. Irgendetwas stimmte nicht. Es lag etwas in der Luft, das mich verunsicherte. Trotzdem hatte unser Auftrag Priorität. Ich würde später meine Aussage machen können. In diesem Augenblick änderte sich alles, als Becker plötzlich seine Waffe hob. Er entscherte sie und zielte auf den Kanzler. Ich wirbelte herum, war aber machtlos.

»Blasen Sie die Evakuierung ab!«, forderte er. In seinen Augen schimmerte eine Mischung aus Wut und Entschlossenheit.

»Becker, was zum Teufel?«, fragte ich. Aber er ignorierte mich. Stattdessen trat er auf den Kanzler zu.

»Ich fordere Sie zum letzten Mal auf, Mission Glutregen abzubrechen und die Evakuierung zu stoppen!«

»Was erlauben Sie sich?«, schrie der Kanzler. Becker lud durch. Schweiß stand ihm auf der Stirn. Die Verteidigungsministerin zeigte auf mich.

»Sie! Ich befehle Ihnen, den Soldaten festzunehmen!«

Meine Augen ruckten zwischen Becker, dem Kanzler und der Verteidigungsministerin hin und her. Zur Sicherheit trat ich zurück und drückte meinen Rücken gegen die Wand. Zögernd hob ich das XM8. Auf diese Entfernung würde es Becker zerfetzen. Ein Dröhnen lenkte uns kurz ab. Der Helikopter kam.

Ich zielte auf Becker.

»Runter mit der Waffe, Becker!«

Becker beachtete mich nicht. Er starrte nur auf den Kanzler. Ich hatte mit Becker einige Einsätze durchgemacht. Obwohl wir uns nie verstanden, hatte er mir immer den Rücken freigehalten. Und ich ihm. Ich kannte ihn, wenn er entschlossen war. So, wie er jetzt aussah, hatte er immer ausgesehen, wenn er kurz davor war, jemanden zu erschießen. War der Kanzler infiziert?

»Becker!«, sagte ich lauter. Ich versuchte, Autorität auszustrahlen. Zugleich musste ich gegen den Heli über uns anschreien. Die Situation war kurz vor dem Eskalieren. Keine Reaktion von Becker. Er visierte nur den Kopf des Kanzlers an. Dann deutete er auf den Lap-top vor ihm.

»Öffnen Sie die Protokolle der letzten Stunden!«

»Nehmen Sie die Waffe runter!«, schrie der Kanzler. Speichel

spritzte durch den Raum. Sein Gesicht lief rot an.

»Becker, was soll das?« Er sah mich nur kurz an. Unglaubliche Verzweiflung verzerrte sein Gesicht.

»Rollberg, prüfen Sie die Protokolle!«

»Wir haben keine Zeit für diese Spiele!«, fauchte die Verteidigungsministerin. Mir schien es, als würde in ihrer Stimme plötzlich Nervosität aufklingen.

»Dreißig Sekunden!«, sagte ich zu Becker und eilte zum Laptop. Schweigend trat der Kanzler zur Seite. Seine Blicke durchbohrten mich. Vor mir flackerte eine Notfallprotokolldatei auf. Die Meldungen waren völlig schmucklos: Verdächtige im Radius ... Kontakt ... Positiv ... Durchbruch ... Infizierte im Gebäude ... Achtung: Test auf Caligula positiv ... sofort notwendige Sicherheitsmaßnahmen einleiten ... Bitte bestätigen ... Pause ... Bitte bestätigen ... Dann kam die einzige Nachricht aus der Kuppel: Protokoll Caesar aktiviert ... Brutus hat bestätigt ... Schluss ...

Ich sah auf und suchte Claudia. Ihre Lippen formten nur ein Wort. Tromper. Meine Lunge zog sich zusammen. Schweigend trat ich zurück. Becker schnaufte.

»Und?«, fragte er.

Ich nickte bloß.

Der Kanzler wurde blass.

»Das war eine notwendige Sicherheitsmaßnahme. Es ist nicht in Ihrer Befugnis, darüber zu richten.«

Becker schüttelte sehr langsam den Kopf und fragte:

»Das war der Sinn des Saals?«

Der Kanzler japste. Die Verteidigungsministerin wedelte mit den Händen.

»Halten Sie sich an Ihren Auftrag!«

Becker reagierte nicht.

»Becker ...«, versuchte ich es noch einmal. Ich war mir selbst unschlüssig, wie ich handeln sollte. Das musste gemeldet werden ... Aber konnten wir es beweisen? Der Glutregen würde alle Spuren vernichten.

»Stoppen Sie den Gasangriff!«, forderte ich den Kanzler auf.

Er versteifte sich, sank dann auf den Stuhl und starrte mich völlig

entgeistert an. Im gleichen Moment setzte der Helikopter über uns auf. Der Kanzler verdrehte die Augen und nickte der Verteidigungsministerin zu. Becker und ich entspannten uns. Sie nahmen Vernunft an. Die Ministerin hob die Hand und öffnete sie dann. Ihr Interkom fiel heraus. Klimpernd schlug es auf. Mit ihren spitzen Absätzen zertrat sie es. Ich blinzelte ungläubig. Kühl sah sie mich an.

»Wir haben zwei Minuten, bevor das Gas kommt!«

Der Moment, um mich abzulenken, hatte gereicht.

»Ficken Sie sich!«, schrie der Kanzler und riss etwas in die Höhe. Im Augenwinkel sah ich eine Mündung aufblitzen. Becker und ich schossen gleichzeitig. Die Feuerstöße kreuzten sich. Meiner galt der Verteidigungsministerin, seiner dem Kanzler. Sekunden später war Stille. Die Regierung gab es nicht mehr.

Die Bomben fielen schon aus dem grauen Himmel, als wir über das Dach huschten. Sie platzten über uns auf und gaben einen rotgelben Funkenregen frei. Feuerlanzen schlugen neben uns ein. Aber der Helikopter hatte gewartet. Als wir abhoben, glühte der Reichstag von innen. Er explodierte Sekunden später. Claudia, der Junge, Becker und ich wurden in die Sitze gedrückt. Schnell drehte der Helikopter ab. Becker atmete ruhig neben mir.

»Es war ihre Idee, mich zu holen, oder?«, fragte ich.

Er nickte.

»Wussten Sie es die ganze Zeit?«

Er schüttelte kaum merklich den Kopf.

»Im Plenarsaal war meine Tochter. Die letzte Nachricht, die ich von ihr erhielt, war, dass die Türen plötzlich geöffnet wurden. Von innen.«

Ich dachte an das Mädchen, das er erschossen hatte.

»Tut mir leid«

»Sie haben die Infizierten in den Saal gelockt. Sie haben nicht eine Sekunde gezögert. Ein Köder.«

Der Helikopter tauchte in die Dunkelheit. Der brennende Reichstag wurde immer kleiner.

»Warum haben Sie mich gefragt?«

Becker sah mich müde an, dennoch flog ein verbittertes Grinsen über sein Gesicht.

»Sie waren der Einzige, von dem ich wusste, dass er sich nicht einschüchtern lässt. Deshalb vertraute ich Ihnen.«

Ich umklammerte den Laptop so fest, wie ich konnte. Becker hatte recht.

De(ad)mokratie

ein sozialpolitischer Diskurs
von *Gioal Canestrelli*

Zuerst war es ein Problem.

Ein ziemlich großes Problem, um ehrlich zu sein.

Ich meine... ich gehöre ganz bestimmt nicht zu diesen Retrogressiven, die in der Vergangenheit festhängen und einfach nicht in der Lage sind, in den heutigen Zeiten zu leben... sich mit den Innovationen anzufreunden... dabei ist das Leben ein langer, sich stetig wandelnder Fluss, und sich an alten Traditionen und Lebensweisen festzukrallen ist eine unreife, ja schlichtweg falsche Einstellung. Auf so manche Art könnte man ein solches Verhalten sogar als kriminell bezeichnen!

Aber als sie auftauchten... ich gebe es zu, als sie in unsere Welt kamen, gab es schon einige Probleme der Praktikabilität, und ganz zu Anfang war ich auch ein bisschen ratlos.

»Biologische Inkompatibilität«, so haben es die Retrogressiven genannt... Ganz offensichtlich irrten sie sich, aber damals musste das erst noch unter Beweis gestellt werden.

Und das, nachdem doch das vergangene Jahrhundert den ultimativen Sieg der Integration brachte, eine Zeit, in der alle Minderheiten, egal wie groß oder klein sie gewesen sein mochten, ihren verdienten Platz in der Welt gefunden haben...

Doch trotz alledem gab es immer noch vereinzelt engstirnige Menschen, die alle verachteten und fürchteten, die anders waren - oder besser gesagt, aus deren beengter Perspektive, anders schienen.

Ohne Zweifel, die ökonomische Krise, die unser Land seit über fünfzig Jahren plagte, hat nicht gerade eine Stimmung gefördert, in der Dialog und Kommunikation im Mittelpunkt stehen... »Man sollte sie dorthin zurückschicken, wo sie herkommen!« pöbelte die reaktionäre Presse... Aber verdammt noch mal, diesen Fanatikern muss doch klar gewesen sein, dass das nicht möglich ist... zumindest

nicht auf zivilisierte Art und Weise!

»Wenn sie sich nicht unserem Lebensstil anpassen können, müssen sie weg!« Ein schreckliches Wiederaufflammen überwunden geglaubter, vergangener Zeiten... Wie konnte man so etwas bloß in Hinblick auf benachteiligte Gruppen fordern? Ganz offensichtlich, dass die Verantwortung, hier einen Kompromiss zu finden, auf den Schultern von Menschen mit einem differenzierter gezeichneten kulturellen Hintergrund lastete.

Wenn man fair sein will, muss man aber zugeben, dass es ganz am Anfang so gut wie unmöglich war, eine gemeinsame Basis zu finden... die Unterschiede waren einfach zu groß... aber hey, Rom wurde auch nicht an einem Tag erbaut!

So oder so oblag es eindeutig unserer Seite, den ersten Schritt zu gehen... auch wenn, wie bereits gesagt, die Dinge am Anfang gar nicht gut aussahen.

Und, wie es dann immer so ist, traten zunächst diejenigen hervor, die aus der Situation einen Nutzen ziehen wollten - um ihren wirren Glauben zu propagieren: Religiöse Fanatiker, paramilitärische Bündnisse, Faschisten... Es gab sogar einen Haufen Irre, die sich in terroristischen Zellen organisierten, um eine »Reinigung«, wie sie es nannten, durchzuführen.

Einfach widerlich... in meinen Augen sind diese Leute nichts anderes als Barbaren.

Leider wussten unsere werten Politiker auch nicht, was sie tun sollten. Während die Retrogressiven also die allgemeine Unsicherheit mit ihren leichtsinnigen Aktionen weiter schürten, verkamen die Vororte, die nicht über ausreichende Sicherheitskräfte verfügten. Sie wurden zu regelrechten »No-Go«-Zonen, und das sogar am helllichten Tage!

»Wir brauchen ein staatliches Integrationsprojekt!« jammerte die liberale Presse.

Und damit lagen sie gar nicht so falsch.

Im letzten Jahrhundert sind der Menschheit schließlich wahre Wunder gelungen, wenn es darum ging, kulturelle Differenzen zu überwinden. Und selbst wenn sich Immigranten der dritten oder

sogar vierten Generation überwiegend immer noch mit eher bescheiden vergüteten Jobs begnügen mussten, so waren sie doch immerhin in eine glückliche, moderne Gesellschaft integriert. Fernab der Ungerechtigkeiten ihrer Herkunftsländer.

Leider schien das mit unseren jüngsten Neuzugängen geradezu unmöglich.

Glücklicherweise fanden wir die Lösung in unserer jüngsten Vergangenheit. »Wir müssen aufhören, sie zu fürchten, und sie stattdessen als eine Ressource betrachten«, hatte ein schlauer Mensch gesagt. Und genau das war der Schlüssel.

Wir mussten das Ganze mit diesem Hintergedanken neu durchdenken, diese Idee quasi neu erfinden, so dass sie zu den gegebenen Umständen passte.

Abgesehen davon hatten wir das doch schon oft getan, auf die eine oder andere Art, mit kleinen Veränderungen hier und da, und waren so doch immer zum Ziel gekommen.

Gut, dieses Mal lagen die Dinge ein wenig anders, komplexer... Aber unsere Gesellschaft, die auf den ehrbaren Prinzipien von Respekt, Akzeptanz und Demokratie fußte, würde doch niemals vor so einer Aufgabe kuschen - nur, weil sie vielleicht auf den ersten Blick eine etwas größere Herausforderung darstellte.

Der Wendepunkt, so erstaunlich das auch ist, wurde durch die Internationale Industriegesellschaft erreicht.

So konnten die Neuzugänge schließlich und endlich gewinnbringend eingesetzt werden... Okay, sie waren nicht gerade als intelligent zu bezeichnen, aber immerhin waren sie stark, unermüdlich und billig - eine Kombination, die sich im Verlauf des letzten Jahrhunderts schon oft als profitabel erwiesen hat. Sofern man richtig an die Sache herangeht.

Zugegeben, sie konnten nicht gerade für feinmotorische oder sonderlich komplexe Abläufe eingesetzt werden. Aber etwas Einfaches, immergleiche Handgriffe wie an einem Fließband zum Beispiel, würden ihnen definitiv die Möglichkeit geben, auf ihre Art den bestmöglichen Beitrag zu unserer Gesellschaft zu leisten.

Nur leider waren sie immer noch sehr schwierig unter Kontrolle

zu halten.

Sie waren sehr instinktgesteuert, die Retrogressiven würden sogar sagen, animalisch... aber bestimmte Begrifflichkeit sollten in der heutigen Zeit einfach nicht mehr mit menschlichen Wesen in Verbindung gebracht werden, wie auch immer deren Natur beschaffen sein möge. Denn das gehört in die dunklen Kapitel der Geschichtsschreibung unserer Vorfahren, nicht in die strahlende Gegenwart, die von der seligen Kraft der Demokratie durchströmt wird.

Wie ich bereits sagte, befanden wir uns zweifellos in der führenden Position, sowohl kulturell als auch technologisch gesehen, so dass es an uns lag, gemeinsame Grundlagen zu schaffen. Und das taten wir: die Internationale Industriegesellschaft stellte eine regelrechte Task-Force aus den weltweit marktführenden Biotechnikern und Biochemie- Ingenieuren zusammen, und diese Experten machten sich sofort an die Arbeit.

Natürlich dauerte es eine gewisse Zeit, bis erste nutzbare Ergebnisse greifbar waren, und in der Zwischenzeit mussten sowohl wir als auch die Neuankömmlinge gewisse Opfer bringen - jeder entsprechend der eigenen Natur und den damit einhergehenden Möglichkeiten.

Und endlich, nach weniger als zwölf Monaten, wurden die Harmonisierer patentiert.

Ich könnte jetzt ehrlich gesagt nicht einmal erklären, wie die Harmonisierer genau funktionieren, aber ich bin auch kein Wissenschaftler. Wichtig ist nur, dass dieses Gerät in der Lage ist, alle antisozialen und aggressiven Verhaltenstendenzen der Neuankömmlinge zu unterdrücken. Und das, ohne ihre motorischen Fähigkeiten und die Hand-Auge-Koordination noch weiter zu beeinträchtigen.

Nachdem klar wurde, dass die Harmonisierer funktionierten, gab es noch ein weiteres größeres Problem. Auch wenn die neue Situation auch nur einen Bruchteil so schwierig war, wie die davor - irgendjemand musste nun dafür sorgen, dass die Neuankömmlinge die Harmonisierer auch trugen!

Eine Aufgabe, die eine große Bürde war, und gleichzeitig sehr viel Feingefühl erforderte. Somit konnte sie leider nicht von den

glücklichen Individuen ausgeführt werden, die bereits harmonisiert waren.

Aber zum Glück gingen wir, wie ich bereits erwähnte, durch eine ökonomische Krise. Und selbst wenn diese, dank ebendieses Einsatzes nun bezwungen ist, so gibt es doch immer noch zahlreiche Immigranten der dritten oder vierten Generation, die auch gerne bereit sind, etwas unangenehme Tätigkeiten auszuführen.

Denn unter dem Strich ist ein Job nun mal ein Job, und trotz der deprimierend hohen Rate an Arbeitsunfällen sind die Schlangen bei den Arbeitsämtern immer noch schier endlos lang, wenn es um freie Stellen in den sogenannten Aufnahmestaffeln geht. Heute sogar noch mehr als zu Anfang, denn inzwischen sind die meisten anderen einfachen Tätigkeiten wie Fabrikarbeiter, Kumpel, Minenräumer und so weiter fest in der Hand der harmonisierten Neuankömmlinge.

In einer Aufnahmestaffel zu arbeiten ist nicht einfach, und ich stelle es mir ziemlich eintönig und vielleicht sogar bedrückend vor, tage- und nächtelang zu warten, bis sich jemand blicken lässt. Und wenn sie dann kommen, und sie treten ja meistens in Gruppen auf, dann muss man wirklich sehr schnell und geschickt sein. Sonst muss man am Ende noch selbst einen Harmonisierer tragen! Aber seien wir mal ehrlich, jeder Job hat doch seine Schattenseiten und Risiken, und man könnte sogar eine poetische Note in der fortwährenden Fluktuation von Mitarbeitern in diesem besonderen Beschäftigungsfeld sehen.

Das nächste Problem betraf sodann die Ästhetik der Harmonisierer. Sicher waren alle diese Ingenieure absolute Experten auf ihrem Gebiet, aber von Empathie verstanden sie definitiv nichts. Denn ein Halsband ist und bleibt ein Halsband, und es wird niemals mit irgendwelchen positiven Assoziationen besetzt sein, egal wie sehr wir alle hoffen, dass es eines Tages nicht mehr mit den dunklen Kapiteln unserer Geschichte in Verbindung gebracht wird.

Zum Glück wurde dieses Problem schnell durch die Entwicklung eines neuen Designs gelöst, das aus dem Harmonisierer einen Ganzgesichtshelm machte... Was nebenbei, auch wenn das jetzt vielleicht intolerant und retrogressiv klingt, den Umgang mit ihnen insgesamt erträglicher macht.

Einige der neuesten Modelle sind sogar schon ab Werk mit lustigen, lachenden Gesichtern oder sogar den Köpfen von aktuellen Comicfiguren verziert... ist das nicht süß?

Natürlich wissen wir alle, nicht zuletzt dank der Neoethik, dass »Schönheit« subjektiv ist, ja das alles auf seine eigene Art schön ist, aber es ist nun mal nicht von der Hand zu weisen, dass ihre Schönheit... wie soll ich sagen... ein bisschen schwer mit unserem allgemeinen Empfinden zu vereinbaren ist. Und mal ganz davon abgesehen, auch wenn es jetzt nicht wirklich als Sicherheitsfeature gedacht ist, hat so ein stoßfester Ganzgesichtshelm doch einfach eine unbewusst beruhigende Wirkung.

Klar, sie können nichts mehr essen, sobald sie die Helme einmal aufhaben - aber sie zu füttern würde ein ganz neues Fass an endlosen Diskussionen um Ethik und Praktikabilität aufmachen. Und wenn man mal die Geschwindigkeit sieht, mit der ihre Ränge sich erweitern, macht sie eine kürzere Lebenserwartung doch leichter zu managen.

Traurigerweise ist immer wieder in der Presse zu lesen, dass Terroristengruppen aus fehlgeleiteten Anarchisten in Fertigungsstätten einbrechen, und die Harmonisierer von einer Gruppe Arbeiter entfernen. Jedoch bin ich zuversichtlich, dass dieses Phänomen langsam aber sicher verschwinden wird. Schließlich kriegen solche Idioten dann in diesem Moment ganz klar zu spüren, wie unvereinbar ihre Ideale mit der Realität sind. Und abgesehen davon sind sie anschließend auch gar nicht mehr in der Lage, es noch einmal zu versuchen.

Damit haben wir, glückliche Bürger einer perfekten Gesellschaft, es mal wieder hervorragend geschafft, mit einer ganz neuen Problemstellung fertig zu werden - und daraus gestärkt hervorzugehen. Auf, in eine glänzende und vor allem produktive neue Phase im Namen der Demokratie.

Und das, nicht zuletzt, dank ihnen.

Obwohl ich mir sicher bin, als die ersten von ihnen aufgetaucht sind, sich aus ihren Gräbern gefühlt haben, herumstaksten und mit kehligen Stimmen nach »Gehiiiiiiiiirneeeeeen« verlangten, hätte sich das keiner von uns träumen lassen.

Keyboard of the Dead

von Kalle Max Hofmann

KahdhafiCH.

DSLAKFHDSHFK

Oh. Ghctd, was. Was das. Is das. Das? Alfabet. Key BORD: Tasten. Oder sowats.

Was? Wieso? Wo? WO bin? WisO sitzen? Wieso Buchstaben auf Schirm? Wieso Tasten Plastik? W A S I S P A S S I E R T ?

Ah. Erinnern. Langsam. Hirn, langsam. Trocken. Feuchtigkeit. Ja, Trinken! Essen. Ja. DAS HILFT. Erinnerung

Erst: Schwimme in Blut. Meer aus Blut. Tiefer und tiefer. Ersticken? Schmerz. Groß Schmerz. Dann, trinken. Atmen. Atme Blut. Kein Atmen mehr. Brauch nix. Egal. Ich tauche runter. Und runter. Ich schwimme runter, weiter. I sehe Schatten. Dunklen Schatten. Und mehr Schatten. Noch einer schwimmt. Einer wie ich. Und noch mehr, wir schwimmen runter. Viele mehr kommen. Wir alle schwimmen runter, zu dunkler Kugel. Erst kleine Kugel. Wir schwimmen, Kugel wird groß. Kommen nah. Kugel ist alles welche wie wir! Schwarze Schwimmer. Zerfetzt und gammelig.

Kann nicht weiter. Aber muss. Ich weiß: da runter muss ich. Mein neues zuhause. Aber geht nicht weiter. Kein Platz. Nur schwarze Schwimmer in Blut.

Mehr kommen. Überall herum um mich, schwarze Schwimmer. sie drücken. Kommen alle runter. Drücken mich runter. So viele. Alle wollen rein. Aber kein Platz. Jetzt sehe ich nur noch schwarz. Sie drücken. Nicht gut. Ich ersticke wieder.

Ich ersticke wieder und wieder. Mund trocken. Ich spucke. Spucke Erde. Boden. Sand. Trockene Erde in mein Mund. Ich bin in Erde. I öffne Augen, aber nur Sand kommt in Augen. Nur dunkel sehe ich. Keine schwarzen Schwimmer mehr, nur Erde. Ich kann nicht sehen. Nicht hören. Ich warte. Und warte.

Auf einmal: Stimme. Jemand hier? Nein. Nur Erde. Wer spricht?

»k o m m . . . « sagt Stimme. Leise Stimme. Tonlose Stimme. Aber

ich höre: »k o m m«.

Ich will raus. Raus aus Erde. Morsches Brett über mir. Ich drücke. Will raus. Trete Bretter. Mehr Erde kommt, ich drücke. Mehr und mehr Erde. »k o m m«, sagt Stimme. Ich trete. Ich zappele. Ich grabe. Und plötzlich: Licht.

Ich schaue. Ich bin in Park. Oder sowas. Nacht. Laterne. Die Stimme: »k o m m«.

Ich will ja. Aber kann nicht gehen. Meine Beine: feststecken. Stecken noch in der Erde. I grabe. Jetzt frei. Ich raus aus Erde. Gucke: Steine. Und schwarze Schwimmer. Kommen auch aus Erde. Sie rufen. Ich rufe sie. Aber keine leise Stimme. Ihre Stimme: Hart. Rau. Krank. Die stille Stimme: weeeeich. »g e h z u m l i c h t« höre ich. Wir gehen. Andere Schwimmer hören Stimme auch. Schwarz wie Nacht, gehen wir. Raus aus Park. In Straßen mit Licht. Ich erinnere: Hunger. Ich erinnere: Schreie. Wir essen. Und essen. Und dann, hab ich vergessen.

Aber erinnere disses Keyboard. Ich schaue runter. »QWERTZUIOP«. Diese Tasten machen Worte. ich erinnere die Worte. Ich tippe. Besser und besser. Aber davor? Langeweile. Nach dem essen, nichts. Wir alle aufgegessen. Ich laufe herum. Schwarze Schwimmer überall. Aber kein Schwimmen mehr. Nur laufen. Oder stehen. Hungrig. Manchmal: umfallen. Sonne geht auf. Unter. Aufstehen? Wieso. Hunger. Will Essen. Stehe auf, laufe herum. Kein Essen. Nichts mehr da. Tag, Nacht, Tag. Sonne. Mond. Öde.

Dann: Stimme kommt wieder. »g e h ... g e h«, sagt sie. Wohin? Sagt nicht. Aber ich weiß. Weiß wo Stimme mich will. Also gehe ich. Ich laufe. Tag. Nacht. Ich gehe. Sonne geht auf. Öde. »g e h«, wiederholt die Stimme. Keine Pause. Nur Gehen. Die Stimme will es so. Ich gehe durch Wald. Dann große Straße. Highway genannt. Oder sowas.

Dann, ankommen. Ja, Erinnerung kommt wieder.

Ich komme an großen Komplex. Bevor ich sah, ich hörte: Schüsse. Vom Hügel sah ich: Unten, der Komplex. An großem Wasser. Große Wände. Große Zäune. Und viele schwarze Schwimmer. Und Männer. Männer in grünem Stoff. Sie haben Metallpötte als Kopf! Und Gewehre! Sie schießen schwarze Schwimmer. Schießen ihnen die Arme und Beine ab! Die Männer sind böse. Aber die

Stimme sagt mir: »l e c k e r«. Okay, die Männer sind böse, aber lecker. Hunger ich habe sooolchen Hunger. Ich hatte so Hunger. Das ist schon passiert. Ich schreibe es nur jetzt. Wieso tippe ich? Weil ich es kann. Weil ich soll. Keyboard. Key heißt Schlüssel. Oder sowas. Ich erinnere mich:

Ich war auf einmal am Tor. Männer schießen. Schwarze Schwimmer fallen. I sehe: Manche essen die grünen Männer. Ich bin so hungrig! I will auch essen! Ich renne. Grüner Mann schießt auf mich. Tut weh. Er schießt mir ins Bein. Aua. Ich stolpere. Noch mehr aua. Wieder getroffen. Ich falle. Aber ich habe sooolchen Hunger! Ich schaue auf grünen Mann. Er zittert.

»l e c k e r«, sagt die Stimme. Ich stehe auf. Der Mann schießt nicht mehr. Er spielt mit seinem Gewehr. Nimmt kleine Kiste raus, wirft sie runter. Er greift in Tasche, holt andere kleine Kiste. Aber er zittert so. Andere Kiste fällt auch. Aus seinen Augen fällt Wasser.

So hungrig. Ich beiße. Der grüne Stoff schmeckt schlecht. Ich reiße ab. Der Mann schreit. Ich beiße wieder. Weißes Fleisch. Lecker. Wie Stimme gesagt hat! Sooo lecker. Und das Blut. So, so lecker. Das Blut trinken. Das macht mich stark. Kein trockener Mund mehr. »g e h«, sagt die Stimme. Ich gehe, renne, mehr grüne Männer essen. Die anderen schwarzen Schwimmer rennen mit. Wir können die Männer aufteilen. Auseinandernehmen. Die Teile weitergeben. Lecker. Anderer Teil, anderer Geschmack. Aber, manche von denen schießen noch. Schwarze Schwimmer kriegen Loch in Kopf, fallen um. Muss wehtun. Schießen ist schlecht.

»s c h n a p p s i e«, sagt die Stimme. Schnapp die grünen Männer mit Gewehren, meint sie. Wir schnappen sie alle. Nacht. Keine Gewehre mehr. Wir essen.

Die Sonne geht auf. Ich sehe keine grünen Männer. Bauch voll. Immer noch Hunger. »g e h«, sagt die Stimme. Wohin gehen? Zu einer Tür. Wo ist diese Tür? Ich gucke. Jetzt bin ich stark. Essen war gut. Und Trinken. Da ist Tür. Ich presse die Klinke. Geht nicht auf. Ich schlage die Tür. Bin jetzt stark. Aber nicht stark genug. »g e h« sagt die Stimme, und mehr schwarze Schwimmer kommen, drücken. Wir drücken die Tür ein. Alle zusammen. Ist offen.

Jetzt sind wir drinnen. Großer Raum. Überall Türen. Manche offen. Andere drücken wir ein. »f i n d e s i e«, sagt die Stimme.

Wen denn? Keine Ahnung. Überall nachsehen. Ich und schwarze Schwimmer gehen in Tür. Wir kommen in Raum mit vielen Keyboards. Ich erinnere mich. Erinnere mich an einen Raum wie diesen. An die Maschine mit dem braunen Blut. Ich erinnere mich, das braune Blut zu trinken. Leckeres, heißes Blut. Ich erinnere mich an setzen zum Keyboard. Genau wie jetzt. Ich erinnere mich, das Blut aufs Keyboard geschüttet. Ein Mann kommt. Er ist wütend. Wieso erinnere ich das? War nicht ich. Das war vor dem Schwimmen im Blut.

Aber dieser Raum. So viele Keyboards. Die anderen schwarzen Schwimmer riechen eine Frau. Sie rufen mich mit ihren rauen Stimmen. »l e c k e r«, sagt die weiche Stimme. Stimmt. Eine Frau. Da war etwas mit einer Frau. Ich erinnere: Milch. Oder sowas.

The Frau schüttet Wasser aus ihren Augen. Sie schreit ohne Stimme. Andere schwarze Schwimmer essen sie jetzt. Jetzt bekommt sie eine Stimme. Sie ist laut. Und hoch. Nicht schön, so wie die weiche Stimme. Aua in meinen Ohren. Aua in meinem Gehirn. Ach ja, Gehirn! Ich schlage ihren Kopf auf. Die Aua-Stimme hört auf. Da ist es, lecker Gehirn in Kopf. So war das mit den Frauen! Oder so.

Ich fühle mich jetzt stärker. Und wo ich mich daran erinnere: Das Gehirn hat wirklich geholfen. Nicht nur dem Hunger. Auch irgendwie dem Grips. Klüger geworden bin ich. Ein bisschen.

»f i n d e s i e«, verlangt die weiche Stimme. Die anderen schwarzen Schwimmer und ich suchen weiter. Wo sind »sie«? Endlich finden wir eine blockierte Tür. Wir alle rammen dagegen. Geht nicht auf. Die Stimme ruft mehr Schwimmer. Sie kommen. Wir rammen. Die Tür splittert. Aber geht immer noch nicht auf. Ich kann durch einen Spalt sehen. In den Raum sehen. Da bewegt sich was in den Schatten! Noch mehr grüne Männer! Noch mehr Essen! Ich hoffe, da sind auch Frauen. GEHIRN!!!

Die Tür geht immer noch nicht auf. Ich schaue nochmal durch den Spalt. Dahinter sind diese Keyboard-Unterlagen gestapelt. Schreibtisch nennt man sie. Oder sowas. Ich greife durch den Spalt und schiebe. Die Schreibtische wackeln. Andere Schwimmer sehen das und schieben auch. Die Schreibtische rutschen. Endlich geht die Tür auf! Endlich, Essen, Blut, Gehirne! Da sind ein paar grüne Männer. Und weiße Männer in weißen Kitteln mit Stiften in der Tasche.

Und hurra, da ist auch eine Frau! Sie ist auch grün, aber mir egal! Ich renne zu ihr. Sie schaut mich an. Sie hat schwarze Schwimmer Augen! Und sie riecht gar nicht lecker. Ich gucke mich um. Alle schwarzen Schwimmer stehen herum, verwirrt. Sie essen nicht. Die Männer hier sind auch alle schwarze Schwimmer! Sogar die Frau! Enttäuschung.

Die Stimme wieder: »f i n d e s i e«. Ich will nicht. Ich will Gehirne! Aber die Stimme... sie wirkt so überzeugend! Vielleicht meint sie »finde Gehirne«. Sehr gut. Die Stimme ist gut. Wir müssen weiter suchen. Wir zerschmetterten eine Tür, dahinter ist ein Treppenhaus. Treppen sind schwierig. Einige schwarze Schwimmer fallen runter. Dabei machen sie lustige Geräusche. Manche haben jetzt verdrehte Köpfe. Sie stehen nicht auf. Muss weh tun, wenn man so fällt. Und sich den Kopf verdreht. Ich glaube, sie schlafen. »g e h«, sagt die Stimme. Ich versuche es. Aber die Treppen sind so schwierig! Ich falle auch. Aber ich falle weich. Falle auf die schlafenden Schwimmer. Sehr schön. Danke. Ich stehe auf »r u n t e r«, sagt die Stimme. Ich erinnere mich jetzt. Damals, im Blut, da hat mich die Stimme auch gerufen. Als wir alle runter geschwommen sind. Aber da war kein Durchkommen! Zu viele Schwimmer!

Jetzt gehen wir runter. Aber angekommen: Noch mehr Treppen! So schwer. »g e h«, sagt die Stimme, aber ich will nicht. Da ist eine Glastür. Wir zerbrechen das Glas. Ein Schwimmer schneidet sich am Glas. Sein ganzer Arm fällt ab, auf den Boden. Aber kein Blut. Nicht lecker. Ich hebe den Arm auf.

»g e h r u n t e r«, sagt die Stimme. Sie klingt ein bisschen genervt. Wieso? Treppen sind schwierig. Weiß sie das nicht?

Ich klettere durch das Loch in der Tür. Ich lasse den Arm wieder fallen. Er ist nutzlos. Aber irgendwas ist mit dem Arm, mit der Hand. Was denn? Weiß nicht mehr. War es irgendwas mit der Stimme? Mir egal. Viele schwarze Schwimmer gehen vorbei. Sie haben Hunger. Sie sagen mir das, mit ihren rauen Stimmen. Wenn sie Hunger haben, und Essen finden, fressen sie es. Bleibt da auch was für mich? Ich folge ihnen. Ich habe solchen Hunger. Soll ich schneller gehen, und sie aus dem Weg schubsen? Denn jetzt rieche ich es. Essen! Oder sowas.

Und Bingo: Eine glänzende Tür geht auf und grüne Männer kommen raus. Mit schwarzen Gewehren. Sie schießen auf die schwarzen Schwimmer, schießen ihnen in die Köpfe. Die Schwimmer fallen um. Jetzt zielen sie auf mich. »w e i t e r«, sagt die Stimme, und mir fällt auf: Die grünen Männer schießen nicht auf die Schwimmer, die am Boden liegen. Also lege ich mich hin. Die grünen Männer schießen weiter, aber nicht auf mich. Sie schießen auf andere schwarze Schwimmer. I krieche vorwärts, ganz langsam. Die Männer schreien. Einer spielt wieder mit seinem Gewehr. Ich beiße ihm ins Bein. Die grüne Socke schmeckt nicht, aber ich schmecke auch Blut. Leckeres Blut! Der andere grüne Mann tritt mich, das tut weh! Ich rolle weg, habe aber ein großes Stück Fleisch zwischen den Zähnen. Schmeckt gut!

Ich kaue und genieße. Ich schaue, was passiert. Es ist interessant: Der grüne Mann mit dem Loch im Bein schreit. Er versucht, sein Loch anzufassen. Wieso sollte man ein Loch anfassen wollen? Da ist doch nichts. Ein anderer schwarzer Schwimmer springt auf ihn drauf. Krallt sich fest. Beißt zu. Der andere Mann schreit jetzt auch. Er legt sein Gewehrlauf an den Kopf des Schwimmers und drückt ab. Bumm! Der Kopf ist jetzt weg, zerstückelt. Die Stücke liegen überall. Jetzt passiert etwas Lustiges! Die beiden Männer schauen sich an und schreien nicht mehr. Sie schauen so lange! Dann schießt der stehende Mann dem anderen den Kopf in Stücke. Dumme grüne Männer.

Jetzt wirft der Dumme Mann sein Gewehr weg. Er nimmt einen Metallapfel von seinem Gürtel. Mir ist langweilig. Ich beiße ihm in die Hand. Der grüne Mann schreit. Seine Hand zuckt, und der Apfel fällt auf den Boden. Sieht gar nicht lecker aus. Gefällt mir nicht. Der Mann ist anscheinend aufgeregt. Er versucht, den Apfel aufzuheben. Die anderen schwarzen Schwimmer haben aber auch Hunger. Während ich auf der schön salzigen Hand rumkaue, essen sie den Rest. Der da hat aber ganz schön viel Blut. Oder bilde ich mir das ein? Vielleicht ist die Hand ein bisschen zu salzig und trocken. Ich will jetzt auch mehr Blut. Aber die lassen mir nichts übrig. »g e h r u n t e r«, höre ich die blöde Stimme sagen. Sie klingt jetzt ziemlich nachdrücklich. Erinnert mich an den wütenden Mann in der Geschichte mit dem braunen Blut in dem Keyboard. Oder sowas.

Die anderen Schwimmer scheinen verwirrt. Manche haben noch Hunger, sie stöhnen. Ich habe auch Hunger. Aber es ist nix mehr da. Die Stimme ruft wieder »g e h r u n t e r«, und einige gehen. Aber ich will mir nicht an der Treppe den Kopf verdrehen und schlafen. Das ist langweilig! Ich schaue mir den Kopf von dem grünen Mann an. Warum ist da kein Gehirn? Ich betrachte den metallenen Pott. Frauen haben schöne Haare mit einem Gehirn drunter, aber die grünen Männer haben nur diese hässlichen Pötte. Die schmecken nicht. Ich hebe das Ding auf. Ist schwer. Ein schwarzer Schwimmer hat schon so viel es ging vom Gesicht abgefressen. Darunter ist ein Gurt. Ich beiße rein. Wieso eigentlich. Ich weiß doch: Stoff schmeckt nicht. Nenn' es Intuition. Denn plötzlich fällt etwas aus dem Metallpott raus: Fleisch mit Haaren drauf! Ich bin aufgeregt! Ich knalle das Haar-Ding an die Wand. Und jawoll: Darin ist ein Gehirn! Also haben Männer auch Gehirne!!! Oder sowas.

Jetzt fällt's mir wieder ein: Das Gehirn zu essen, tat mir sehr gut. Ich fühlte mich besser! Am liebsten hätte ich getanzt. Ja, dieses Gehirn war geradezu gesund für mich. Alles wurde viel klarer. Und es wird immer noch klarer! Ja, so war es dort. Da oben. War nicht mal lange her, glaub ich. Das fühlte sich sooo gut an. Ich fühlte mich lebendig. »g e h r u n t e r«, nörgelte die Stimme. Und ich dachte nur: »Jawoll, nu pass mal auf, jetzt zeig ich dir mal, wie man mit Stil eine Treppe runterkommt!«

Stufe für Stufe schritt ich dann hinab, und ich bin nicht einmal abgerutscht. War saueinfach. Wie ein Spaziergang im Park. Aber nicht wie im Park mit den Steinen. Da steckten meine Füße ja noch im Boden. Das ist nur eine Redensart. Oder sowas.

Einige der anderen Schwimmer waren schon unten. Manche schliefen mit verdrehten Köpfen. Langweilig. Aber irgendwie schmerzt mich der Anblick. Egal. Jedenfalls war es hier unten ganz schön voll. Viele schwarze Schwimmer. Warum ging es nicht weiter? Da war eine riesige, glänzende Tür. Eine metallische Tür. Sie war groß. »f i n d e s i e« sagte die cheffige Stimme, und wir versuchten, die Tür kaputt zu kriegen. Wieder und wieder. Aber sie bewegte sich keinen Millimeter.

»ö f f n e n«, befahl die nervige Stimme. Sehr witzig, diese Stimme. »S c h l ü s s e l«, sagte sie. Hatten die anderen Schwimmer

das auch gehört? Jedenfalls reagierten sie nicht. Jetzt sah ich die Tastatur an der Tür. Die war ziemlich klein. Nur eine Taste, um genau zu sein. Klein. Schwarz. Ich drücke die Taste. Ein rotes Licht geht an und wieder aus. Die Taste macht einen Ton, der meinem Hirn wehtut. Nervig!

»D i e S c h l ü s s e l«, wiederholt die Stimme, »i c h w i l l s i e«. Schön für dich, Stimme. Was soll ich machen, wenn diese nervige schwarze Taste mich nicht reinlässt? »S i e h a b e n s i e«, fügt die Stimme hinzu. Oh. Ich glaub, jetzt versteh ich. Ich schnappe mir einen der schwarzen Schwimmer im weißen Kittel. Er scheint irritiert und stöhnt. Aber die Stimme freut sich. »J a !«, ruft sie. Also zerre ich den weißen schwarzen Schwimmer zu dem sehr kleinen Keyboard und drücke seinen Finger gegen das Schwarz. Ein grünes Licht geht an, und ein Ton, der schön weich ist. Die Tür geht auf.

Wir rennen durch. Drinnen sind eine Menge weißer Männer. Mit Kugelschreibern. Manche haben Brillen auf. Witzig. »d i e S c h l ü s s e l« sagt die Stimme wieder. »H o l s i e«. Die Stimme sagt es nicht so direkt, aber wir spüren es alle: »Gehiiiiiiiiirn!!!!!«

Genau. Ich weiß ja jetzt, dass Männer auch Gehirne haben. Ich bin ja nicht so blöd wie die anderen schwarzen Schwimmer. Die weißen Männer sehen lecker aus. Manche von ihnen schütteln sich. Bei manchen läuft Wasser raus. Klares Wasser bei den Meisten, aber bei Manchen auch gelbes Wasser. Netter Trick. Ein schwarzer Schwimmer stöhnt wütend auf. Also rennen wir los, fangen an zu essen. »N e e e e i n!« schreit die Stimme in meinem Kopf, »d i e S c h l ü s s e l«. Ja doch, blöde Stimme, ich besorge mir doch die Schlüssel. Ich habe schon zwei weiße Gehirne gegessen. Die helfen mir! Ich fühle mich gut. Aber die Stimme wird immer wütender. Schreit was von Schlüsseln. Wir essen. Und trinken Blut. Aaaaah, so lecker!

Plötzlich passiert etwas. Was Wichtiges. Die Zeit bleibt für einen Moment stehen. Die Luft kehrt sich von innen nach außen. Licht wird zu Dunkelheit und wieder zurück. Ich bin geblendet. Kneife die Augen zusammen. In der Mitte des Raums ist alles schwarz. Und blutig. Körperteile überall. Und in der Mitte, in einer Art Wolke aus dunklem Licht: Ein großer, roter Mann. Seine Hörner stoßen fast an die Decke. Er schreit.

»V E R S A G E R ! ! !«

Seine Stimme dröhnt. Aber ich erkenne sie. Es ist die dumme, weiche Stimme aus meinem Kopf. Ich höre auf zu essen. Ich schaue zu dem großen, roten Mann. »d i e S t i m m e«, denke ich. Für einen kurzen Moment starrt mich der große rote Mann an. Sein Augenlid zuckt. Die anderen Schwimmer kauen einfach weiter an den weißen Männern. Der große rote Mann ist wütend. Er schmeißt die Schwimmer durch den Raum, reißt ihnen Arme und Beine aus. Er schlägt manchen auf die Köpfe. Ihre Köpfe verdrehen sich. Sie legen sich hin. Manche Köpfe reißt er auch ab. Aber es kommen immer mehr schwarze Schwimmer an. Manche schaffen es sogar, den großen roten Mann zu beißen! Das fühlt sich falsch an. Er blutet. Mehr Schwimmer kommen, aber der große rote Mann nimmt sie auseinander. Einen nach dem anderen. Ich stehe einfach nur so da und schaue zu.

Jetzt sind alle schwarzen Schwimmer in Einzelteile zerlegt. Nur ich stehe noch da. Ich schaue auf das halb aufgeessene Hirn zu meinen Füßen. Sieht lecker aus. Ob ich es essen sollte? Irgendwie irritiert mich der wütende Blick des großen roten Mannes. Vielleicht warte ich lieber. Jetzt kommt er zu mir. Er spricht ohne seinen Mund: »D e r S c h l ü s s e«. Er kommt näher und berührt meine Stirn mit seiner Hand. Bumm. Durch seine Finger läuft irgendeine Energie in meinen Körper. Wie ein Erdbeben. Wie ein Tsunami aus Blut. Ich zittere. Dann ist es vorbei. Ich schaue hoch. Kommt mir vor, als wäre ein Schleier weggezogen worden. Alles ist so klar! Der rote Mann zittert auch, er sieht erschöpft aus.

»J E T Z T i s s«, sagt er ohne zu sprechen. Er tritt zurück, nickt in Richtung des halb aufgeessenen Hirns. Gute Idee. Lecker. Ich esse. Und auf einmal... tja. Kommt alles wieder.

Ich war im Büro. Ich hatte mir gerade braunes Blut aus der Maschine geholt. Kaffeemaschine. Ich setze mich an mein Keyboard. Ich muss was schreiben. Maschinenschrift. Code. Programmieren. Aber dann verschütete ich das Kaffeeblut. Das Keyboard wird nass, und warm. Und dieser Mann kommt. Er ist wütend. Er ist mein Boss. Er schreit! Ich werde auch wütend. Der Mann drückt auf dem Keyboard rum. Bilder von Frauen kommen. Sie haben keine Kleidung. Forno, nennt er sie. Oder sowas. Ich schaue in meine Tasse. Da ist noch ein bisschen was drin. Es ist heiß. Ich schütete es dem Mann ins

Gesicht. Er wird rot. So wie der große rote Mann. Nur in klein. Ich schubse ihn. Er ist sehr wütend. Er schreit was von einem Feuer. Klingt wie G-Feuert. Oder sowas. Ich bin verwirrt. Ich renne auf die Straße. Da kommt ein Auto.

Eine Frau schaut mich durch die Windschutzscheibe an. Ich sehe ihre Augen. Ich sehe ihre schönen Haare. Neben ihr, ein Kindersitz. Das Kind guckt mich an. Sein Blickt trifft mich. Dann trifft mich das Auto. Ich fliege durch die Luft. Das Auto fliegt auch. Über den Bordstein, gegen die Wand. Ich bin auf dem Boden. Ich muss das sehen. Ich drehe mich. Mein Kopf ist verdreht. Das Auto ist kaputt. Mein Kopf ist kaputt. Das Kind liegt auf dem Gehweg. Mit ganz viel Blut. Das fließt auf mich zu. Es berührt mein Gesicht. Ich kann mich nicht bewegen. »Dafür kommst du in die Hölle«. Das denke ich noch, bevor alles schwarz wird.

Dann schwimme ich runter, in dem Blut. Aber das war vorher. Jetzt steht hier der große rote Mann. Er zeigt auf das Keyboard. »d e r S c h l ü s s e l !«, fordert er. Ich mag den roten Mann nicht. Ich schaue auf die schwarzen Schwimmer. Sie liegen auf dem Boden, ihre Köpfe verdreht. Das Blut von dem roten Mann berührt ihre Gesichter. Das macht mich wütend. Ich habe Hunger. Ich sehe die Wunden von dem großen roten Mann. Er blutet. Er ist erschöpft.

»IDIOT! EXTRAHIERE DEN SCHLÜSSEL!
!« brüllt er. Extra-was? Keine Ahnung wovon der redet. Egal. Ich beiße seinen Hodensack ab. Blut sprudelt. Er schreit. Seine Stimme ist jetzt nicht mehr so schön weich. Ich reiße ihm die Augäpfel raus und kaue drauf rum. Er zappelt, versucht, mich zu schlagen. Er fällt. Ich packe seine Hörner und ramme seinen Kopf gegen den metallischen Keyboardständer. Wieder und wieder. Er schreit in einer ganz unangenehmen Tonlage. Das tut meinem Hirn weh. Also ramme ich ihn wieder gegen den Keyboard-Tisch. Und nochmal. Und nochmal. Endlich hört das Geschreie auf. Sein Schädel ist aufgebrochen. Ich zerre an den Hörnern, es knackt sehr laut. Das eine Horn bricht ab. Ich sehe jetzt ein großes, rotes, leckeres Gehirn. So groß! Hurra! Und so lecker. Mjamm. Ich esse alles auf. Aber jetzt fühle ich mich komisch. Ich setze mich lieber erstmal. Neben das Keyboard. Ich drücke ein paar Tasten. Haue mit den Fäusten drauf rum. Fühlt sich irgendwie vertraut an. Eine kleine Lampe leuchtet auf: CAPS LOCK.

Ah. Ich erinnere mich. Dann schreibe ich doch mal meine Geschichte auf. Oder sowas.

Fertig. Schreiben ist langweilig. War es schon immer. Das weiß ich jetzt wieder. Ich schaue rüber, da ist noch ein Keyboard. Noch ein Bildschirm. »RAKETEN FEUERBEREIT. STARTCODES EINGEBEN«, steht da. Aha. Startcodes. Schlüssel. Das wollte der große rote Mann also. Und ich weiß den Code. Der war im Gehirn von einem der weißen Männer. Soll ich den Code jetzt eingeben? Eigentlich hab ich keine Lust. Ist doch langweilig. Und wozu Raketen? Ich will lieber Gehirne. »g e h i r n e«, sagt auf einmal eine Stimme. Wer spricht da? »g e h i r n e«, höre ich wieder, »i c h w i l l g e h i r n e«.

Oh. Das habe ich ja gesagt. Aber es kommt eine Antwort. Hunderte rauer Stimmen in meinem Kopf. Sie stöhnen. »k o m m t«, sage ich. Und wieder eine Antwort: Tausende von Stimmen ächzen zustimmend auf. Ich schaue hoch. Da sind noch mehr Bildschirme. Viele Bildschirme. Ich sehe das Gelände, und das Land drum herum. Eine Menge schwarze Schwimmer nähern sich mir. Sie wenden sich mir zu.

»Gehirne!«, sage ich, »GEHIRNE!!!«

Ich reiße wie in Ekstase meine Faust hoch. Die schwarzen Schwimmer grunzen begeistert, und sie recken ebenfalls ihre Fäuste in die Luft!

Ich glaube, ich bin jetzt ihr Gott. Oder sowas.

Onkel Z.

Von Wal Friman

KAPITEL I - WARTEN AUF DAS ABENDESSEN

Lucy ist böse auf Mami. Sie presst ihre kleinen Hände flach gegen die Glastür. Sie ist doch schon fünf Jahre alt, fast sechs. Warum wurde sie ganz alleine im Garten gelassen? Warum sie darf nicht ins Haus, wo die anderen sind? Gemein.

Ein Fremder beobachtet sie von Außerhalb des Zaunes. Er trägt ein Trenchcoat, ist unrasiert und hat einen wirren Blick. Er humpelt zur Gartentür und hält inne. Schließlich macht er einen großen Schritt über Tür und kommt in den Garten. Lucy versucht, ihm aus dem Weg zu gehen. »MAMI!!!«, ruft sie ängstlich, doch nichts passiert. Der Fremde kommt schlurfend näher. Unsicher läuft Lucy Rückwärts, plötzlich stößt sie gegen den Zaun. Jetzt kann sie nicht mehr weg, ist in die Ecke getrieben.

Innen im Haus kommt Lucys Mutter gerade die Treppe herunter, sie zieht ihre Bluse zurecht. Als sie den Mann sieht, zuckt sie zusammen.

»Tony!« schreit sie mit strengem Blick nach oben. Keine Antwort. Mami stürmt hektisch die Treppe hinauf.

»Tony?!?«, ruft sie noch mal drängend auf halber Strecke, als Tony endlich seinen hochroten Kopf aus dem Schlafzimmerfenster streckt, um nach dem rechten zu sehen.

»Ich glaube, es ist dein Halbbruder!« sagt Mami halblaut. Tony seufzt und geht nachschauen, was der Kerl jetzt schon wieder will. Und tatsächlich, gleich vor der Tür findet er Robbie vor, der Lucy gerade Witze zu erzählen versucht.

Lucy versteckt sich hinter Mamis Bein, während die Erwachsenen reden. Robbie bekommt schließlich eine Flasche Wein und macht sich wieder auf den Weg Richtung Gartentor. »Okay, schon gut!« murmelt er ein bisschen verärgert und erwartet gar keine Antwort.

»Tschüss, Robbie« sagt Mami nach kurzem Zögern, ganz klar er-

leichtert, dass er endlich abhaut. Als Robbie über das Tor steigt, versteckt sich Lucy immer noch hinter Mamis Bein.

»Hast du Angst vor dem?« fragt Mami und fügt etwas gehässig hinzu, »das ist doch bloß ein harmloser Penner«.

Inzwischen, gar nicht weit weg, liegt eine Einkaufsstüte verlassen auf dem Fahrradweg. Brotbackpulver und Eier sind herausgefallen. Etwa 20 Meter weiter hat ein ungesund aussehender Mann eine Frau an den Straßenrand gezerrt. Er reißt Fleischstücke aus ihrem Gesicht und stopft sie sich in den Mund. Und dabei schafft er es, das wie die normalste Sache der Welt aussehen zu lassen, die man so am helllichten Tage machen könnte.

Nachdem er seinen Hunger befriedigt hat, krabbelt der Zombie auf allen vieren auf die matschige Straße. Über Nacht hat es geregnet, so dass hier und da noch einige Pfützen sind. In einer von ihnen spiegelt sich der ehemalige Mensch nun, und der grässliche Anblick lässt ihn inne halten:

Er hat kein Gesicht mehr, nur ein fast komplett skelettierter Schädel guckt unter seinem Kapuzenpulli hervor. Es entfährt ihm ein Zombie-Laut, der fast ein bisschen wehmütig klingt. Der Anblick der verstreuten Einkäufe setzt langsam, gaaanz langsam einen Gedanken in seinem vertrockneten Hirn in Gang. Schließlich schüttet der Zombie das Backpulver ins Wasser und verrührt es zu Teig. Er nimmt diese Masse in die Hände und schmiert sie über seine Wangenknochen. Nachdem sein ganzer Schädel bedeckt ist, macht er Löcher für Augen und Mund. Das Ergebnis betrachtet er andächtig in einer Pfütze: er hat wieder ein Gesicht.

Im Garten spielt Lucy mit ihren Puppen, so wie sie das immer tut. Sie lässt sie über Dinge reden, die sie in ihrem eigenen Leben beschäftigen.

»Ich glaube, ich lasse das Abendessen heute aus«, sagt sie, und lässt es so klingen wie eine gute Idee.

Dann sagt sie mit verstellter Stimme: »Dann kriegst du aber keine Kekse zum Nachtisch!«

»Och Menno«, sagt die erste Puppe und klingt anschließend sehr

ernst: »Ich würde ja gerne essen, aber ich glaube Mami will mich gar nicht dabei haben. Ich hab‘ gehört, was sie gesagt hat. Sie will gar nicht mehr meine Mami sein!«

Der Nachbar von nebenan ist gerade dabei, ein bisschen Plastikmüll einzusammeln, den der Wind herbei getragen hat. Als er sich herunterbeugt, nutzt Knetgesicht den Überraschungsmoment. Lucy quasselt derweil unbeeindruckt weiter: »Ich gebe Mami noch eine letzte Chance!«

Knetgesicht hat den Nachbarn gerade in den Hals gebissen, als er Lucy sprechen hört; »Wenn Mami heute beim Abendbrot nicht nett zu mir ist, dann muss ich weglaufen«, sagt sie »dann muss ich jemanden finden, der mich wirklich lieb hat.«

Die Beine des Nachbarn zucken noch, also drückt Knetgesicht sie auf den Boden. Von Lucy hört er nichts mehr, also fängt er an, zu essen.

Lucy ist zurück an der Tür. Sie will so verzweifelt zurück ins Haus, dass sie ihren kleinen Kopf gegen die Glastür schlägt. Aber es gibt keine Reaktion, also dreht sich Lucy leise schluchzend weg.

Genau in diesem Moment steht Knetgesicht auf, um sich mit dem Jackenärmel den Mund trocken zu wischen, und Lucy bemerkt ihn. Neugierig kommt sie näher und linst durch den Zaun.

In seinem Trenchcoat sieht er Robbie nicht unähnlich. Lucy freut sich und zeigt mit dem Finger auf ihn.

»Penner«, ruft sie, und ist stolz, zum ersten Mal das neu gelernte Wort benutzen zu können.

Knetgesicht schaut sie an, als wäre sie sein Nachtsch, und Lucy bekommt Angst. Sie rennt weg, so schnell sie kann. Zu ihrem Glück vergisst der Zombie sie genau in dem Moment, als sie sein Blickfeld verlassen hat. Er wendet sich wieder dem Nachbarn zu und beißt erneut mit aller Kraft zu.

Mami und Tony haben eine halb volle Weinflasche auf dem Gartentisch stehen lassen. Lucy schnappt sie sich und trägt sie vorsichtig weg.

Knetgesicht inspiziert gerade die inneren Organe seines Opfers, als Lucy sich vorsichtig von hinten nähert. Sie hält neben ihm an und stellt die Flasche ab. Dann tritt sie einen Schritt zurück und wartet

ab, wie sehr er sich wohl freuen wird, wenn er die Flasche bemerkt. Aber Knetgesicht reagiert gar nicht. Also schiebt Lucy die Flasche ein bisschen weiter in sein Blickfeld, tritt zurück, wartet.

Endlich greift eine Bluttriefende Hand nach der Flasche und nimmt sie hoch. Lucy erwartet eine begeisterte Reaktion und vielleicht sogar ein Wort des Dankes, aber Knetgesicht schüttet den Wein einfach teilnahmslos in sich hinein. GLUCK-GLUCK-GLUCK. Dann stellt er die Flasche wieder ab. Lucy kichert leise und gestikuliert. »na, jetzt sag doch mal, war das nicht lecker?«

Knetgesicht hält inne... dreht seinen Kopf, schaut sie an. Die Augen hinter seinem teigigen Antlitz flammen für einen Moment auf, bevor er versucht, sich auf Lucy zu werfen und sie umzureißen. »Zeit für den Nachtsch«, denkt er sich. Doch Lucy springt beiseite und quietscht begeistert auf. Sie hält das Ganze für ein Spiel.

»Lucy« ruft eine erboste Stimme. Es ist Mami aus dem Nachbargarten. In dem Moment, als Lucy auf die Rufe reagiert, wirft sich Knetgesicht wie ein Torwart in ihre Richtung.

Mami sucht nach ihrer Tochter. Sieht nach, ob sie sich unter dem Gartentisch versteckt.

»Lucy! Schluss mit dem Verstecken!«, ruft sie. Sie ist gar nicht in der Stimmung für Spielchen.

Dann taucht Lucy auf, sie krabbelt unter dem Zaun durch. Mami macht eine einladende Geste, sie darf jetzt wieder reinkommen.

Aber Lucy läuft nicht gleich auf das Haus zu, in dem Mami gerade verschwunden ist. Sie wartet auf Knetgesicht. Winkt ihm zu, dass er mitkommen soll. Er schnappt sich seine Flasche und folgt ihr. Aber nachdem er über den Zaun geklettert ist, schafft es kaum, auf den Beinen zu bleiben. Der Wein hat ihn betrunken gemacht hat. Er streckt seine Arme aus, um Lucy zu greifen. Sie denkt, dass er umarmt werden möchte, und breitet ebenfalls die Arme weit aus. Genau in diesem Moment muss Knetgesicht sich übergeben. Kaum zerkautes Fleisch mit gelber Soße sprudelt aus ihm heraus. Gleichzeitig wird er ohnmächtig und fällt zu Boden wie ein nasser Sack voller Knochen. KLOTSCH.

Das Erbrochene riecht so fies, dass Lucy sich die Nase zuhält und im Haus verschwindet. Amüsiert spickt sie über ihre Schulter um zu

sehen, was Knetgesicht für ein lustiges Spiel spielt. Aber der bewegt sich nicht, also verschwindet sie in der Tür. Eine Sekunde später streckt sie den Kopf wieder raus.

»Platz!«, sagt Lucy zu dem Zombie.

»Lucy!« schreit Mami wütend aus der Küche, und Lucy rennt sofort zu ihr.

KAPITEL II - ABENDBROT

Mami und Tony haben das Abendessen vorbereitet. Lucy darf die Teller hinstellen, also legt ihr Tony drei Stück in die vorgestreckten Arme. Aber Lucy will noch einen.

»Wir sind doch nur zu dritt, Süße«, erklärt Mami.

Aber Lucy besteht auf dem vierten Teller. Mami gestikuliert ein »lass' sie doch!« Richtung Tony.

»Na gut. Ich versteh' es zwar nicht, aber hier hast du einen überflüssigen Teller«, sagt Tony, und legt ihn auf den Stapel in Lucys Armen.

Lucy trägt die vier Teller zur Gartentür. Sorgfältig hält sie Ausschau nach Knetgesicht. Doch der ist nirgends zu sehen. In diesem Moment schleicht sich Tony von hinten an sie heran.

»Buh!«, macht er.

Lucy erschrickt sich und zuckt heftig zusammen.

»Nicht die Teller fallen lassen, Süße«, mahnt Mami, als sie die Salatschüssel nach draußen bringt.

Lucy schaut Tony verbittert an.

»Ha ha ha, was is' denn los?«, sagt er lachend, »gute Laune, Lucy!«

Das Essen steht auf dem Tisch und Tony hilft Lucy mit den Tellern.

»Aber Lucy«, lamentiert Mami schwermütig. Sie hat ihre Weinflasche auf dem Rasen gefunden, gleich da, wo Knetgesicht gelegen hatte.

»Was ist denn bloß in letzter Zeit mit dir los?« fragt sie und schaut verärgert in Richtung ihrer Tochter.

Mami dreht für Tony die Flasche auf den Kopf und schüttelt sie.
»Komplett leer!«

Jetzt schauen sie beide Lucy böse an, dabei hatte sie es doch nur gut gemeint, als sie den Wein verschenkt hat. Denken sie etwa, SIE hätte den Wein getrunken? Wie können sie nur!

»Ich mach 'ne neue auf«, sagt Tony und verschwindet im Haus.
»Brauchst du nicht«, meint Mami, aber Tony antwortet: »oh doch«.

Mami hebt Lucy auf ihren Stuhl, und ihr Griff ist alles andere als zärtlich, weil sie wegen des Weines richtig wütend ist. Sowas von gemein. Anschließend folgt sie Tony Richtung Haus und schüttelt den ganzen Weg lang ihren Kopf.

Lucy hofft, dass ihr neuer Freund Knetgesicht endlich kommt und sieht, dass sie extra für ihn einen Teller aufgedeckt hat. Sie rückt ihren und seinen Teller noch ein wenig dichter aneinander.

Als endlich alle sitzen, füllt Tony noch Mamis Glas mit Wein. Dann stellt er die Flasche auf den Tisch. Lucys greift danach, schließlich möchte Knetgesicht bestimmt auch Wein trinken. Entsetzt reißt ihr Tony die Flasche weg und haut ihr dabei auf die Hand. »Lucy!« tadelt Mami mit enttäuschter Stimme. Tony schiebt die Flasche sicherheitshalber noch ein bisschen weiter weg.

Lucy versucht, ihre Schinkenstreifen zu schneiden, aber da sie nur eine Gabel bekommen hat, ist das unmöglich. Und Mami merkt es nicht mal.

»Mami?« sagt Lucy, kriegt aber keine Antwort. Die Erwachsenen haben nur Augen füreinander. Das ist hart für Lucy. Es wäre ihr lieber, wenn sie ihr einfach geradeheraus sagen würden, dass sie alleine besser dran wären.

Knetgesicht kniet derweil in den Resten seines letzten Mahls und linst durch das Gebüsch über den Zaun. Er beobachtet, was dieses kleine Mädchen macht, und in seinem Kopf beginnt es zu rattern.

KAPITEL III - ABENDRUHE

Mami und Tony albern herum, während sie den Geschirrspüler einräumen. Lucy beobachtet mit großen Augen den Weg des vierten Tellers. Er wurde nicht gebraucht und kommt einfach wieder ins Regal. Am traurigsten ist für Lucy, dass die Erwachsenen sich anscheinend auch noch darüber lustig machen, dass sie einen imaginären Freund erwartet hat.

»Mami, du hast gelogen«, sagt Lucy, während sie traurig zu Boden schaut. »Du hast gesagt, ich darf nicht ins Haus, weil ihr beide alleine kochen wollt. Aber ihr wart nicht mal in der Küche!«

»Wir haben das Essen vorbereitet«, erklärt Mami, »und nebenbei ein bisschen Spaß gehabt«.

Dem stimmt Tony zu, und die beiden kichern. Das verletzt Lucy noch mehr. »Also müssen sie mich aussperren, um Spaß zu haben... und dann machen sie sich auch noch über mich lustig!«

»Ich hab's genau gesehen«, sagt Lucy, »ihr seid nach oben gegangen, und ganz lange da geblieben! Bevor der erste Penner weg ist, habt ihr gar nicht angefangen mit Kochen!«

Mami gibt Lucy einen Keks. »Hier. Geh raus und spiel«, sagt sie.

Lucy ist am Boden zerstört. Mit großen Augen schaut sie ihre Mami an, die schon wieder mit Tony allein sein will. »Da haben wir's. Mami will mich nicht mehr«. Lucy legt sich auf den Rücken und stößt sich mit den Füßen ab, so dass sie in Richtung Gartentür rutscht. Sie hat einen entschlossenen Ausdruck auf ihrem kleinen Gesicht.

Als sie die Tür erreicht, lehnt sie sich zur Seite und schaut hinaus. Der Garten ist leer. Lucy läuft nach draußen.

Sie läuft zum Zaun. Klettert hindurch und fängt an, wegzulaufen. Doch sie zögert. Sie ist nicht sicher, ob sie sich traut, ihr Zuhause zurück zu lassen. Der Wald sieht so gruselig aus. Lucy läuft zurück zum Gartenzaun und legt ihren Keks auf einen Pfosten, in der Hoffnung, dass Knetgesicht ihn finden wird.

Lucy geht zu ihren Puppen. Jetzt spielt sie, dass die eine die andere auffrisst, und macht dabei die gleichen blutschlürfenden Geräusche, die Knetgesicht gemacht hat, als er den Nachbarn gegessen hat. Und die macht sie ziemlich laut, weithin hörbar.

Knetgesicht ist jedenfalls noch innerhalb der Hörweite, also stakst

er zurück in Richtung des Hauses. Schon bald taucht Knetgesicht bei Lucy auf und beobachtet für eine Weile ihr Spiel. Schließlich grunzt er Lucy zu. Die springt sogleich aufgeregt auf ihre Füße und läuft ins Haus.

Mami und Tony kuscheln auf der Couch und ahnen nichts Böses, als sie Schritte näher kommen hören. Schließlich schwant Mami, dass irgendetwas nicht stimmt, und sie schaut auf. Aber es ist zu spät. Der Zombie fällt über sie her.

Lucy sieht gespannt zu, wie das Blut an die Wand spritzt.

Nachdem sich Knetgesicht den Bauch vollgeschlagen hat, setzt er sich auf den Boden. Lucy schaut ihn liebevoll an und kommt näher. Er erwidert den Blick müde und fast regungslos, also drückt sie mit ihrem Finger in sein Knetgesicht. Sie hat schon mal mit Mami gebacken und erkennt, dass es aus Teig besteht. Als sie auf seine Nase drückt, fällt sie ihm aus dem Gesicht. Lucy weiß, dass die essbar ist, also reißt sie ein Stückchen ab und steckt es sich in den Mund, um gleich darauf herumzukauen.

Den Rest rollt sie zwischen ihren Handflächen.

»So macht man das!«, sagt sie, und macht eine kleine Wurst, die sie mit der Handkante auf dem Boden zerteilt.

»Siehst du?« fragt Lucy, und der Zombie schaut gespannt zu. Dann klebt ihm Lucy die Nase mit einem begeisterten Glucksen wieder in Gesicht.

Lucy geht um die Couch herum und zieht an Mamis Arm. »Mami!«, sagt Lucy, doch sie bekommt keine Antwort.

»Das hast du jetzt davon!«, sagt Lucy und klingt bitter enttäuscht. Mamis Augen starren einfach weiter teilnahmslos an die Decke. Sie macht keine Anstalten, sich zu bewegen.

Lucy geht zum Telefon. Und wählt. Eins... Eins... Null. Sie wartet.

»Mami ist tot!«, sagt Lucy und lauscht der Stimme am anderen Ende der Leitung. »Meine Mami!« wiederholt sie und klingt ein wenig einsam.

Ein Auto hält vor dem Haus und zwei Damen vom Jugendamt steigen aus, den Blick ernst auf Tonys Haustür geheftet.

Als es an der Tür klingelt, ist Lucy gerade dabei, Knetgesichts Kopf in den Backofen zu stecken. Sie dreht die Temperatur bis zum Anschlag auf.

Die beiden Damen klingeln erneut, bis sie dann schließlich nach einem Weg ums Haus herum Ausschau halten.

Knetgesicht nimmt seinen Kopf aus dem Ofen, seine Haare qualmen ein bisschen. Aber immerhin hat er jetzt eine gesunde Gesichtsfarbe. Schön gebräunt, denkt Lucy. Und sie denkt sogar daran, den Ofen wieder abzustellen.

»Hallo..?« hört sie eine weibliche Stimme aus dem Garten, »ist irgendjemand hier?«

Lucy läuft erschrocken hinter einen Stuhl, als die Frauen durch die Tür herein linsen.

»Oh, hallo!« sagt eine von ihnen. »Wir suchen deine Mutti und deinen Vati. Kannst du uns sagen, wo die sind?«

Lucy starrt einfach nur verwirrt geradeaus. Eine der Frauen kommt näher und kniet sich vor Lucy hin. Urpötzlich schnellt Lucy hervor, und versucht, ihr in die Hand zu beißen! Aber darauf hat die Dame nur gewartet; mit einer blitzschnellen Bewegung schnappt eine Art Hundeleine um den kleinen Hals zu. Lucy ist gefangen und kann ihren Kopf nicht mehr aus dem Halsband ziehen.

»Wir brauchen wohl den Käfig«, sagt die andere Frau.

Im Nebenzimmer liegen Mami und Tony halb aufgefressen auf der Couch.

»Wo ist deine Mami, Süße?« fragt die eine Frau, jetzt nicht mehr ganz so freundlich, wie zu Anfang. »Deine Mami?« wiederholt sie, zusehends genervt. Noch so eine böse Frau, die Lucy gar nicht lieb hat.

Lucy deutet mit dem Finger in Richtung Küche.

»Da drin, sagst du?«, murmelt die Frau, als sie und ihre Kollegin losgehen... In Richtung Küche, wo Knetgesicht schon hinter dem Türrahmen lauert, nur darauf wartend, die Eindringlinge zu überraschen.

ENDE

Geschichte stirbt nie

von *Fabienne Gschwind*
Gioal Canestrelli
Angela Ruggero

IN DEN ALPEN, CA. 200 V. CHR.

Die lange Kolonne von Soldaten und Tieren kämpfte sich durch den halbgeschmolzenen Schnee. Der Alpenpass, den sie überwinden mussten, war schon in Sichtweite. Das Wetter war herrlich, obwohl ein paar bedrohliche Wolken die höchsten Berggipfel umhüllten und einen Sturm ankündigten.

Doch die strahlende Sonne und der blendende Schnee vergrößerten Hannos Schmerzen nur. Ihm war schrecklich schwindelig, und Migräne-artige Kopfschmerzen plagten ihn. Er konnte auch kaum seine Füße spüren, sie waren eiskalt. Die wollenen Bandagen, die er um Füße und Sandalen gewickelt hatte, waren von nassem Schneematsch durchtränkt und halfen nicht mehr gegen die Kälte. Doch das schlimmste war seine rechte Hand: Die Wunde hatte sich verschlimmert, und zwei seiner Finger waren stark angeschwollen und fast schwarz.

Er machte einen kurzen Halt und versuchte ungeschickt, den Lederriemen, der seine Ausrüstung auf dem Rücken hielt, zurecht zu rücken. Zusätzlich zu seinem Gepäck hatte er auch seinen schweren hölzernen Schild um die Schulter gehängt. So hatte er die linke Hand frei, um den longchai – einen kurzen Speer - zu halten und seine rechte Hand zu entlasten.

Leider war sein Schild nur schlecht befestigt und rutsche immer wieder mit seinem Gepäck über die Schulter, wo es dann scheppernd zu Boden fiel. Er fluchte ausgiebig und griff mit der rechten Hand den Speer, doch dadurch öffnete sich die Wunde an seiner Hand, und blutiger Eiter tropfte auf den weißen Schnee.

Die Wunde war jetzt gut eine Woche alt; an diesem Tag war er als Späher unterwegs. Einige Stadia entfernt von seiner Enomotia (ein 40-köpfiger Kampfverband) durchstriefte er das Unterholz am

Fuß der Berge und passte auf, dass niemand einen Hinterhalt auf Hannibals Armee legte. Er war unterwegs mit Gisgo, einem befreundeten karthagischen Soldaten und einem keltischen Führer. Der Kelte hieß Magalo und war Mitglied der Boii. Dieser Stamm gewährte der karthagischen Armee großzügige Unterstützung und würde ihnen helfen, über die Alpen zu gelangen. Magalo war ein fröhlicher Krieger und sprach sogar recht fließend einen phönizischen Dialekt, so dass sich alle drei unterhalten konnten. Vorsichtig und mit wachen Augen durchstreiften die Drei die Gebüsche und scherzten gelegentlich miteinander. Dann sah Hanno plötzlich ein Schimmern durch die Bäume, schnell gab er ein Warnsignal und die drei pirschten sich vorsichtig an. Der Geruch von verwesendem Fleisch schlug ihnen entgegen.

Da lag ein toter Mann, daneben der verwesende Kadaver eines Wolfes, aus dessen Rücken mehrere Pfeile ragten. Schnell war eine Erklärung gefunden: Der Jäger hatte seine verwundete Beute über eine weite Strecke verfolgt, doch er war unvorsichtig geworden und wurde vom schwer verwundeten Wolf tödlich angegriffen. Das erklärte, warum der Mann einige Wolfsbisse vorwies. Bizarrr war hingegen, dass der Wolf selbst mit schweren Biss- und Reißwunden übersät war. Natürlich könnten andere Tiere den Wolf angefallen haben, aber weit und breit waren keine anderen Tierspuren zu sehen.

Magalo näherte sich dem Wolf und begutachtete die Wunden abermals, dann sprang er entsetzt zurück: Er war sich nun sicher, dass es sich um menschliche Bisspuren handelte. Panisch versuchte er die karthagischen Soldaten vom toten Jäger wegzuzerren und redete hektisch und abgehackt: »Das ist Monster! Eine Mensch-Wolf! Versipellis!! Schnell weg! Zu gefährlich hier!«

Hanno und Gisgo schauten sich an und lachten nur. Natürlich hatte jeder von den sogenannten Versipellis gehört. Eine Sage, um Kinder zu erschrecken. Es ging um Menschen, die sich von innen nach außen kehrten - also ihre Haut umdrehen konnten - und zu Wölfen wurden.

Lachend ging Hanno in die Hocke. Wie der Wolf umgekommen war, war ihm egal. Aber das goldene Medaillon, das um den Hals des Jägers hing, und dessen Glitzern er vorhin durch die Büsche gesehen hatte, war ein Vermögen wert.

Er zog den Kopsis - einen griechischen Säbel - aus der Scheide

und beugte sich vor, um den Lederriemen des Medaillons durchzuschneiden. Die Klinge hatte kaum den Lederband durchtrennt, als der tote Jäger die Augen aufriss.

Er war noch am Leben!

Im nächsten Augenblick waren die Zähne des Jägers schon tief in Hannos rechte Hand verbissen. Der Soldat musste seinen Kopis fallen lassen und versuchte, die Hand freizukriegen. »Hilfe!« schrie er verzweifelt, aber der Jäger hatte unmenschliche Kraft, und hob Hanno mitsamt seiner schweren Rüstung komplett hoch und warf ihn zu Boden. Beide Männer rollten im Dreck hin und her, und der Jäger schien darauf versessen zu sein, Hannos Hand abzubeißen.

Gisgo erholte sich als erstes von dem Schreck und schleuderte sein longche kraftvoll durch den Rücken des Jägers. Einige Wirbel wurden durch den Aufprall zermalmt, doch das störte den Angreifer überhaupt nicht. Weder gab er einen Schmerzlaut von sich, noch ließ er in seinem Biss nach. Schließlich schritt Malago dazu, und mit einem kräftigen Schwerthieb, der gefährlich nah an Hannos Arm vorbei zischte, schlug er den Kopf des Jägers ab.

Dennoch waren die Zähne immer noch unnachgiebig in Hannos Hand verbissen und es blieb den Männern nichts anders übrig, als den Kiefer zu zerschmettern, um die Hand freizukriegen. Zwei Finger waren zermalmt und fast abgerissen, und mehrere Handknochen waren gebrochen.

Nachdem Gisgo und Malago den verwundeten Soldaten zurück in die Enomatia gebracht hatten, wurde Hanno zum griechischen Heiler gebracht. Dieser schüttelte bloß den Kopf, als er die Verwundung sah, und ging eine Knochensäge holen. Nur ein Amputieren der Hand kam für ihn in Frage, weil er befürchtete, dass eine Gangränë Hanno töten würde.

Als Hanno die Säge sah, flüchtete er Hals über Kopf. Dieser Schritt ging ihm zu weit. Gisgo und der Kelte halfen ihm, die Wunde zu reinigen, und Malago zeigte ein paar Heilkräuter, die helfen könnten. Nachdem der Verband gut auf der Wunde saß, ging Malago. Er und die anderen keltischen Führer blieben Hanno seitdem fern.

Sieben Tage waren vergangen. Die Wunde hatte sich zwar entzündet, aber der tödliche Wundbrand war zum Glück noch ausgeblieben.

Hanno seufzte und stieß seine Hand in einen Haufen Schneematsch. Die Wirkung war überaus angenehm. Die Kälte ließ sofort den Schmerz zurückgehen. Mit diesem guten Ergebnis beschloss Hanno, die gleiche Behandlung seinem schmerzenden Kopf zukommen zu lassen. Er nahm seinen Helm ab und füllte ein Stück Stoff mit Schnee. Den improvisierten Beutel platzierte er auf seinen Kopf und zog den Helm darüber. Das fühlte sich richtig gut an. Hanno nahm sich vor, diese Behandlung regelmäßig zu wiederholen.

Nach einigem Suchen fand er auch Gisgo zwischen den vielen anderen Soldaten. Der kümmerte sich gerade um einen Maulesel, der einen Karren mit Zelten und Nahrung zog. Während Gisgo den Maulesel am Halfter führte, ging Hanno neben ihm her. Da er sich nun deutlich besser fühlte, wurde er gesprächig und versuchte, die letzten Neuigkeiten aus der Gerüchteküche zu erhalten.

»Ein paar Tage nach deinem Unfall wurde eine Spähertruppe des sechsten Enomatio von ein paar verrückten Bauern angegriffen. Diese Hinterwäldler haben mehrere Soldaten gebissen. Daraufhin haben die keltischen Führer versucht, unsere Leute umzubringen. Sie behaupteten, die Gebissenen würden von innen nach außen gekehrt und zu Wölfen werden...echte Barbaren, diese Boii, wenn du mich fragst. Aber wie geht es denn dir? Ist die Hand besser?«

»Viel besser. Ich glaube, die Rechte wird noch eine Weile steif bleiben, aber im Daumen und Zeigefinger habe ich noch Kraft. Also kann ich meinen Schild rechts halten und dafür mit links kämpfen. Ich muss üben, aber das wird auf jeden Fall funktionieren.« Hanno lächelte gezwungen. Doch immerhin schien sich alles gut zu entwickeln. Er hatte seine rechte Hand nicht verloren, und er fühlte sich jetzt schon viel besser als am Morgen.

Zwei Tage später, als die Armee entlang eines Gletschers marschierte, drehten mehrere Männer aus der sechsten Enomotia durch und attackierten ihre Kollegen – sie versuchten ernsthaft, sie umzubringen! Dies geschah ganz am Ende der Kolonne und die anderen Kampfgruppen, die Stunden voraus marschierten, erfuhren nichts davon.

Erst während einer Pause, in der Hanno und einige andere Soldaten Dörrfleisch aßen, kam der Enomotarch – der kommandierende Offizier von Hannos Enomotia – zu ihnen geeilt. Ein paar Wachsol-

daten begleiteten ihn, und auch Magalo war dabei. Hanno war damit beschäftigt, sein Fleischstück mit der linken Hand durchzuschneiden, und er hatte seinen Offizier noch gar nicht gesehen. Magalo deutete auf Hanno und sagte dann zum Enomotarchen: »Er war es, wurde gebissen. Bald wird er Wolf sein!«

Der Enomotarch begutachtete eine Weile Hannos verletzte Hand und schritt dann vor.

Hanno sah ihn und stand auf, natürlich war es die Pflicht eines jeden Offiziers zu schauen, ob seine Soldaten noch kampffähig waren. Also war dieser Besuch nicht unerwartet, und Hanno hatte sich zurecht gelegt, was er sagen wollte. Er erklärte dem aufmerksamen Offizier, dass er immer noch voll einsatzbereit war, und dass er schon dabei war, mit der linken Hand zu üben. Der Offizier nickte und bat Hanno, ihm zu folgen.

Hanno packte seine Ausrüstung auf den Rücken und versuchte dabei, seine rechte Hand zu gebrauchen, um zu zeigen, dass er damit keine Probleme hatte.

Der Offizier, die Wachsoldaten und Hanno liefen eine kurze Distanz über den Gletscher bis sie hinter einigen Eisblocks und Felsstücken verborgen waren.

»Stoß zu!« befahl der Enomotorch. Hanno überlegte noch, was er denn stoßen sollte, als er einen Schlag in den Rücken bekam und in eine Gletscherspalte stürzte.

Hart schlug er gegen die Wände und krachte durch Eisvorsprünge. Dann ein letzter, heftiger Aufprall, und er blieb auf einem schmalen Vorsprung liegen. Eine Weile lag er völlig benebelt da und versuchte herauszufinden, wie er hierher gekommen war. Lustiger Weise fühlte er sich ganz leicht und hatte keine Schmerzen, obwohl sein Bein in einem unnatürlichen Winkel verdreht und bestimmt mehrfach gebrochen war.

Nach einer gefühlten Ewigkeit schaffte er es endlich, den Rucksack mitsamt Schild abzustreifen. Dann setzte er sich auf und schaute sich um. Die Wände waren steil, überhängend und eisglatt... doch vielleicht konnte er seinen Dolch und den Kopis als Steighilfe benutzen?

Aber die Spalte war sehr tief, und der Himmel nur ein schwaches

Glühen. Plötzlich ertönten ein Schrei und Kampfgeräusche, zwei Körper stürzten knapp an ihm vorbei und zerschellten am Grund der Gletscherspalte.

Eine lange Stille folgte, Hanno lehnte sich über den Vorsprung und starrte in die düstere Tiefe. Komische Geräusche drangen zu ihm. Einer der Soldaten robbte langsam zum Zweiten, doch dieser war tot, sein Kopf hing völlig verdreht auf dem Rücken.

Schließlich kam der erste Soldat an, und Hanno musste mit Ekel ansehen, wie dieser seine Zähne und Fingernägel im frischen Fleisch des anderen Soldaten vergrub und herzhaft Stücke davon abbiss.

Hanno schüttelte sich, packte seinen Dolch und sein Schwert und fing an, Eisstufen in die gefrorene Wand zu schlagen. Es wunderte ihn, dass er nicht fror, und dass er überhaupt keine Schmerzen hatte. Seine rechte Hand umschloss den Kopsis fest und kraftvoll, als hätte es den Biss nie gegeben.

Plötzlich verschob sich sein Körpergefühl, er wurde klein und groß, und dann fühlte sich alles taub an. Sein Körper gehörte ihm nicht mehr. Als er einen Blick in die Spalte warf, zu dem anderen Soldaten, lief ihm das Wasser im Mund zusammen. Der Ekel wurde zur Lust. Könnte er doch bloß ebenfalls seine Zähne in diesem warmen, salzigen und frischen Fleisch versenken!

Er musste essen. Dann verlor er jegliche Kontrolle über seinen Körper, und plötzlich lag er ebenfalls neben dem toten Soldaten und kaute auf großen Fleischbrocken herum.

Hanno wusste überhaupt nicht, wie er von dem Vorsprung geklettert war. Sein Bewusstsein war nur noch ein schwaches Glimmen irgendwo tief versteckt in seinem Gehirn. Seine Handlungen erschreckten ihn und er wollte schreien, doch nur ein Stöhnen kam aus seinem Mund.

Stunden vergingen, und langsam forderte die Kälte ihren Tribut. Obwohl er keine Schmerzen hatte wurden seine Bewegungen langsamer und langsamer. Selbst die Gedanken erstarrten, während er lebendig tiefgefroren wurde.

Ein internationales Team aus Pathologen, Archäologen und Wissenschaftlern startete wie gebannt auf den Hightech-Sarg, der in den Raum gerollt wurde. Es war eine Sensation: ähnlich wie die Eismumie Ötzi waren zwei weitere gefrorene Körper nahe der französisch-italienischen Grenze in einem Gletscher gefunden worden.

Ein Rettungshelikopter wurde sofort hingeschickt, und ein Spezialisten-Team konnte einen präzise zugeschnittenen Eisblock bergen, der beide Mumien enthielt. Die große tiefgekühlte Box wurde sofort nach Grenoble gebracht. Zum Pathologie-Institut, wo sich in kürzester Zeit die besten Experten zusammengefunden hatten, um die Untersuchung durchzuführen. Sorgfältig wurden die zwei Körper und die vielen Gegenstände, die sie umgaben, freigelegt und analysiert.

Die ersten Fotos, die noch auf dem Gletscher aufgenommen worden waren, gaben schon klare Hinweise auf einen möglichen karthagischen Ursprung der beiden Mumien, denn Kleider und Ausrüstung waren auch nach mehreren hundert Jahren im Gletscher fast unverändert. Natürlich dachte jeder an Hannibal, der während des zweiten punischen Krieges mit seinem Kriegselefanten die Alpen überquert haben soll. Beide Männer könnten Soldaten gewesen sein, die in eine Gletscherspalte gefallen waren.

Die langwierige Extraktion schritt fort und die Wissenschaftler begeisterten sich für jedes neue Stück. »Oh, fantastisch... schaut nur, dieses fein gearbeitete Kettenhemd. Und das hier ist ja wirklich erstaunlich! Wunderschön, dieses goldene Amulett!« Professor Delacroix, der die Untersuchung leitete, griff nach einer Leuchtlupe und bestaunte das kunstvoll gefertigte Medaillon, bevor er es in eine weiße, beschriftete Plastikschißel legte und es weitergab. Der Gegenstand wurde fotografiert und bekam eine Nummer, während die Archäologen sich darüber beugten und alles katalogisierten. »Das ist weder ein römischer Kunstgegenstand, noch ein karthagischer... vielleicht gallisch? Haben wir einen Experten für keltisch-gallisches Kunsthandwerk in unserem Team?«

Doktor Scosti, der alles organisierte, leitete die Frage dem restlichen Team weiter, das aus Platzgründen in einem Nebensaal via

Video die Fortschritte mitverfolgte. Eine Frau hob die Hand und wurde in den Extraktionssaal gebracht.

»Das ist Doktor Karolin Scherrer, Expertin für keltische Kunst«, wurde sie von Dr. Scosti vorgestellt.

Die Frau beugte sich über eine Stereolupe und bewegte das Amulett vorsichtig in ihren behandschuhten Händen hin und her. »Ein wunderschönes goldenes Amulett, im charakteristischen Stil des mittleren LaTène-Zeitalters. Bevor Hannibal die Alpen überquerte, holte er sich Hilfe vom gallischen König Braneus, der die Armee mit Proviant und Ausrüstung versorgte. Dieses Amulett könnte dazu gehört haben«, fügte sie hinzu.

Doktor Scosti nickte bestätigend: »Das würde sehr gut zu unserer Hypothese passen, dass es sich tatsächlich um Soldaten aus der karthagischen Armee handelt.«

Karolin drehte das Amulett herum: »Aha, und hier ist sogar eine Inschrift erhalten... unglaublich, nach so vielen Jahrhunderten!«

Die feinen Lettern wurden ausgiebig fotografiert und auf die Bildschirme im anderen Saal gesendet. Karolin beriet sich eine Weile mit den anwesenden Linguisten und weiteren keltischen Experten. Schließlich konnte sie eine Übersetzung präsentieren: »Entschuldigung, dass es ein wenig gedauert hat. Uns hat erstaunt, dass die Inschrift sowohl lateinische als auch keltische Wörter enthält. MAPOVELCOS VERSIPELLIS ANKOGRANOS IMMI. Grob übersetzt wäre es: Junger Mensch-Wolf ich sein... Mapovelcos könnte der Name des Trägers sein, oder einfach der Besitzer dieses Medaillons. Das Wort »Versipellis« ist lateinisch, während das letzte Wort sowohl für eine Kriegerkaste als auch für einen Verehrer des Todes stehen könnte. Zusammengefasst würde ich sagen, dass es sich um ein äußerst sorgfältig gearbeitetes Medaillon handelt, das dem Träger als Schutzamulett vor bösen Mächten gedient haben könnte.«

Karolin fröstelte ein bisschen, als sie nochmal die Zeichnung ansah, die knapp unterhalb der Inschrift eingeritzt war. Es handelte sich um einen stilisierten Wolf, der halb zu einem Menschen umgewandelt war. Das Wort Versipellis hatte sie schon gehört, vielleicht vor langer Zeit in ihrem Studium, und irgendeine furchterregende Legende war damit verbunden. Sie hatte das Gefühl, diesem Rätsel dringend auf den Grund gehen zu müssen, und verließ das Patholo-

gie-Institut. In der Universitätsbibliothek fand sie den idealen Platz, um mit ihren Recherchen zu beginnen.

* * *

Hanno hatte das Gefühl, aus einer gewaltigen Tiefe aufzutauchen, in der er seit Ewigkeiten gefangen war. Seine Erinnerungen kehrten nur mühsam zurück, als ob sie zusammen mit seinem zerschundenen Körper tiefgefroren gewesen wären.

Dann traf es ihn, und er musste feststellen, dass er immer noch nicht tot war.

Lange hatte er geglaubt, dass die Einsperrung in seinen Geist eine Strafe der Götter wäre. Er hatte unendliche viele Gebete gesprochen, zu seinen phönizischen Heiligen und danach zu allen anderen Gottheiten, die er kannte - gallische, griechische und sogar römische – denn schließlich existierten diese Götter genauso wie seine eigenen. Doch seine Hoffnung, dass eine Gottheit seine Gebete erhörte und ihn befreite, starb mit der Zeit. Danach betete er darum, wenn er denn nicht würdig war, zu leben, doch zumindest sterben zu dürfen.

Schließlich hatten sich in ihm Zweifel eingeschlichen... was, wenn dies der Tod war? Vielleicht folgte auf das Leben einfach eine Gefangenschaft in Ewigkeit. Doch er verdrängte diesen Gedanken, das konnte nicht richtig sein, etwas musste bei ihm schiefgelaufen sein. War es vielleicht doch dieser Versipellis-Fluch? Hätte er bloß dieses verfluchte Amulett zurückgelassen, anstatt es sich um den Hals zu hängen...

Für lange Phasen verfiel er in einen Dämmerzustand, gefüllt mit komischen Bildern und Alpträumen. Das Gewicht des Eises hatte schwer auf ihm gelastet, und er konnte fühlen, wie er langsam mit dem Eis mitwanderte. Doch dann schien sich etwas zu ändern, seine Augen waren zwar geschlossen, aber er fühlte, wie das drückende Gewicht des Eises verschwand und es heller wurde.

Plötzlich schien er frei zu sein. Der Gletscher hatte ihn endlich losgelassen. Aber da waren Menschen, viele Menschen. Sie bewegten sich um ihn, und der Drang, nach ihnen zu beißen und das feine Fleisch zu essen, wurde unwiderstehlich. Doch sein tiefgefrorener Körper ließ sich überhaupt nicht bewegen. Das gespenstische Gefühl,

wie eine wertvolle Amphore gepackt und transportiert zu werden überkam ihn.

Langsam fühlte er seinen Körper ein kleines bisschen wärmer werden, während weitere Menschen um ihn standen, ihn berührten und die Sachen, die er trug, wegnahmen. Es war einerseits beängstigend, andererseits war er ungemein erleichtert, endlich wieder andere Menschen um sich zu haben. Das war viel besser als die ewige Stille im Eis. Er verstand zwar nicht, was die Leute sagten, dennoch spitzte er die Ohren und wartete geduldig darauf, endlich zubeißen zu können.

»Oh, da haben wir ja Bissspuren?« Professor Delacroix untersuchte gerade den zweiten Körper. Dieser war zerfetzt und in viel schlechterer Verfassung als der andere: große Fleischwunden bedeckten ihn und ganze Muskelgruppen waren herausgerissen. Eine Lupenlupe wurde über der Stelle platziert, und ein paar Pathologen schauten sie sich genauer an. Nach wenigen Sekunden kamen sie gleichzeitig zur identischen Schlussfolgerung: »Menschliche Bisse!«

Kurzfristig sorgte dieses Ergebnis für Aufregung, doch es wurde schnell geklärt, als ein Hannibal-Experte zu Wort kam und mit seinem Vortrag begann: »Im Bericht von Polybius wird ausdrücklich erwähnt, dass Hannibal Barca nach Bekanntgabe seiner Pläne für die Alpenüberquerung einen Rat von seinem Begleiter Monochamus erhalten hat: Die Soldaten müssten darauf trainiert werden, menschliches Fleisch zu essen. Schließlich musste man damit rechnen, dass das Proviant ausgehen könnte.«

Die anderen Wissenschaftler nickten schweigend bis Scosti eine weitere Hypothese vorschlug: »Dann sind die beiden wohl in eine Gletscherspalte gestürzt. Vielleicht ist dieser beim Aufprall getötet worden und der andere«, er deutete auf Hanno, »hat aus lauter Verzweiflung sich von ihm ernährt, um länger zu überleben!«

Die Untersuchungen wurden ohne weitere Zwischenfälle bis zum späten Abend fortgesetzt. Der zweite Soldat wurde vorsichtig zum Magnetresonanz-Tomographen gebracht, während Hanno in eine temperierte Kammer gerollt wurde. Er sollte erst am nächsten Tag im MRT untersucht werden.

* * *

Karoline arbeitete bis spätabends in der Bibliothek, bis sie dann in ihr Hotelzimmer wechselte. Dort konnte sie dank WLAN und VPN ihre Recherchen fortsetzen. Überraschenderweise hatte schon ihre erste Suche in einer normalen Suchmaschine zu Resultaten geführt. Die etymologische Herkunft von Versipellis bedeutete wörtlich »Verwandlung durch umwenden der Haut«. Und nach weiteren Recherchen in einer wissenschaftlichen Datenbank führte ihre Suche zu einer Publikation aus den frühen Siebzigern.

Dort wurden archäologische Ausgrabungen an einem gallischen Bauernhof nahe der französisch-italienischen Grenze ausgeführt, am Ende des Val d'Isere. Das Bauernhaus wurde auf 300 v. Chr. datiert, soweit stimmte alles mit weiteren ähnlichen Ausgrabungen überein. Nur, dass hier rund um die Farm überall menschliche Knochenteile gefunden wurden. Diese gehörten zu ein paar wenigen Personen, die anscheinend zerfetzt und zerrissen wurden und danach überall verstreut liegen geblieben waren. Schwere Bissspuren auf den Knochen deuteten darauf hin, dass ein Wolfsrudel oder sogar Bären die Farmer angegriffen hatten.

Nur der Fund eines weiteren Körpers ließ Zweifel daran aufkommen. Dieses letzte Skelett war geköpft worden. Sein Schädel wurde nie gefunden, aber um seinen Nacken hing ein verschmutztes, goldenes Medaillon mit der Aufschrift »Versipellis«. Von der Beschreibung und der Skizze in der Publikation schien dieses Medaillon dem des karthagischen Soldaten ganz ähnlich zu sein.

Im Artikel wurde erwähnt, dass eine weitere Ausgrabung im Aosta-Tal ähnliche Artefakte zu Tage gefördert hatte. Karolin verbrachte viel Zeit damit, Informationen zu dieser Ausgrabung zu finden, aber es schien so, als ob der Archäologe und sein Team diese Resultate nicht publiziert hatten.

Als Karoline im Bett lag und langsam einschlief, ließ sie sich alles durch den Kopf gehen: Nicht lange, bevor Hannibal und seine Armee die Alpen überquert hatten, wurden auf einer Farm mehrere Bauern von etwas angegriffen, das tiefe Bissspuren in den Knochen hinterließ und die Bauern zerstückelt hatte. Nur einer war fast unverseht gefunden worden; mit einem Versipellis-Amulett um den Hals. Nun hatte man zwei karthagische Eismumien gefunden, eine davon eindeutig halb aufgefressen und die andere unverseht mit einem Versi-

pellis-Amulett. Auf der anderen Seite der Alpen, also dort wo man annahm, dass auch Hannibal angekommen sein könnte, wurden ebenfalls Bauern nach dem gleichen Schema angegriffen... das konnte kein Zufall sein.

Das ließ Karolin wieder wach werden, sie griff nach ihrem Laptop und startet wieder eine Suche. Sie ging die Autorenliste der ersten Publikation durch und versuchte, einen der Beteiligten ausfindig zu machen. Tatsächlich, 40 Jahre nach dieser Ausgrabung war einer der früheren Doktoranden immer noch in der Archäologie tätig. Er hieß Professor Oliver Stamm und leitete eine Forschungsgruppe an der Universität Neuchâtel in der Schweiz.

* * *

Hannos Augen hatten sich ein bisschen geöffnet, doch durch den schmalen Schlitz konnte er kaum etwas sehen. Seine Augäpfel waren zwar fossilisiert, aber langsam erkannte er Farbkleckse, die zu Schemen und Formen wurden. Er konnte ein Stück weit seine Umgebung erkennen. Er war in einem Raum, der augenscheinlich nur aus Metall bestand, doch wahrscheinlich trügte ihn sein Eindruck. Aber immerhin konnte er mit ein paar Körperteilen wackeln, oder besser gesagt; sein Körper bewegte sich von selbst. Hanno hatte tatsächlich keine Kontrolle darüber.

Er konzentrierte sich auf seine anderen Sinne, es roch nach Ratten. Sofort ließ der starke Drang nach Nahrung ihn noch mehr fokussieren. Der Geruch stammte aus dem Boden, da war ein Loch mit einem dünnen Gitter drauf.

Sein Körper wackelte so lange, bis er von der Metallbahre fiel.

Das Loch wäre viel zu klein gewesen für seinen früheren Körper. Doch jetzt war er abgemagert und gefriergetrocknet, und jemand hatte ihm das schwere Kettenhemd abgenommen.

Dann wurde es dunkel. Das nächste, das er wahrnahm, war das faulig riechende Wasser um ihn, das ihn langsam fortspülte. Abfall floss um ihn herum und plötzlich blieb er hängen. Unterdessen bewegten sich sein rechter Oberschenkel und der linke Unterarm ein bisschen mehr. Mit unendlich viel Geduld versuchte er die Schwänze der Ratten, die um ihn herumwuselten, einzuklemmen. Jedenfalls

versuchte Hanno zu glauben, dass er seinen Körper lenkte. Mehrere Male klemmte er einen Schwanz zwischen Arm und Boden ein, doch die Viecher schafften es immer wieder, sich zu befreien. Schließlich schienen die Tiere genug zu haben, und sie bissen zurück, jedes Mal wenn er nach ihnen griff.

Obwohl das Hungergefühl immer noch stark war, fühlte er sich richtig wohlig. Die Wärme schien ihm gut zu tun. Doch dann fühlte er, wie sein Körper sich langsam zu zersetzen begann. Jetzt bewegten sich seine Muskeln gar nicht mehr, das Wasser umgab ihn und es war stockdunkel... er hörte komische Geräusche über sich. Pfeifende Vögel, das war ihm vertraut, aber komisches Rattern und Rumpeln, das er sich nicht erklären konnte, und Menschen, die in einer unbekannt Sprache sprachen.

Angst erfüllte ihn, und er wünschte sich so sehr, endlich zu sterben oder einfach nichts mehr fühlen zu müssen.

* * *

Karolin steckte ihr Handy in die Handtasche und beeilte sich, zurück zum Pathologie-Institut zu gelangen. Sie hatte soeben Professor Stamm erreicht - der war ganz aufgeregt, als sie ihm von dem goldenen Medaillon erzählte. Und er lud sie ein, doch schnell einen Sprung nach Neuchâtel zu machen, damit er ihr die verbliebenen Artefakte der Ausgrabung seines Doktorvaters zeigen konnte. Diese befanden sich nahe bei Neuchâtel im Archäologie-Museum »Latenium«, das auf die LaTène Kultur spezialisiert war.

Karolin checkte noch schnell die Bahn-App, die Reise würde etwa 6 Stunden dauern. Sie hatte genug Zeit, erst nochmal zur Untersuchung zu gehen, sich die neuesten Ergebnisse anzuschauen und dann nachmittags nach Neuchâtel zu reisen.

Als sie in der Nähe der Pathologie kam, herrschte dort ein großer Menschauflauf. Polizeiautos, Journalisten und viele Schaulustige standen herum. Dann sah Karolin, wie Prof. Delacroix aufgeregt mit zwei Polizisten sprach, immer wieder fiel das Wort »cambrioleur«. Die junge Frau sprach zwar nicht wirklich gut Französisch und verstand sonst kaum etwas von der Unterhaltung, aber sie erkannte »cambrioleur« – das französische Wort für Einbrecher.

Erst, nachdem sie ein paar befreundete Wissenschaftler in der Menschenmenge fand, wurde ihr die ganze Geschichte erzählt: die Mumie des unversehrten Soldaten war über Nacht entwendet worden. Die Einbrecher hatten anscheinend versucht, den Kadaver über die Kanalisation zu entführen. Sie hatten ihn gut hundert Meter weit geschleppt und dann dort aus unbekanntem Gründen liegen lassen. Es war unglaublich, doch die wertvolle Mumie hatte kaum Schaden erlitten. Eine beginnende Zersetzung konnte schnell gestoppt werden. Abgesehen davon waren die Glieder bewegt worden und die Mumie wies mehrere Rattenbisse auf, doch das war den Umständen entsprechend kaum der Rede wert.

Karolin hatte gemischte Gefühle gegenüber dieser Einbrecher-Geschichte. Und weil es noch eine Weile dauern würde, bis die Polizei das Gebäude wieder freigab, kehrte sie zum Hotel zurück, um für die Reise zu packen.

* * *

Professor Delacroix schaute sich die MRT-Bilder an, die langsam erstellt wurden. Er saß auf einem der drei einzigen Stühle im kleinen Kontrollraum. Die anderen zwei wurden von den MRT-Experten besetzt, während sich eine Handvoll weiterer Wissenschaftler Schulter an Schulter an der Rückwand des Raumes drängte. Das MRT des unversehrten Soldaten war ein Höhepunkt, und keiner wollte sich das entgehen lassen.

Die MRT-Spezialistin scrollte und zoomte auf den Bildern hin und her, während sie diverse Details hervorhob, »wenn ich es nicht besser wüsste, hätte ich geschworen dass das ein frischer Leichnam ist. schaut mal das Gewebe der Augäpfel, es ist unglaublich gut erhalten.«

Plötzlich schrie jemand auf.

Ein kleiner Tumult entstand unter den Wissenschaftlern, als sich alle bewegten und versuchten herauszufinden, was geschehen war. Dann sah einer eine kleine Kreatur am Boden entlang flitzen: »Eine Ratte, da ist eine Ratte!«, rief er. Es gab ein paar verlegene Lacher, und Doktor Scosti kauerte sich zu Boden um die Ratte, die nun in eine Ecke gedrängt war, aufzusammeln. Delacroix runzelte die Stirn:

»es sollten hier eigentlich keine Ratten eindringen können... Aber es passiert immer wieder. Die Biologen haben ein kleines Mäuselabor im Keller, und das Mäusefutter zieht die Ratten an. Sie schaffen es immer irgendwie aus der Kanalisation ins Gebäude zu kommen.«

»Autsch!« Doktor Scosti schnappte nach Luft, als die Ratte in seinen Finger biss und dann flink durch einen Türspalt im Gang verschwand.

»Ich rufe die Hausmeister...« Delacroix griff nach dem Telefon und suchte sich die entsprechende Nummer, während Scosti die Verletzung mit einem Spritzer Desinfektionslösung behandelte. Die Wunde schien nur oberflächlich zu sein, lediglich ein paar vereinzelte Blutstropfen quollen daraus hervor.

* * *

Karolin hatte vorhin in einem kleinen, charmanten Hotel eingekcheckt und spazierte jetzt an der Uferpromenade des Neuenburger Sees entlang, auf der Suche nach einem netten Lokal, um eine Kleinigkeit zu essen. Olivers erster Plan war es, sie zum Essen einzuladen, doch er hatte das Abendessen kurzfristig abgesagt. Er musste als Babysitter einspringen, für das Kleinkind seiner Tochter.

Karolin war darüber ziemlich froh, nach der durchwachten Nacht und der lange Zugreise war ihr gar nicht nach Smalltalk zumute. Und die Aussicht, sich früh ins Bett zu legen, gefiel ihr um so mehr. Oliver würde sie morgen recht früh abholen und mit ihr zum Latanium fahren, um das Archiv zu besuchen.

Am nächsten Morgen nahm sie ein nahrhaftes Frühstück ein und checkte mit ihrem Smartphone die neuesten Nachrichten. Natürlich berichteten viele Zeitungen über den Mumien-Diebstahl. Aber ein kleines grenobler Magazin hatte eine kurze Meldung über eine Ratten-Invasion gebracht. Die Ratten waren bei einem Konferenzbanketts, das im Hauptgebäude der Universität stattfand, eingedrungen und hatten ein Dutzend Teilnehmer gebissen. Karolin schauderte, denn sie hasste diese widerlichen kleinen Nager. Zum Glück war sie nicht mehr in Grenoble, denn das Pathologie-Institut war nur einen Steinwurf vom Uni-Hauptgebäude entfernt.

Auf dem Weg zum Archiv des Lataniums hatte sie endlich die Ge-

legenheit, mit Oliver zu diskutieren. Dieser sprach ebenfalls fließend Deutsch, so dass die Unterhaltung problemlos verlief.

»Professor Peter Planchad, mein Doktorvater, wäre wegen dieser neuen Entdeckung völlig aus dem Häuschen geraten«, erklärte Oliver und bezog sich auf das goldene Amulett des karthagischen Soldaten. »Er hat immer wieder die Hypothese aufgestellt, dass Hannibals Truppen einen weiten Kulturaustausch zwischen Galliern und Karthagern eingeleitet haben. Na ja, wobei auch die Möglichkeit bestand, dass zusammen mit den Artefakten auch Krankheiten ausgetauscht wurden.«

Danach schwieg er lange, in Gedanken versunken.

Es dauerte über eine Stunde, bis sie endlich alle Boxen mit den Ausgrabungen aus dem Aosta-Tal und der Val d'Isere beisammen hatten, was angesichts der Größe des Archivs erstaunlich schnell war.

Karolin schaute sich die verschiedenen Artefakte sorgfältig an und machte sich Notizen auf ihrem Tablet, während Oliver alte Fotografien entdeckt hatte, und die eine oder andere Karolin zeigte. Er, sein Doktorvater und verschiedene andere Gruppenmitglieder waren bei ihrer Arbeit darauf abgebildet und Oliver erzählte gleich ein paar Anekdoten dazu.

Karolin inspizierte nun ihrerseits das im Val d'Isere gefundene Amulett. »Also diese Versipellis-Sage muss ja ganz schön verbreitet gewesen sein, wenn so viele Völker dieses Werwolf-Motiv aufgegriffen haben«, überlegte sie laut und bezog sich damit auch auf die modernen Horrorfilme. Nachdenklich musterten ihre Blicke die Gravuren. Ein stilisierter Wolfsmensch war dargestellt, während eine zweite Gravur einen Menschen zeigte, der einen anderen fraß. Doch Oliver schüttelte den Kopf. »Also die Versipellis-Sage ist eigentlich nur in den Alpenregionen belegt. Aber mein Doktorvater war immer der Meinung, dass sie symbolisch zu verstehen ist. Also nicht ein Mensch, der von innen nach außen gekehrt wird und zu einem Wolf mutiert. Sondern, dass es ein Symbol für den Übergang zwischen Leben und Tod ist.«

Nun schüttelte Karolin den Kopf: »Es scheint doch eher so zu sein, dass sich die Menschen vor Versipellis gefürchtet haben, warum sollte man sich also vor einem Toten fürchten. Oder ging es um die Furcht vor dem Tod selbst?«

Sie diskutierten noch eine ganze Weile so weiter, dann fand Oliver einige Fotos von der Ausgrabung im Aosta-Tal, an einem Nebenarm des Po. »Ihr habt dort so viele tolle Stücke gefunden, wieso habt ihr das nicht publiziert?«

»Nun ja, Peter Planchad ist kurz nach der Ausgrabung verstorben. Ich und einer meiner Kollegen waren seine letzten Doktoranden. Peter wollte die Daten schon publizieren, aber zuerst wollte er unsere Doktorarbeiten korrigieren, und die Publikation dann in Ruhe während seines Ruhestandes schreiben. Er ist davor aber noch wie üblich in die Ferien in den französischen Alpen gefahren. Von dort kam er nicht wieder zurück.«

»Oh, das ist ja schlimm... Darf ich fragen, was passiert ist?«

»Die offizielle Version besagt, dass er während einer Bergtour in eine Gletscherspalte gefallen ist, wie unsere zwei karthagischen Freunde.... Ich und meine ehemaligen Kollegen glauben aber, dass er für unerlaubte Ausgrabungen zurück ins Po-Tal gefahren ist. Es war so, dass wir an einem der letzten Tage der Ausgrabung auf eine Art verborgene Grabkammer gestoßen waren. Doch leider fehlte uns die Bewilligung, diese zu öffnen... okay, Geld und Zeit fehlten auch. Peter hat die ganze Zeit davon gesprochen, zurückzugehen um sich die Kammer anzuschauen. Nur, dass es nach seiner Pensionierung fast unmöglich geworden war, Forschungsgelder zu kriegen. Deshalb glauben wir, dass er dort unerlaubt hingefahren ist und einen schweren Unfall hatte. Reine Vermutungen, natürlich.«

Der Tag schritt fort, doch keine neuen Erkenntnisse konnten gewonnen werden. Dennoch entschlossen sich Karolin und Oliver, einige Knochen mit Bissspuren noch einmal zur Untersuchung zu schicken. Vor vierzig Jahren waren die Knochen zwar schon pathologisch untersucht worden, aber ohne vertiefte Analyse. Der Pathologe hatte im Bericht geschrieben, dass »der menschenähnliche Bissabdruck wahrscheinlich auf Verwitterungsprozesse zurückzuführen ist«, und dass sowieso ein menschlicher Kiefer niemals kräftig genug wäre, um solche Bisse zurückzulassen. Doch vielleicht würden moderne Methoden ein anderes Gutachten hervorbringen.

Falls das Massaker tatsächlich von Menschen ausgeübt wurde - vielleicht als Teil eines Rituals - wäre es bestimmt sinnvoll, weitere Nachforschungen durchzuführen.

* * *

In der Zwischenzeit hatte das Hospital in Grenoble viel zu tun, denn zwei Dutzend Opfer der Ratten-Angriffe waren angeliefert worden, darunter auch Doktor Scosti. Alle zeigten an der Bisswunde schwere Entzündungen, und alle litten unter heftigen Kopfschmerzen. Die Entzündung hatte sich extrem schnell im Körper der betroffenen Patienten ausgebreitet, und musste über Nacht mit starken Antibiotika behandelt werden.

Die Stadtkommission für Gesundheit und Hygiene reagierte schnell, denn es sah so aus, als ob die Ratten Träger einer unbekannteren Krankheit waren. Kammerjäger drangen in die Kanalisation ein und räucherten die Ratten aus, während an unzugänglichen Stellen Giftköder ausgelegt wurden.

Bürger wurden aufgerufen, sich keiner Ratte - ob tot oder lebendig - zu nähern. Und Katzenbesitzer mussten ihre Lieblinge zu Hause einsperren, aus Angst, dass sich diese ebenfalls anstecken könnten.

Am Abend fuhr Karolin nach Genf – es war schon zu spät, um nach Grenoble zurückzukehren, deshalb hatte sie sich kurzfristig ein Hotel in Genf gebucht. Am nächsten Tag würde sie die Reise fortsetzen. Sie schaute sich die vielen Notizen an und markierte einige Details, die sie nachschlagen musste. Die Karte, auf der Oliver den genauen Standort der Grabkammer markiert hatte, fiel plötzlich zu Boden. Karolin sammelte sie auf und überlegte, dass es doch eine Reise wert wäre, sich dort einmal umzuschauen. Sie holte ihr Smartphone hervor und öffnete die App des Schweizer Zugverkehrs, wo sie die Zugverbindungen von Genf nach Turin nachschlug. Ein Zug verließ jeweils um sechs Uhr morgens Genf und kam gegen Mittag in Turin an. Es wäre natürlich auch kein Problem, ein Auto zu mieten, um damit bis zu dem kleinen Dorf zu fahren, wo die Ausgrabungen stattgefunden hatten. Und um es sogar noch besser zu machen, gab es von Turin aus Direktverbindungen nach Grenoble. Sie lächelte, es wäre bloß ein einziger Tag mehr, aber sie könnte sich dadurch einen besseren Überblick über diese Fundstelle machen. Ohne viel nachzudenken schickte sie eine Nachricht an ihren Kollegen in Grenoble, wo sie mitteilte, dass sich ihre Rückreise um einen Tag verzögern würde. Innerhalb weniger Augenblicke hatte sie auch schon ein Zugticket gelöst und suchte sich online ein kleines Hotel in Turin aus.

* * *

Doktor Scosti lag in einem Krankenhausbett. Sein gebissener Finger war stark angeschwollen, aber dank guter Schmerzmittel spürte er bloß ein dumpfes Pochen. Nur die extremen Kopfschmerzen machten ihm das Leben schwer, sogar das schwache Leuchten der Tischlampe seines Zimmernachbarn löste schmerzhafte Stiche in seinen Augen aus. Er zog den Vorhang zwischen den Betten zu und drückte ein Kissen auf seinen Kopf.

Gegen Mitternacht fühlte er sich plötzlich viel besser. Seine verwundete Hand war zwar steif, aber die Kopfschmerzen waren weg. Er stand auf und ging zur Toilette, wobei er fast den Infusions-Ständer umriss. Als er zurückkam, setzte er sich auf die Bettkante und trank einen Schluck Wasser. Jetzt fühlte er sich so gut, dass er sicher war, am nächsten Tag zur Untersuchung der Mumien zurückkehren zu können. Er lächelte, als er an die vielen interessanten Ergebnisse dachte, die er und das Team schon über das Leben der Karthager in der Eisenzeit gewonnen hatten. Dann lehnte er sich im Bett zurück und fiel in einen leichten Schlaf

Als er am nächsten Morgen erwachte, fühlte sich etwas ganz und gar nicht richtig an. Zuerst dieser furchtbare Traum, in dem er Menschenfleisch gegessen hatte, doch das ließe sich einfach erklären; die Untersuchung des Soldaten, der den andern offensichtlich aufgeessen hatte, und dann diese starke Dosis von Antibiotika. So etwas musste ja zu Alpträumen führen. Doch da war noch dieses taube Gefühl und Kribbeln in seinen Gliedmaßen. Plötzlich wurde er von einem Anfall überrascht; sein Körper war gelähmt und er hatte eine Out-of-Body-Erfahrung. Sein Bewusstsein wurde zusammengedrückt und zusammengestaucht bis er nur noch in einem klitzekleinen Teil seines Gehirns hauste. »Ein anaphylaktischer Schock!« dachte er panisch, sein Körper hatte wohl gerade eine allergische Reaktion auf die Antibiotika. Mit unmenschlicher Anstrengung gelang es ihm schließlich seinen Arm auszustrecken und die Alarmklingel zu betätigen. Danach wurde sein Bewusstsein komplett weggesperrt, und er hatte außer einem starken Hungergefühl überhaupt keine Kontrolle mehr über seinen Körper.

»Wer hat gerufen?«

Ein freundlicher Pfleger trat in das Zimmer und schaute sich um. Ein Patient lag friedlich schnarchend in seinem Bett, während der

andere ihn mit panisch aufgerissenen Augen ansah. Der Pfleger griff nach dem Blutdruckgerät und beugte sich über den Mann, irgendwas stimmte mit ihm offensichtlich nicht. Fühlte er sich schlecht? Oder hatte er eine Nebenwirkung wegen den starken Medikamenten?

Das Hungergefühl in Doktor Scosti wuchs und wuchs, und er würde gleich verhungern, wenn er nicht etwas zu essen bekam. Sein Körper bewegte sich automatisch - ohne, dass er etwas dagegen unternehmen konnte. Sein Kopf stieß nach vorn und er versuchte, nach der Hand des Pflegers zu schnappen. Zum Glück hatte dieser lange in der Psychiatrie gearbeitet und hatte schon öfter Patienten gehabt, die versucht hatten, ihn zu beißen. So sprang er flink zurück und zog die Hand aus Doktor Scostis Reichweite. Er rief um Hilfe und schaute wieder zu Scosti, der wie in einem epileptischen Anfall in seinem Bett zappelte.

Scosti sah schon vor seinem geistigen Auge, wie er den Kopf des Pflegers erwischte, diesen zertrümmerte und das Gehirn auffressen konnte. Eigentlich wollte er das gar nicht, aber sein Körper hatte einen eigenen Willen und befreite sich aus den Bettdecken.

Der Zimmernachbar war durch den Lärm wach geworden, gerade rechtzeitig als Scosti aus dem Bett sprang und nach ihm greifen wollte. Zum Glück stolperten Scostis Beine über seinen Infusions-Ständer und er fiel der Länge nach hin. Der andere Patient riss seinen Infusionsschlauch los und jagte trotz seiner Operationswunden aus dem Zimmer, wo er sofort von weiteren heraneilenden Pflgern in Empfang genommen wurde. Derweil benutze der erste Pfleger eine Decke, um sich vor Scostis Angriffen zu schützen. Drei weitere Pfleger stürzten auf ihn, einer mit einer Beruhigungsspritze. Es waren zwei weitere kräftige Ärzte und vier weitere Dosen Tranquilizer nötig, bis Scosti endlich einschlief.

Unterdessen waren seine Blutwerte und Herzschläge alarmierend tief gefallen, er musste sofort zur Intensivstation gebracht werden. Die eilig abgeschickten Blutproben zeigten, dass die Entzündung sich auf den ganzen Körper verbreitet hatte und dass Scosti an einer schweren Blutvergiftung litt.

* * *

Karolin saß im Zug nach Turin und döste vor sich hin. Die letzten Tage waren doch ziemlich hektisch gewesen, und sie hatte definitiv nicht genügend Schlaf abgekliegt. Sie dachte lächelnd an ihre Studentenzeit, wo sie nach bestandenen Prüfungen problemlos mehrere Tage am Stück durchfeiern konnte. Die Zeit hinterlässt ihre Spuren, dachte sie.

Zum Glück wurden ihre Reise- und Hotelkosten von ihrem Forschungsinstitut beglichen. Nur schade, dass die Roaming-Kosten nicht auch gedeckt wurden, dachte sie und griff wieder nach ihrem Smartphone.

Zur Mittagszeit klemmte sie ausgeruht hinter dem Steuer ihres Leihwagens und folgte den Angaben ihrer Navigations-App, um die richtige Route zu finden. Sie hatte einen Cappuccino im Becherhalter stehen und eine herrlich duftende Focaccia auf dem Beifahrersitz.

Endlich kam sie an und parkte ihren Wagen hinter der Dorfkirche. Schnell packte sie ein paar Sachen zusammen, die sie brauchen könnte: Olivers Karte, ihr Smartphone mit einem Ersatzakku, eine Taschenlampe, falls sie in den einen oder anderen Spalt hineinleuchten wollte, und eine paar kleine Archäologenwerkzeuge, falls sie Inschriften oder ähnliches frei bürsten müsste. Dazu eine Fotokamera zum Dokumentieren und eine Wasserflasche.

Der Weg schlang sich über ein paar Kilometer entlang eines Baches das Tal hinunter, dann musste sie sich durch den Wald schlagen. Ein alter Wanderweg führte sie bis an die Talränder, wo sie gemäß Olivers Beschreibungen einer uralten Steinmauer folgte. Schließlich kam sie im besagten Waldstück an, wo viele Felsbrocken verstreut herumlagen. Ein ungeübtes Auge würde diese als natürliche Formation ansehen, aber Karolin sah sofort, dass die Steine von Menschenhand bearbeitet und hierher gebracht worden waren. Und da war auch der verborgene Tunnel, der zur Grabkammer führen sollte, laut Oliver. Karolin kauerte sich hin, drückte ein paar Zweige beiseite und leuchtet in den Tunnel hinein. Nach wenigen Metern war er eingebrochen, und komplett unpassierbar. Karolin war enttäuscht, nach Olivers Aussage hätte sie eigentlich bis zu einem Schlussstein kriechen können, um die Inschrift dort vielleicht entziffern zu können.

Doch vielleicht könnte sie ein bisschen oberhalb der Grabkammer suchen und dort andere Inschriften oder sogar ein kleines Loch finden.

Prompt wurde sie fündig und kauerte sich neben einer Art Steintafel hin. Sie wählte einen kleinen Pinsel, um die feinen Gravuren freizulegen. VE...IPE..iM... Der Schriftzug war fast bis zur Unkenntlichkeit verwittert und zu allem Übel war die Tafel halb versunken; der Schriftzug verschwand in der Erde. Ein flacher Stein half Karolin, einen Teil der Erde wegzuschieben. Dann putzte sie wieder die Inschrift und versuchte, mit ihrer Taschenlampe die Gravur seitlich auszuleuchten. Aha, jetzt kamen ein paar weitere Worte zum Vorschein, leise murmelte Karolin die Übersetzung vor sich hin: »Von innen nach außen gekehrt...ich Verehrer des Todes... vom Leben zum Tod wechsele ich hin und...«

Plötzlich gab der Boden nach, und der Stein kippte seitlich weg.

Karolin spürte, wie sie den Halt verlor... es folgte ein kurzer Fall und ein harter Aufprall auf ihre Knie.

Benommen durch einen starken Schmerz im Knie schaute Karolin hoch, die Steintafel rutschte ihr langsam entgegen. Sie würde auf sie fallen! Dann abrupt Dunkelheit, nur das Licht ihrer kleinen Lampe gab einen schwachen Strahl ab. Die Steintafel war in der Öffnung stecken geblieben und blockierte diese vollständig!

Ein Adrenalinschub durchfloss Karolin, und sie versuchte trotz ausgerenktem Knie die Steinwand hochzuklettern. Sie kam zweimal bis oben hin, hatte aber keinen Halt und rutsche zurück.

Dann wurde ihre klar, dass etwas ähnliches Peter Planchad zugestoßen sein musste. Er war in die Grabkammer hineingekrochen und dort steckengeblieben - oder durch einen Spalt gefallen, genau wie sie. Erst jetzt begriff sie, in welche lebensbedrohliche Situation sie geraten war. Panisch zückte sie ihr Smartphone, das zum Glück heil geblieben war. Unglaubliche Erleichterung überströmte sie, als sie die zwei Balken für ein schwaches Telefonsignal sah. Sie nahm sich ein paar Sekunden Zeit zu überlegen, wie sie dem Notruf-Operator auf Italienisch ihre Situation erklären sollte und schaute ihre Koordinaten nach. Als sie die Nummer eingeben wollte, hörte sie ein komisches Geräusch hinter sich.

Vielleicht eine Ratte - sie drehte die Taschenlampe um... Und das Blut gefror in ihren Adern.

* * *

Am nächsten Tag wurden noch mehr Personen mit Rattenbissen angeliefert, doch die Bevölkerung war nun über die Gefahr, die von diesen Bissen ausging, informiert. Und die Menschen, vor allem Kanalarbeiter oder Kammerjäger, kamen so schnell wie möglich ins Krankenhaus, um ein Rattenfieber (wie die Medien es nannten) rechtzeitig zu behandeln.

Das klappte sehr gut, und nach einer ersten Injektion direkt in die Wunde konnten die Gebissenen mit ein paar Antibiotika-Tabletten heimgehen.

Das Rattenfieber hatte nur ein Opfer gefordert; Doktor Scosti war in der Nacht an multiplem Organversagen gestorben. Die Blutvergiftung und die Nebenwirkungen der schweren Therapie hatten zu seinem plötzlichen Tod geführt.

In der Zwischenzeit hatten die Stadtarbeiter ganze Arbeit geleistet, und tausende tote Ratten wurden aus der Kanalisation geschaufelt. Die Gefahr war gebannt.

* * *

Karolin starrte in den kleinen Lichtkegel ihrer Lampe. Zwei schrecklich aussehende Menschen standen vor ihr. Die Körper waren fast skelettiert und völlig verfilzt. Die Haut des einen schaute aus wie gegerbtes Leder, und seine Kleidung war nicht mehr erkennbar. Doch der Andere... der trug einen völlig zerlumpte Lumberjack Pullover und eine zerfetzte Tweedhose. Auf seinem grotesk verzerrten Gesicht thronte eine altmodische Hornbrille.

Dann erkannte Karolin, wer es war und schrie auf. Oliver hatte ihr die Fotos von seinem Doktorvater gezeigt. Vor ihr stand der verstorbene Peter Planchad!

Doch das konnte nicht wahr sein. Sie musste sich den Kopf angeschlagen haben und jetzt halluzinierte sie. Sie schaute nochmals auf die heranschlurfenden Gestalten und fing an zu kichern. Doch das Kichern verwandelte sich in Schmerzschreie, als die Zombies ihre Zähne in ihr vergruben und ihre Muskeln zerrissen.

* * *

Doktor Scosti riss die Augen auf. Nein, seine Augen waren ja schon offen, er hatte nur keine Kontrolle über seinen Körper. Es war dunkel um ihn und völlig still. Seine Arme bewegten sich, und er schlug überall an Holzwände.

Dann traf ihn die Erkenntnis wie ein Schlag: Er war lebendig begraben worden!

Wie hatte das nur passieren können? Heute, mit all den modernen Techniken, um Gehirnströme und mehr zu messen?

Er geriet in Panik, doch er konnte seinen Körper nicht willentlich bewegen. So oder so würde er bald sterben. Er hoffte, dass es schnell gehen würde, damit er diese schreckliche Situation nicht länger aushalten musste. Doch nichts passierte. Er wartete in Panik, es war nur wenig Luft im Sarg, die würde er im Handumdrehen verbrauchen und danach langsam einschlafen. Dann merkte er, dass er gar nicht atmete und sein Herz nicht schlug. Er hoffte, wenigstens einschlafen zu können. Aber nach einer gefühlten Ewigkeit war immer noch keine Veränderung eingetreten, er war wach, er hatte keinen Hunger, keinen Durst und keine Schmerzen. So wartete und wartete er.

Doch der Tod trat nie ein.

* * *

Hanno war nicht in der Lage, seine Augen zu schließen. Seit einer ganzen Weile war er jetzt bei Bewusstsein. Die Menschen hatten ihn noch tagelang untersucht und ihn in viele komische Geräte gepackt. Jetzt lag er in einer Art Metallsarg mit einem Kristalldeckel über ihm. Es war so kalt, dass sich sein Körper nicht mehr bewegte.

Schon seit einer Weile hatte ihn niemand mehr berührt, was er als schade empfand. Dafür konnte er über sich immer wieder Menschen sehen, die zu ihm hinabblickten. Gelegentlich drückte auch ein Kind sein Gesicht gegen den Kristalldeckel und klopfte daran oder schnitt eine Grimasse. Er hätte sich gerne bewegt, um eine Antwort zu geben, aber es ging nicht. Er hoffte, dass sich seine Augen wieder schließen würden, oder dass er wieder in diesen komischen Schlaf fallen konnte, wie er es schon im Gletscher erlebt hatte. Dann fing er wieder an zu beten, er betete wieder alle Gottheiten an, die er kannte und bat sie, ihn doch endlich sterben zu lassen.

Lieber Tanit, ich bitte dich: gib mir die Ruhe
Und du, Baal Hammon, schließe meine Augen,
Weiser Reshepf, leite mich durch das Tal der Träume...

Wie eine Mantra dröhnte dieses Gebet durch seinen Schädel.

Für immer und in alle Ewigkeit.

MASKAT ZOMBIE CITY:

UNTOT

von Andreas Stetter

Die Epidemie war in vollem Gange. Aus Mitteleuropa kommend, hatte sie inzwischen den Mittleren Osten erreicht. Der Grenzbereich zwischen Pakistan und Iran war menschenleer und nur noch von Zombies besiedelt, ebenso das nördlich gelegene Afghanistan. Um einen weiteren Vormarsch zu verhindern, wurde ein Abkommen zwischen Iran, dem Irak, dem Oman und Syrien geschlossen, bei dem irakische und syrische Truppen im Iran eingesetzt wurden, um die dortigen Truppen zu entlasten und den Vormarsch in den Irak zu stoppen. Mit vereinten Kräften gelang es, die Untoten aufzuhalten und im Hinterland Verteidigungsanlagen zu errichten, sowie die grenznahe Bevölkerung zu evakuieren.

Im Oman wurden Flüchtlingsboote aus dem afghanischen und pakistanischen Raum aufgenommen; die Neuankömmlinge wurden nach einer Woche Quarantänezeit in rasch errichteten Lagern rund um Maskat untergebracht. Die Lage im Oman war stabil - Bis zu diesem denkwürdigen Tag.

Sie kamen aus dem Wasser und sie hatten Hunger. Keiner wusste, woher sie stammten. Später wurde spekuliert, ob sie gezielt den Booten folgten, oder einfach unter Wasser umherwanderten, bis sie auf Land stießen. Für den Oman ist die Frage aber nicht mehr wichtig. Innerhalb weniger Stunden wurde Maskat von verfaulten, stinkenden, aufgeblähten und von Fischen zerfressenen Untoten überrannt. Bis die Behörden realisierten, was sich in der Stadt abspielte, waren bereits Tausende Einwohner infiziert oder bereits verwandelt. Die örtliche Polizei war schnell überfordert und trotz der Bemühungen, sichere Zonen zu schaffen, konnte man dem Ansturm personell nichts entgegensetzen. Noch schneller breitete sich der Virus im Küstengebiet am Stadtrand aus und erreichte die dort liegenden Flüchtlingsla-

ger. Diese waren innerhalb von nur ein bis zwei Stunden komplett verloren, und der Virus trat seine Reise weiter nach Westen an.

Matrah und Ruwi fielen, bevor sich die noch im Lande befindliche Armee reorganisieren und damit beginnen konnte, Maßnahmen zur Eindämmung der Seuche zu treffen. Da nur noch rund 15.000 Soldaten vor Ort waren, musste schnell reagiert werden, um eine Ausbreitung im Keim zu ersticken. Der eilig getroffene Plan sah vor, die Ausbreitung hinter Ruwi im Norden und bei Al Bustan im Süden zu stoppen, oder sie zumindest zeitweise aufzuhalten. Lange genug, um im Hinterland befestigte Stellungen einzurichten, die dann wiederum standhalten könnten, bis Truppenteile aus dem Iran zurückbeordert werden konnten. Dem Plan kam zugute, dass die nördliche Küstengegend mit Gebirgszügen durchzogen ist, die eine gezielte Verteidigung ermöglichten.

Als die ersten Infanteristen eintrafen, ging gerade die Sonne auf. Auf den Straßen standen Autos, gefüllt mit Flüchtlingen aus Maskat und Matrah, viele noch im Schlafanzug und ohne viel Gepäck. Hauptaufgabe der ersten Einheit sollte es sein, die Flüchtlinge in vorläufige Flüchtlingscamps umzuleiten, bis eine Infektion ausgeschlossen werden konnte. Mit Lautsprechern wurden die Personen aufgefordert, ihre Autos zu verlassen und sich zu Fuß zum Checkpoint zu begeben. Dieser Anordnung wurde nur widerwillig nachgekommen. Zögerlich verließen die Zivilisten die Autos und bewegten sich auf den Checkpoint zu. Dort hatten sich Polizisten und Soldaten mit Hunden positioniert und führten die Ankömmlinge nach einem oberflächlichen Check zu den bereitstehenden Lastwägen. Da es sich um einen militärischen Einsatz handelte, unterstand die Leitung dem Oberkommandeur. Die anwesenden Polizisten mussten sich der Autorität der Soldaten unterordnen und kümmerten sich primär um die Personenkontrollen.

Langsam kam Unruhe in die Flüchtlinge. Es waren vereinzelt Schreie zu hören, und von hinten kommende Personen rannten panisch nach vorne, die Wartenden hinter sich lassend. Es kam immer mehr Bewegung in die Flüchtlinge und der Lärm schwoll weiter an. Die Soldaten am Checkpoint wurden nervös. Die Schreie waren noch

undeutlich und die tief hängende Sonne verbarg das Treiben am Horizont hinter ihren hellen Strahlen, aber die Unruhe konnte nur eine Ursache haben. Als die Schreie näher kamen, wurden die Befürchtungen der Soldaten bestätigt. »Sie kommen«.

Von einem Moment zum anderen brach die Hölle los. Die Menschen strömten nach vorne und ignorierten die Warnungen der Soldaten und Polizisten. Auch Warnschüsse verhallten ungehört und der befehlshabende Offizier wurde vor eine schwerwiegende Entscheidung gestellt. Wollte er das Blut Unschuldiger vergießen, um damit möglicherweise tausende Andere zu retten? Konnte er es mit seinem Gewissen vereinbaren, das Feuer auf Wehrlose eröffnen zu lassen? Der Offizier zögerte. Angespannt schirmte er mit einer Hand die Strahlen der Sonne ab und schaute weiter in die Richtung der anstürmenden Menschen, unter ihnen viele mit blutverschmierter Kleidung und offensichtlichen Verletzungen.

Der Offizier schloss die Augen und erteilte mit bellender Stimme den Feuerbefehl. Die Masse stürmte weiter auf den Checkpoint zu, doch es fiel kein einziger Schuss. Der Offizier wiederholte sein Kommando und schaute verzweifelt auf seine Männer. Als keiner den ersten Schuss abgeben wollte, zog er schließlich selbst seine Waffe und feuerte in die Menge. Die Männer erwachten aus ihrer Lethargie und führten den Befehl ihres Kommandeurs aus. Hunderte Menschen starben im Kugelhagel, unmöglich zu erkennen, wer davon infiziert oder gesund war. Dann kamen sie. Am Boden lagen die Toten und die Verwundeten und hinter ihnen kamen die, die vom Tod zurückgekehrt waren, um die Lebenden zu Ihresgleichen zu machen. Die Soldaten feuerten weiter, ohne die Reihen der Untoten merklich zu lichten. Erst als der Offizier explizit den Befehl gab, auf die Köpfe zu zielen, verminderte sich die Zahl derer, die sich einen Weg durch die parkenden Autos suchten.

Während die Soldaten auf die Untoten feuerten, versuchten die Polizisten hinter dem Checkpoint die Menge zu beruhigen, Verletzte abzusondern und die, die gesund erschienen, auf die LKWs zu verladen. Nur diejenigen, die keine Verletzungen aufwiesen und bei denen keine Hunde angeschlossen waren, bekamen einen der begehrten Plätze. Einige der Abgewiesenen versuchten sich gewaltsam einen Platz zu verschaffen, griffen Polizisten an oder solche Zivilisten, die bereits

einen Platz hatten. Als die Lage weiter eskalierte, blieb den Polizisten nichts anderes übrig, als ihre Dienstpistolen auf Unbewaffnete zu richten. Als ein Schuss den ersten Randalierer niederstreckte, schreckten die anderen auf und ließen von den Transportern ab. Die letzten Plätze wurden noch gefüllt und alle Lastwagen, bis auf einen, abgeschickt. Die restlichen Zivilisten wurden aufgefordert, sich zu Fuß zum nächsten Checkpoint zu begeben und dort weitere Anweisungen abzuwarten.

Die Zombies hatten sich in der Zwischenzeit der Befestigungslinie auf unter 50 Meter genähert. Immer weiter strömte die Front der Untoten den Soldaten und verschlang dabei diejenigen Zivilisten, die nicht schnell genug waren. Es würde unmöglich sein, sie alle aufzuhalten. Ziel war es daher, den Flüchtlingen ausreichend Zeit zu verschaffen, den nächsten Checkpoint zu erreichen, damit diejenigen, die nicht infiziert waren, eine faire Chance erhielten. Als die Untoten auf unter 30 Meter waren, befahl der Offizier den Rückzug. Überflüssige Ausrüstung wurde zurückgelassen und die Soldaten sprangen gedeckt von den Polizisten auf den letzten bereitstehenden Lastwagen. Als auch die Beamten aufgesessen hatten, fuhr der Truck los, nur Sekunden bevor die Untoten die Position erstürmt hatten. Auf der Fahrt überholten die Soldaten die armen Wesen, die keine Plätze ergattern konnten. Einige waren zusammengebrochen oder hatten aufgegeben, lagen auf dem Boden und warteten darauf, von den Zombies zerrissen und aufgefressen zu werden. Andere hatten die Straße verlassen, um ihr Glück abseits zu versuchen, sich nach Süden durchzuschlagen und so den Einfluss der Armee zu umgehen. Zu allgegenwärtig war noch die Erinnerung an die Deportationen, die begonnen hatten, nachdem der Sultan das Kriegerrecht verhängt hatte - Als infizierte Familienmitglieder abgeholt und nie wieder zurückgebracht wurden. Den Lügen des Sultans wollte man keinen Glauben mehr schenken. Niemand glaubte daran, an einem Biss zu sterben und als Untoter zurück zu kommen, auch wenn die Realität eine andere Sprache sprach.

Als der Lastwagen am nächsten Checkpoint ankam, wurden gerade die Transporter mit den Zivilisten nochmals kontrolliert und wei-

tergeschickt. Mit Hilfe von riesigen Containern war ein provisorischer Wall errichtet worden, der die Untoten einige Zeit aufhalten sollte. Der Durchlass wurde nach Passieren des letzten LKWs mit einem Panzer britischer Bauart verschlossen, die Container selbst mit Soldaten besetzt. Die zu Fuß ankommenden Überlebenden wurden direkt auf die Container gehievt und auf der anderen Seite in Empfang genommen. Aufgrund ihrer äußerlichen Verletzungen wurden sie als Gefahr eingestuft und in entsprechende Quarantänelager verwiesen. Quarantänelager hieß im Oman, dass die Menschen auf einer Liege festgeschnallt wurden. Wer nach Ende der Inkubationszeit noch nicht verwandelt war, wurde freigestellt. Wer zwei Tage nach einem Biss noch keine Symptome zeigte, konnte auch in ein Camp niedrigerer Gefahrenstufe verlegt werden. Theoretisch. Praktisch war das noch nie der Fall.

Kurz nach den Überlebenden kamen sie. Scharfschützen erledigten die ersten Zombies bereits aus weiterer Entfernung, der Panzer feuerte Granaten in die Richtung der untoten Angreifer. Als diese auf etwa 150 Meter herangekommen waren, eröffneten auch die restlichen Soldaten das Feuer. Zwei schwere MGs dünnten die ersten Reihen aus und trennten Beine, Arme und Torsos ab. Diejenigen, die nicht am Kopf verletzt waren, krochen verstümmelt am Boden weiter und zogen kaputte Arme, Beine oder Eingeweide hinter sich her.

Als die MGs ihre heiß geschossenen Rohre austauschen mussten, konnten die Untoten Boden gutmachen. Boden, der sich nicht so ohne weiteres zurückerobern ließ, weil für jeden Gefallenen fünf neue nachkamen. Waren die ersten noch über die Straße gekommen, verbreiterte sich jetzt die Front. Scheinbar hatten viele von ihnen an einer nicht beschränkten Stelle die Straße verlassen und verteilten sich jetzt auf eine breite Linie. Die Container würden den Soldaten genügend Schutz bieten, und die umliegenden Häuser waren bereits evakuiert. Ein befestigtes Haus würde als Rückzugspunkt, Basis und Nachschublager dienen. Die Soldaten konnten hier Tage aushalten und die Untoten zur Not auch tagelang bekämpfen. Trotzdem wäre es ein unschönes Gefühl, von stinkenden, stöhnenden und Ungeziefer anlockenden Untoten umzingelt zu sein.

Die Soldaten feuerten weiter, die MGs inzwischen abwechselnd,

um weiteren Bodenverlust zu verlangsamen. Es dauerte nicht lange, bis bei den ersten Infanteristen die Konzentration nachließ. Die Schüsse waren schlechter gezielt und gingen zu häufig daneben. Über den Kampflärm hinweg war ein stetig anschwellendes Geräusch zu vernehmen. Nach einiger Zeit wurde den Soldaten deutlich, dass es sich dabei um Helikopter handelte. Fünf Hubschrauber brachten Nachschub heran, Männer und Materialien, die hinter der Verteidigungslinie abgeladen wurden. Eilig wurden die Neuankömmlinge auf die Container und der materielle Nachschub in das befestigte Haus gebracht.

Insgesamt kamen 100 weitere Männer zu Verstärkung und verdoppelten damit die Truppenanzahl. Zwei weitere schwere MGs halfen dabei, den Bodenverlust zu begrenzen und hämmerten pausenlos gegen die Angreifer. Um Ermüdung vorzubeugen und die Effizienz zu steigern, behalf man sich auf die Schnelle mit einer Art Schichtsystem, bei der immer eine Gruppe im Haus verweilte, während die andere Gruppe den Kampf fortführte. Nach einigen Stunden war immer noch kein Ende in Sicht. Wenn alle Einwohner Maskats und sämtliche Flüchtlinge verwandelt worden waren, stand man einer fünfstelligen Anzahl Zombies gegenüber. Eine Streitmacht, wie sie der Oman noch nicht gesehen hatte. Nicht im eigenen Land.

Als die Untoten den Panzer erreichten, schoben sie sich an ihm hoch. Ihre motorischen Fähigkeiten reichten kaum, wirklich daran hochzuklettern, aber die nachfolgenden Untoten drückten sie nach oben. Unter dem Panzer krochen diejenigen hindurch, die beim Gefecht die für das Gehen wichtigen Teile ihres Körpers verloren hatten. Die Soldaten konzentrierten ihr Feuer auf die, die dabei waren, die Barriere zu überwinden und in bewohntes Gebiet vorzudringen. Aufgrund des nachfolgenden Drucks erreichten die ersten Zombies bereits die Oberkanten der Container, hielten sich daran fest und wurden auch hier von nachfolgenden Kreaturen nach oben geschoben. Um Verluste durch ein Kreuzfeuer zu vermeiden, blieb nichts anderes übrig, als die Truppen auf einer Seite weiter nach hinten zu verlagern. Zu riskant wäre es gewesen, gegenüberliegende Soldaten durch eigene Kugeln zu töten. Die Soldaten verlagerten ihre Position auf den nächsten querstehenden Container und bezogen dort Stellung. Die Soldaten auf der anderen Seite waren jetzt abgeschnitten, aber

noch bestand Hoffnung, die Untoten zurückzudrängen.

Während des Rückzugs war es bereits einer kleinen Anzahl von Zombies gelungen, den Container zu betreten und auf die Männer zuzuwanke. Als diese das Feuer eröffneten, gingen die Angreifer nach und nach zu Boden. Zwei von ihnen krochen schwer verstümmelt weiter und stellten damit für die Soldaten noch eine unmittelbare Gefahr dar. Weitere Schüsse beendeten aber auch deren untotes Leben.

Währenddessen kamen aber schon wieder neue nach. Der Strom schwoll durch die nachlassende Bodenverteidigung an und drückte immer mehr von ihnen auf die Container. Viele der Angreifer wurden zwar wieder nach unten gestoßen, aber langsam wurde die Situation brenzlich. Der befehlshabende Offizier gab dem Panzerfahrer den Befehl, sich zurückzuziehen, um den Zombies den Keil wegzunehmen. Schwere Dieselmotoren brüllten auf, als sich der Stahlkoloss langsam in Bewegung setzte. Während der Fahrt rutschten die auf dem Panzer stehenden und liegenden Leichen herunter und die, die unter die Ketten gerieten, wurden von diesen gnadenlos zerquetscht. Nach 100 Metern stoppte der Panzer wieder und feuerte mit seinem Bord-MG auf die Lücke in der Verteidigung.

Die Infanteristen waren derweil damit beschäftigt, die Container von den Leichen der Angreifer zu säubern, um ihre ursprünglichen Verteidigungsstellungen wieder einzunehmen. Mit den Kolben ihrer Waffen bugsiierten die Männer die leblosen Körper an den Rand und ließen sie dann nach unten fallen.

Ein unvorsichtiger Soldat hatte dabei richtiges Pech. Als er versuchte, die Leiche eines etwas stämmigeren Herrn von dem Container zu schubsen, verbiss sich dieser in seinen Fuß. Der Soldat hatte übersehen, dass der Zombie noch nicht endgültig tot war, obwohl er regungslos am Boden lag.

Er entleerte daraufhin fast sein ganzes Magazin in den Kopf des Zombies. Dann richtete er das Gewehr gegen sich selbst und bewahrte sich mit einem sauberen Kopfschuss vor einer Existenz als lebende Leiche.

Ungläubig starrten seine Kameraden auf das Szenario, sahen den am Fuß verbissenen Zombie, das ungläubige und zugleich entsetzte

Gesicht des Soldaten und den kurzen, bestimmten Blick, als er sich das Gewehr unter das Kinn hielt und abdrückte. Die Kugel trat sauber am oberen Ende des Helms wieder aus, zusammen mit nur wenig Blut. Wie in Zeitlupe sackte sein Körper zusammen und fiel von dem Container auf die darunter wartende untote Meute.

Die Kameraden waren noch wie gelähmt, bis sie von einem weiteren Schuss aus ihrer Unbeweglichkeit gerissen wurden. Ein Unteroffizier hatte in die Luft geschossen, um sich die Aufmerksamkeit zu sichern. Nachdem er seine Befehle gebrüllt hatte, nahmen die Soldaten ihre Tätigkeit wieder auf und säuberten die Container.

Durch die Unterbrechung hatte man aber zu viel Zeit verloren. Der Panzer war inzwischen zu weit zurückgefallen, um die heranstürmende Meute präzise aufhalten zu können. Auch die standartmäßig mitgeführten 4200 Schuss Munition für das Maschinengewehr gingen langsam zur Neige. Der Kommandant befahl nun, wieder vorzurücken, und der Panzer raste direkt in die gierige Horde. Mehrmals setzte er zurück und stieß wieder nach vorne, um so viele Angreifer wie möglich zu zerquetschen. So bildete sich innerhalb kurzer Zeit direkt vor dem Stahlkoloss ein regelrechter Berg von Körperteilen. Bei einem besonders heftigen Vorstoß entstand eine Bugwelle aus Zombies, die über den Panzer hineinbrachen. Der MG-Schütze konnte nicht rechtzeitig reagieren – ein Untoter krallte sich an ihm fest und biss ihm ins Gesicht. Schreiend stürzte der Mann in die Kabine, gefolgt von einer Flut weiterer Angreifer. Der Klang einer explodierenden Handgranate setzte den Schreien schließlich ein Ende, und aus dem Inneren kam nur noch schwarzer Rauch.

Die Soldaten auf dem provisorischen Befestigungswall konnten auf diese Tragödie kaum reagieren, sie feuerten verzweifelt auf die immer zahlreicher werdenden Zombies. Der Strom war nicht mehr aufzuhalten und der Druck auf die Container nahm ständig zu. Mit einem Ruck löste sich der Erste von ihnen vom Boden und wurde ein paar Zentimeter nach hinten gedrückt. Den Soldaten wurde durch die plötzliche Bewegung buchstäblich der Boden unter den Füßen weggezogen. Wer nicht gerade kniete oder am Boden lag, hatte Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Ein zweiter, noch heftigerer

Ruck ging durch den Container. Zwei Soldaten wurden davon so überrascht, dass sie die Balance verloren und vom Rand des Containers in die Tiefe fielen. Andere landeten nur unsanft auf dem harten Metall und wagten es kaum, sich wieder zu erheben.

Die, die in die Tiefe fielen, wurden von hunderten Händen erwartet und sicher aufgefangen. Die eben noch hilfreichen Hände zerrten nun an ihnen, zogen sie nach unten und rissen sie in Stücke. Gierig stürzten sich die Zombies auf das frische Fleisch der gefallenen Soldaten, kauten darauf herum, schluckten es und rissen erneut Stücke aus den Körperteilen. Einer der Soldaten war sofort tot, ein anderer musste noch mitansehen, wie sich gierige Hände in seinen Bauch bohrten, Eingeweide herauszogen und darauf herum kauten. Er wurde erst erlöst, als ihn die hungrige Menge in der Mitte auseinander riss. Die auf dem Container verbliebenen Soldaten wandten sich mit Grauen ab. Niemand kam auf die Idee, die Gefallenen mit einem Schuss zu erlösen, niemand wollte länger als nötig den grauenhaften Anblick ertragen. Erst als kein Geschrei mehr zu hören war, wagten die Soldaten einen Blick nach unten. Erneut gingen Erschütterungen durch den Container. Das Rücken schwoh zu einem kontinuierlichen Zittern an, und der Stahlkoloss wurde langsam Zentimeter um Zentimeter nach hinten verschoben. Wollten die Soldaten nicht abgeschnitten werden, mussten sie unbedingt auf den nächsten Container gelangen.

Auf allen vieren krochen sie auf der Metalloberfläche entlang und sahen, dass sich das Ende des Containers immer weiter vom Nächsten entfernte. Das Zittern endete schließlich, als der Container an eine Bordsteinkante stieß. Diese stoppte die Drehung und der Kasten lag wieder ruhig. Die Soldaten waren erleichtert. Der Abstand zum folgenden Container war noch klein genug, um ihn mit einem großen Schritt zu überbrücken. Die Gefahr schien überwunden. Langsam erhoben sich die Männer und bewegten sich vorsichtig auf die Lücke zu.

Gerade als sie etwas Weg zurückgelegt und die Ersten das Ende erreicht hatten, geriet der Container in Schiefelage. Die Masse der Untoten drückte so stark gegen den Frachtbehälter, dass der drohte, über die Bordsteinkante zu kippen. Die, die bereits am Ende waren, sprangen so schnell es ging auf den nächsten Container über, und die hin-

teren beschleunigten ihren Schritt. Zu spät. Die Schiefelage nahm schneller zu, als die Männer rennen konnten und erreichte schließlich einen Winkel, der es unmöglich machte, sich auf dem glatten Stahl festzuhalten. Als erstes fielen diejenigen nach unten, die schwere Ausrüstung trugen. Die beiden MG-Schützen verloren ihren Halt und stürzten in die Hände derer, die sie bekämpfen wollten. Die, die sich noch am Rand des Containers festhalten konnten, versuchten den Blick abzuwenden, bis der Container unter der Last nachgab und zu Boden kippte. Dem Gewicht von fast fünf Tonnen konnten die darunter stehenden Zombies nichts entgegensetzen und wurden schlicht zerquetscht.

Die meisten Soldaten lösten ihren Griff unwillkürlich beim Aufprall auf den Boden und landeten in den Armen der untoten Horde. Die, die sich festhalten konnten, versuchten sich hochzuziehen, wurden aber von nach oben schnellenden Armen daran gehindert. Die Zombies packten die Soldaten bei den Füßen und zerrten sie nach unten. Keiner der sechzehn Soldaten dieses Containers überlebte. Unter Schreien wurden sie zerfetzt, eine explodierende Granate ersparte zweien oder auch dreien der Männer die Qualen und beendete ihre Leben kurz und schmerzlos.

Nachdem der erste Frachtbehälter gekippt war und die Besatzung zu Zombienahrung geworden war, konzentrierte sich die Horde auf den nächsten Container. Diesmal zogen sich die Soldaten schneller zurück. Alle Container wurden geräumt und die Männer flüchteten in das befestigte Haus, um dort den Kampf fortzuführen. Schnell war das Haus umzingelt und tausende Zombies drückten ihre toten Hände dagegen. Die Mauern hielten dem Druck stand. Doch unter dem Druck tausender Untoter sprang eine der verbarrikierten Türen explosionsartig auf und die Kreaturen strömten gierig in den dahinterliegenden Raum. Die überraschten Soldaten schrien auf und richteten ihre Sturmgewehre auf die jetzt weit offen stehende Tür. Die, die zu nahe an der Tür standen, hatten keine Chance und wurden noch bevor sie reagieren konnten von der hereinstürmenden Masse zerrissen.

Die Männer feuerten verzweifelt auf die Untoten, konnten den Strom aber nicht stoppen. Die Zombies, die erschossen wurden, wur-

den von ihren Nachfolgern weiter nach vorne gedrückt und machten es den Soldaten unmöglich, die dahinter liegenden Kreaturen zu treffen. Die Soldaten, die im Erdgeschoss den gierigen Händen entweichen konnten, zogen sich aus den unteren Räumen zurück und stürmten über die Treppe nach oben. Die dort wartenden Kameraden waren bereits bemüht, die Treppe mit Tischen und Stühlen zu verbarrikadieren. Die Möbel stapelten sich auf der Treppe und erschwerten es den Untoten, die Stufen zu erklimmen.

Noch konnten die Soldaten die wenigen Zombies, die sich über die Hindernisse hinweg zogen, gezielt ausschalten. Noch hielt die Barrikade und noch überlegte der befehlshabende Offizier, wie die Männer evakuiert werden könnten. Hektisch brüllte er über den Kampflärm hinweg in sein Funkgerät, um schnellstmöglich einen Hubschrauber für seine Männer zu organisieren. Sein Brüllen verstummte, als sich die Barrikade unter dem Druck löste, die Holzplatten zerbrachen und die Untoten über die Treppe nach oben strömten. Die Soldaten kämpften um ihr Leben. Über die Treppe konnten die Angreifer nur in enger Formation vorrücken, was den Soldaten die Verteidigung vereinfachte. Durch den Druck der nachfolgenden Masse fielen aber nicht alle getöteten Zombies zu Boden und wurden wie zuvor einem Schutzschild gleich vorangeschoben.

Nachdem die Untoten das Ende der Treppe erreicht hatten, ging alles ganz schnell. Einige Soldaten versuchten aus dem Fenster auf die Container zu fliehen, andere stellten sich einem letzten, aussichtslosen Kampf. Innerhalb weniger Minuten waren das Haus gefallen, die Soldaten getötet. Die, die sich auf die Container retten konnten, versuchten, ihre Stellung zu verteidigen. Doch auch diese Anstrengungen wurden in dem Moment zunichte gemacht, als sich die Container zu neigen begannen. Als die letzten Schreie verstummt waren, setzte sich die untote Meute wieder in Bewegung, weiter auf der Suche nach Nahrung, um ihren nie enden wollenden Hunger zu stillen.

Das Mars Labyrinth

von Fabienne Gschwind

Blog-Eintrag, Tag 5, Marsmission 4B

Hey, wundert ihr euch, wieso ich Tag 5 geschrieben habe? In der Zwischenzeit sollte es doch Tag 213 sein, oder so um den Dreh rum..? Richtig! Nur, dass ich die letzten 210 Tage im Schlafmodus verbracht habe! Also habe ich die Tage einfach ausgelassen... oder hätte ich einen Autowriter programmieren sollen, der jeden Tag »ich schlafe« einträgt?

Nein, eben.

Egal, also ich bin vor knapp 6 ss (Standardstunden) aufgewacht. Es war nur halb so schlimm, wie ich es mir vorgestellt hatte. Etwa so, wie wenn man an einem freien Tag nach einem tiefen, entspannten Schlaf aufwacht. Ich bin richtig froh, dass Mission Control so kurzfristig entschieden hat, das Raumschiff mit den Schlafmodus-Kabinen auszustatten. Diese halten den Körper in einer Art Dauerschlaf, während die Muskulatur mit Elektroimpulsen stimuliert wird, und man mittels einer Magensonde ernährt wird. Das hat den Vorteil, dass das Verdauungssystem aktiv bleibt und man keine weiteren Umstellungsprobleme hat. Ganz im Gegenteil zu der vorherigen Methode, dem Body-Freezing, da wird man quasi bei lebendigem Leib tiefgefroren. Die Herzrate ist auf 15 Schläge abgesenkt, man wird künstlich beatmet und via Infusion ernährt.

Ich erinnere mich mit Schrecken an meine erste und zum Glück einzige BF-Erfahrung vor ca. drei Jahren. V'dammt, sieben Tage lang habe ich da jede Stunde gekotzt. Überall Schmerzen; Gelenke, Muskeln... alles. Und ich war völlig weggetreten und bin wie ein Zombie durch die Gegend gelaufen.

Aber der Schlafmodus war super. Ich bin völlig entspannt aufgewacht, der HilfBot hat mir mein Frühstück gebracht, das ich kurz nach Missionsstart programmiert hatte. Da gab es Zuckerreis, Wür-

felei, und ein paar Scheiben traditionellen Speck. Was für eine Überraschung! Richtiger Speck! Ich hätte nie gedacht, dass Marsmission mir so etwas gönnen würde. Ich hatte natürlich nur den K-Speck erwartet, und erst beim Reinbeißen wurde mir der Unterschied klar. Also natürlich nichts gegen den K-Speck, der ist schon auch richtig gut. Aber kein Vergleich mit einem richtigen Stück Fleisch. (Danke Ivy ;)

So, Schluss mit Schreiben... wir müssen das Landungsmodul vorbereiten. Das Zeitfenster ist extrem knapp berechnet, und wir verlassen das Support-Schiff um 3.2 des 7,56,43.

Blog-Eintrag, Tag 9, Marsmission 4B

Entschuldigung für die lange Schreibpause. Wie ihr euch denken könnt (oder wie ihr vielleicht auf der Marsmission R-Site gesehen habt) war die ganze Austauschprozedur ziemlich hektisch. Das Supportschiff ist ja mit der alten Crew sofort wieder zurückgeflogen und ist nur während der Zeit des Swing-by-Manövers im Mars-Orbit geblieben. Schließlich musste es wieder Geschwindigkeit aufbauen, um zurück zur Erde zu fliegen.

Jetzt fragt ihr euch bestimmt, wieso ich von einem Austausch der alten Crew gesprochen habe. Es war doch geplant, dass Marsmission 4B der Verstärkung der alten Crew, die schon seit sechs Monaten auf dem Mars ist, dienen sollte.

Na ja, natürlich war es so geplant.

Leider war die Sonnenaktivität in den letzten Monaten viel stärker als erwartet. Die Mitglieder der Crew 4A leiden schon jetzt alle an Strahlungsschäden. Fünf von ihnen haben schon irreversible Zellschäden; die müssen so schnell wie möglich zurück zur Erde, um behandelt zu werden. Nicht, dass sonst alle an dieser altertümlichen Krebskrankheit sterben!

Nur BigO, Matthäus und AIQ-Frau Cloey werden von der 4A-Crew bleiben. BigO, mit richtigem Namen Olaf Shenyi, ist ein Superkerl, stark wie Gravi-Dozer. Seit dem Anfang der Mission 4A hat er an einer Seitenstudie teilgenommen und trägt außer zum Schlafen

die ganze Zeit über eine Art bleiverstärkte Ritterrüstung. Falls ihr nicht wisst, was ein Ritter ist, sucht nach #Pre-GreatWar #Mittelalter. Ich kann euch auch wärmstens einen Besuch beim Real Museum in Lonris empfehlen, da sind einige gut erhaltene Ritterrüstungen ausgestellt, die den GreatWar und die darauffolgende DarkTime überstanden haben.

Matthäus, der Terralogie-Experte, hat als echter Workaholic die meiste Zeit im Labor verbracht, und das ist vor Strahlung geschützt. Bei den Außenmissionen hat er trotzdem ein bisschen was abbekommen, doch sein Projekt scheint extrem wichtig zu sein.

Cloey ist natürlich so gut wie strahlungsfrei, denn sie war die ganze Zeit im abgeschirmten AIQ-Raum.

Okay, also zurück zu mir, deshalb lest ihr ja diesen Blog ;-)

Ich sitze jetzt in meiner Kabine im Habitat 2, da sind alle Wohnräume untergebracht (Link: Mars Habitat Überblick).

Meine Kabine ist klein und sehr kuschelig. Leider gibt es kein Fenster nach draußen, aber wie auch... wir sind ja zwei Standardmeter unter der Erde eingebuddelt, um uns vor der Strahlung zu schützen. Das hat aber offensichtlich noch nicht ganz gereicht. Keine Angst, wir haben da schon ein paar Lösungsansätze im Ärmel, aber darüber rede ich morgen.

Jedenfalls war ich schon zweimal draußen. Es ist einfach FANTASTISCH!!!

Ihr könnt es euch nicht vorstellen, diese Intensität der Gefühle, wenn man auf einem anderen Planet steht. Da müssten die meisten Leute wohl gleich ihren Emo-Controller anschalten ;-)

Diese intensiven Rot- und Brauntöne und dieses verrückte Panorama... Ich habe davon mein ganzes Leben lang geträumt. Schon ganz klein wusste ich, dass ich Astronaut werden wollte. Und jetzt ist es wahr geworden, ich steh' auf dem MARS. Ich bin sooo glücklich! Auch wenn ich es nicht zurück schaffe und hier sterbe, würde ich es keinesfalls bereuen.

Es ist hier einfach wunderschön und all die Real-Shows, die man sieht, können es damit nicht aufnehmen. Wir haben alle in der Kabine

ein virtuelles Fenster, wo wir uns eine Landschaft zeigen lassen können. Die meisten wählen schöne Orte auf der Erde aus. Doch ich habe mir das Live-Bild der Außenkamera aufgeschaltet ;-)

Blog-Eintrag, Tag 10, Marsmission 4B, morgens

Ich sitze gerade im Marsmobil. Ich bin zusammen mit Matthäus unterwegs, meine erste offizielle Mission auf dem Mars!

Matthäus ist ein bisschen sauer, dass er auf Außendienst geschickt wurde. Er will lieber seine Analysen vorantreiben; offensichtlich haben sie bei einer Erkundungstour in den Grenzbereich einer alten Station sehr interessantes Material gefunden. Es gab dort verkrustete Steine, deren Oberfläche fossilisiertes organisches Material darstellt! Möglicherweise Überbleibsel eines frühen Versuchs, auf dem Mars Terraforming zu betreiben. Aber Dienst ist Dienst, und da Matthäus sich hier am besten auskennt, muss er diese Tour zumindest einmal mit mir machen. Dann kann ich in Zukunft diese Untermission alleine ausführen. Es geht dabei um Folgendes:

Wegen den unerwarteten Strahlungsproblemen hat die alte Mars-Crew nach geschützten Plätzen gesucht, wo man das MarsHabitat unterbringen könnte. Plätze, die einen natürlichen Schutz vor dem Sonnenwind bieten würden. Zum Beispiel Felsvorsprünge in tiefen Canyons. Dort wurden dann Messstationen aufgestellt. Nur leider sind diese Plätze so gut geschützt, dass wir auch keine Funksignale empfangen können. Deshalb gehen wir die Daten von Hand auslesen.

Unsere erste Station befindet sich in einer natürlichen Höhle, ganz unten im Valles Chryse Canyon. Oh wow, da sehe ich jetzt den Eingang zum Canyon, er ist gigantisch. Ich habe noch nie so derart krasse Felswände gesehen!

Okay, ich muss aufhören zu schreiben, Zumpa, die heute die Mission-Op leitet, teilt uns mit, dass sich da in unserer Gegend ein Sandsturm zusammenbraut. Natürlich sind unsere Marsmobile so gebaut, dass sie auch bei Sandstürmen der Stärke 3 funktionieren. Aber wir versuchen, so gut es geht, unsere Geräte vor der Sandabrasion zu schützen.

Ich schreibe nachher weiter!

Blog-Eintrag, Tag 10, Marsmission 4B, mittags

Jap, ich bin es wieder. Der Sandsturm kam schneller als erwartet und wir sitzen ihn in der Höhle aus. Unglücklicherweise haben wir das Marsmobil in der Mitte des Canyons geparkt und sind zu Fuß zur Höhle gegangen, da wir mit dem Marsmobil als Relaisstation Funkkontakt zur Mission-Op bewahren wollten. Aber die Höhle ist wirklich super... Riesengroß und die Daten zeigen schon mal an, dass die meiste Strahlung vom darüber liegenden Felsen geschluckt wird. Wir müssten bloß den Höhleneingang erweitern, und dann könnten wir das Habitat problemlos hier 'reinkriegen. Aber das könnt ihr dann alles in meinen offiziellen Rapport auf der Marsmission R-Site nachschauen.

Wirklich schade, dass wir das Marsmobil nicht dabei haben, denn wir könnten es uns in der Druckkabine bequem machen und ein warmes Taffee genießen... na ja, aber die Flüssignahrung, die ich im Raumanzug trinken kann, ist auch ganz gut. Heute habe ich Zitrusgeschmack ausgesucht... morgen versuche ich dann Schokolade.

Ach so... der Grund, wieso wir nicht einfach zum Marsmobil laufen ist, dass es an den Canyonwänden über der Höhle lose Felsbrocken gibt, die durch den Wind gelegentlich herunterkrachen. Wir könnten also getroffen werden. Wenn wir das Habitat hierher verlagern, müssen wir die Felswände sichern. Vielleicht könnten wir auch einen Destruct-Laser installieren, der fallende Gesteine erkennt und atomisiert. Ein Heidenspaß!

Im Moment macht sich hingegen eher Langeweile breit. Für mich aber ganz nützlich, denn ich konnte Matthäus ein bisschen nach seiner Forschung ausfragen. Er sagt, er konnte tatsächlich bereits genetische Spuren aus dem fossilierten Material gewinnen! Es müssen definitiv menschengemachte Organellen sein, doch deren genetischen Code uns bekannten terraformenden Prozessen zuzuordnen, sei ihm bisher nicht gelungen.

Der Gedanke an seine brachliegende Arbeit macht Matthäus offensichtlich noch ungeduldiger. Er meint, dass der Sturm schwächer wird.

Matthäus ist jetzt losgegangen das Marsmobil holen, und ich sammle mal unsere Ausrüstung und Proben zusammen.

Blog-Eintrag, Tag 10, Marsmission 4B, spätabends

Ach herrje... Ich glaube, ihr habt es in der Zwischenzeit schon alle auf den Nachrichten-R-Sites gesehen... Der arme Matthäus wurde von einem herabfallenden Fels erschlagen!

Ich war gerade dabei, die Gesteinsproben in Aufbewahrungsboxen zu packen, als ich dieses hässliche Geräusch durch den offenen Funkkanal gehört habe. Und als ich hoch schaute, lag der arme Matthäus nur ein paar Meter vor dem Höhleneingang, der Helm komplett zertrümmert... armer, armer Matthäus.

Ich wollte zu ihm, aber noch mehr Felssteine flogen runter, und ich musste in der Höhle Schutz suchen. Stunden später kamen BigO, Zumpa und Ducky (Olaf, Emrür und Peter) mit dem zweiten Marsmobil und wir konnten Matthäus' Leiche bergen.

Natürlich wussten wir alle, dass so etwas passieren könnte und waren entsprechend darauf trainiert. MarsMission hat für uns alle schon einen Nachruf parat, der in so einem Fall gesendet werden kann.

Natürlich ist auch das Vorgehen bei einem Todesfall im Prozesskatalog genau aufgelistet.

Die Leiche darf nicht in das Habitat rein, um jegliche Kontamination zu vermeiden. Der Tote wird in den Kleidern, die er trägt - in diesem Fall ein Druckanzug - in einem 2*3 m großen Grab beerdigt. Falls dies nicht möglich ist - wie in diesem Fall wegen eines starken Sandsturmes - wird der Leichnam im Außenraum abgelegt. Die Sachen, die dort normalerweise sind, also Schaufel, Besen etc., haben wir vorhin weggeräumt. Der Leichnam wird mit einer Grabflagge der vereinigten Religionen bedeckt und eine Trauerkerze wird angezündet. Danach sind wir hinein gegangen, um alle nötige Trauer- und Grabrituale auszuführen. Die Trauerfeier für Matthäus könnt ihr auf der Marsmission R-Site ansehen.

Jetzt ist es spät abends. Ich bin müde und sehr traurig.

Lieber Matthäus: Leider hatte ich nicht genug Zeit, um Dich gut kennen zu lernen. Aber Du warst ein guter Kollege, und ich hatte immer grossen Respekt vor Deinem Können und Wissen. Ich hoffe, Dein nächstes Leben wird genau so, wie Du es für Dich erwünschst.

Blog-Eintrag, Tag 11, Marsmission 4B

Es ist schrecklich, Matthäus' Leichnam ist verschwunden!!!

Blog-Eintrag, Tag 12, Marsmission 4B

Das ist doch nicht möglich... wir können Matthäus' Leiche nicht mehr finden... die einzige Erklärung ist, dass ein Minitornado die Leiche aus dem Außenraum gesogen hat und dass ihn danach der Sandsturm mitgeschleppt und wahrscheinlich unter einer Sandschicht begraben hat.

Aber... Komischerweise waren Grabflagge und Trauerkerze immer noch an Ort und Stelle!

Jedenfalls haben wir die letzten zwei Tage mit der Suche verbracht. Weder Sensoren noch Satellitenaufnahmen und sogar unsere Augen haben nichts entdeckt. Aber selbst, wenn wir im Umkreis von 300 Standardkilometern jeden Stein einzeln umdrehen müssten, wir würden ihn finden und ihm ein richtiges Begräbnis zukommen lassen!

Blog-Eintrag, Tag 13, Marsmission 4B

Immer noch kein Zeichen von Matthäus' Leiche. Unglaublich!

Wir waren heute sogar mit Ducky bei der alten Marsstation, um zu prüfen, ob der Kadaver sich nicht in einem Stahlträger verfangen hat.

Ja, die alten Marsstationen: wir gehen davon aus, dass die Menschheit vor dem GreatWar etwa sechs bis sieben Marsstationen aufgebaut hatte. Das ist jetzt also etwa 300 Jahre her. Schwierig, eine genaue Zeitangabe zu machen, da während der DarkTimes die Zeitrechnung verloren ging. Also drei Stationen sind noch fast intakt und wurden als »geschütztes Erbe der höchsten Priorität« deklariert. Deshalb ist es verboten, sich mehr als einen Kilometer daran anzunähern.

Natürlich wird eines der Highlights der Marsmission 4B eben sein, diese drei Stationen zu untersuchen. Das war für Tag 120 geplant, aber wir haben es jetzt vorverlegt.

(Die Bilder unserer Helmkameras sollten bald auf der R-Site von MarsMission freigeschaltet sein)

Ducky und ich (und natürlich alle Anderen) wurden monatelang

von Archäologen trainiert, um diese Untersuchungen korrekt durchzuführen und nichts zu beschädigen. Wir haben sogar ein paar antike Sprachen (also die wichtigsten Wörter) gelernt, damit wir eventuelle Warnhinweise richtig deuten können.

Natürlich war ich auf dem Weg zur Marsstation heute Morgen sehr aufgeregt... aber es ist traurig, dass eine solch einmalige Erforschung mit der Suche nach Matthäus überdeckt wird.

Ich möchte jetzt mit meinen eigenen Worten aufschreiben wie ich das alles erlebt habe. Natürlich könnt ihr auch meine Bild- und Sprachaufnahmen auf der offiziellen R-Site gucken, aber die sind extra distanziert und sachlich orientiert.

Ja, ja, ja... ich weiß, dass viele von euch es vorziehen würden, wenn ich Cam-Blogs oder R-Shows aufzeichnen würde, wie alle anderen Mitglieder der Marsmission (und ja, ich habe eure Feedbacks gelesen). Aber es tut mir leid, ich ziehe das gute, alte, geschriebene Wort vor. Jaaaa... ich weiß auch, dass viele von euch Mühe haben, fließend zu lesen, aber nehmt das doch einfach als Übung, um die alte Kunst von Lesen und Schreiben nicht zu vergessen!

Also, zurück zur alten Marsstation: Als ich ankam, war ich sehr still und fühlte schon fast eine religiöse Bedachtsamkeit. Wir mussten an die früheren Astronauten denken. Damals war es ja nur eine Einweg-Mission, und keiner der Marsastronauten ist jemals zur Erde zurückgekommen, soviel wir aus den wenigen Berichten wissen. Das heißt, ihre Leichname sind immer noch hier. Insgesamt müssten es über 80 Menschen sein, die auf dem Mars ihre letzte Ruhe gefunden haben. Einige Archäologen behaupten, es seien sogar über 200 gewesen.

Diese Station ist die besterhaltene und heißt ESA, das steht jedenfalls auf den Metallelementen.

ESA ist ein Frauename aus der alten Mythologie und wenn ich mich korrekt erinnere, hat sie gegen eine gigantische Schlange gekämpft, die die Menschheit zerstören wollte.

Also, was wir ganz sicher wissen, ist dass die Organisation, die diese Station gebaut hat, sich »Europa« nannte.

Wir haben zuerst außerhalb der Station ein bestimmtes Suchmuster absolviert, aber kein Zeichen einer Leiche gefunden. In der näheren Umgebung der Station haben wir auch keine Gräber der alten Astronauten entdeckt, aber vielleicht war der Friedhof auch weiter weg. Ducky ist dann sogar zwischen die großen Röhren der Station geklettert und hat zwischen allen Metallträgern nachgeschaut. Doch keine Spur von Matthäus Leiche.

Danach sind wir 'rein.

Der Eintrittsprozess hat über drei Standardstunden gedauert, und wir mussten jeden Schritt streng nach Prozesskatalog durchführen und doppelt überprüfen.

Natürlich hat seit Jahrhunderten niemand mehr die Station betreten und selbst die kraftvollen Fluorid-Batterien, die einst den Strom lieferten, sind schon lange abgelaufen.

Es war ein komisches Gefühl, durch die verlassene Station zu laufen. Und immer hatte ich dabei diesen unwirklichen Gedanken, es könnten doch Menschen überlebt haben und plötzlich aus einer Ecke hervorkriechen. Ich habe das dann Ducky erzählt, aber er bloß gelacht und gemeint, ich hätte zu viel Fantasie.

Da waren viele Sachen die wir nicht kannten, und deren Zweck wir uns beim besten Willen nicht vorstellen konnten. Wirklich schade, dass während des GreatWar so viele Informationen verloren gingen. Und es ist tatsächlich so, dass wir mehr über das Volk der alten Griechen wissen, als über das Silicium-Zeitalter. Während dieser Periode haben die Leute alle Ihre Daten in Computern (also ähnliche Geräte wie unsere R-Maschinen, nur dass diese auf Halbleitertechnologie basierten) gespeichert. Und zusätzliches hatten sie noch das World-Web, so eine Art weltumspannendes Online-Speichersystem.

Doch leider wurden alle diese Daten am Anfang des GreatWar zerstört. Ein paar grosse Atomic-EMP und »puff« war alles weg,

sämtliche elektronischen Geräte tot. Die geschriebenen Sachen waren meistens auf billigem Papier und mit minderwertiger Tinte gedruckt, da war nach 300 Jahren alles verblasst oder sogar komplett zersetzt. Tja, die Ägypter und Römer haben es uns da leichter gemacht, als sie alles in Stein meißelten....

Wir fanden viele komische Sachen, so eine Art Metallplatte mit einem schwarzen Glas oben drauf, es waren auch noch weiße Kreise und ein paar Symbole darauf, aber wir wussten nicht für was das gut sein sollte. Oder diese komische kleine Maschine, mit einem Metall- und einem Glaskasten oben drauf und ein paar Bildern, die aussahen, wie Wolken. Sogar ein paar Buchstaben kann man erkennen: P-O-P-C-O... keine Ahnung, was das sein soll.

Was mich am meisten verwundert hat war, dass die ganze Station nigelnagelneu ausgesehen hat, als ob die Astronauten nur ein paar Monate hier gelebt hätten. Oder es waren einfach furchtbar ordentliche Leute.

Während unserer Ausbildung haben wir übrigens extra trainiert, wie wir mit den Kadavern umgehen sollen, die wir finden. Simulationen haben ergeben, dass die Marsstation ESA gut zwanzig Astronauten gefasst hat. Wir gehen davon aus, dass am Schluss alle nacheinander gestorben sind. Die Überlebenden haben die Körper wahrscheinlich vergraben, oder vielleicht sogar verbrannt, wo bei das eine enorme Vergeudung von Sauerstoff gewesen wäre. Das heißt, dass am Schluss der letzte Überlebende irgendwo in der Station verblieben sein muss. Das muss ja schrecklich gewesen sein... miterleben, wie die Kollegen und Freunde alle wegsterben, und dann ganz alleine hier oben... auf das eigene Ende warten... Puh, das ist gruselig. Schnell an was anderes denken.

Jedenfalls fanden wir keinen einzigen Kadaver... vielleicht wurde er von den Leuten der anderen Marsstationen geborgen. Oder vielleicht haben sich unsere Archäologen geirrt, und die Astronauten wurden doch auf die Erde zurückgebracht.

Leider hat es Ducky nicht geschafft, seine R-App an eines der Computermodule anzuschließen. Wirklich schade. Dafür gelang es ihm,

eine gesondert gesicherte Tür per R-Hack zu öffnen. Darin war, vergleichsweise zum Rest der Station, ziemliches Chaos. Eingedellte und angekratzte Wandpaneele, Überreste von Behältern chemischen oder medizinischen Inhaltes, zäh-schleimige Schichten auf Unmengen von Geräten, die anscheinend aus anderen Teilen der Station hergeschafft worden waren. Teilweise wirkten sie auf sehr improvisierte Art zusammengeschlossen, doch wir hatten ja nicht mal einen Anhaltspunkt, wozu dieses Equipment im Originalzustand gedient haben könnte. Freie Oberflächen waren fast komplett mit Resten von zellstoffhaltigem Papier übersät, das allerdings schon in fortgeschrittenem Verfallstadium und mit dem Schleim verklebt war. Zumpa hatte jedoch eine geniale Idee: Die zahlreichen Bildschirme hier funktionierten gemäß der üblichen PreGreatWar-Technik mit einer Matrix aus einzelnen Bildpunkten. Mit einem Macroscan konnten wir die Oberflächenstrukturen auslesen, und es gab tatsächlich beträchtliche Schwankungen. Das bedeutet, es muss über einen sehr langen Zeitraum das gleiche Muster (Texte?) dargestellt worden sein. Wir machten also Scans von den 12 vorhandenen Schirmen, vielleicht würde man mit Übersetzungsalgorithmen aus dem erhaltenen Buchstaben- und Zahlengewirr schlau werden. Anschließend setzten wir unsere Suche fort.

Blog-Eintrag, Tag 14, Marsmission 4B

Immer noch kein Zeichen von Matthäus' Leichnam.

Heute war ich für Mission-Op zuständig und habe die EVA-Aktivitäten meiner Freunde beaufsichtigt. Zumpa und Tusch (das ist der Spitzname von Axend Fryd) haben eine der anderen Marsstationen besucht. Ich habe alles live im R-Connect angeschaut. Eigentlich war die Station wirklich sehr ähnlich zur ESA. Nur, dass die Sachen in einer andere Sprache angeschrieben waren, also jedenfalls nicht mit lateinischem Alphabet.

Aber leider auch dort: kein Matthäus und keine Körper der toten Astronauten.

Blog-Eintrag, Tag 15, Marsmission 4B

Oh... eigentlich dürfte ich das nicht schreiben... aber ich muss... es hilft mir, meine Gedanken zu sortieren.

Also Zumpa, Tusch und Ducky sind zur letzten der drei großen

Marsstationen aufgebrochen. Und ich bin zurück zur Höhle im Canyon, weil wir nach dem dramatischen Tod von Matthäus die Proben und Sensoraufzeichnungen haben liegen lassen.

Ich bin alleine gegangen, weil BigO und Doc noch die Routine-tests und Wartungen, die wir die letzten Tagen vernachlässigt, haben durchführen mussten.

Als ich dort ankam, war alles in bester Ordnung. Aber als ich die Stelle sah, wo Matthäus erschlagen wurde, habe ich einen nervösen Zusammenbruch erlitten. Ich musste heftig heulen, weil es mir so leid um Matthäus tat. Ich hätte ihn zurückhalten sollen, anstatt ihn da raus gehen zu lassen, oder ich hätte selber gehen sollen.

Na ja, und dann habe ich wieder meinen Emo-Controller benutzt.

Eigentlich ist das auf dieser Mission absolut verboten und Grund für einen Verweis. Ich habe aber auch viel negatives Feedback bekommen, dass ich den Tod von Matthäus so gefühllos und distanziert beschrieben habe. Jetzt muss ich gestehen: In diesem Moment hatte ich die Dämpfung auf Maximum gedreht. Doc hatte mir versichert, dass dies laut Prozesskatalog eine emotionale Ausnahmeregelung ist, in der der Gebrauch legal ist.

Jetzt denkt ihr bestimmt: Hä? Es benutzt doch jeder täglich den Emo-Controller.

Ja schon, für euch Leute ist das völlig normal. Aber ihr müsst euch vorstellen, dass wir nur am MarsMission Programm teilnehmen können, weil wir emotional extrem stabil sind, das war eines der drei Ausschlusskriterien. Ihr glaubt es wahrscheinlich nicht, aber ich habe die letzten zehn Jahre der Ausbildung niemals den Emo-Controller benutzt. Das hätte zu einem sofortigen Ausschluss aus dem Programm geführt. Denn Fakt ist: Die fortgesetzte Unterdrückung oder Transformierung von Gefühlen führt zu verzögerten oder sogar falschen Entscheidungen!

Deswegen fühle ich mich so verwirrt - einerseits bin ich jetzt völlig in Ordnung, aber ich müsste trotzdem Schuldgefühle haben, weil ich es nicht fertig gebracht habe, mich in den Griff zu kriegen. Und dazu noch Schuldgefühle gegenüber Matthäus, dass ich die Trauer über seinen Tod dadurch nicht in vollem Umfang spüren konnte. Schrecklich.

Blog-Eintrag, Tag 15, Marsmission 4B, abends

Tusch und die anderen haben in der zweiten Marsstation einen Leichnam gefunden. Er ist in einem schrecklichen Zustand, anscheinend erlitt er schwerste Verletzungen und der Kopf ist halb abgetrennt. Sie werden die Nacht im Marsmobil verbringen, sich die Sache morgen genauer anschauen und dann zurückkommen.

Ihr könnt euch in 15 Standardminuten das offizielle Statement von Tusch auf der R-Site der Marsmission anschauen. Er wird nochmal ausführlich über den Leichnam und die Station berichten. Diese scheint einen Angriff erlitten zu haben.

Blog-Eintrag, Tag 16, Marsmission 4B, früh morgens

BigO hat mich geweckt, er hat vor ein paar Stunden den Kontakt zum Außenteam verloren, und konnte jeden technischen Fehler unsererseits ausschließen. Das letzte, was wir vom Außenteam hörten, war als sie sich gestern spät abends schlafen gelegt haben (in einem Druckanzug zu schlafen, ist nicht das komfortabelste auf der Welt).

Wir gehen davon aus, dass es im Marsmobil zu einem Stromausfall oder einem anderen Fehler gekommen ist. Ich werde mit BigO gleich mit dem Flightcopter starten, dann können wir die Distanz in weniger als einer Stunde überbrücken und schauen, was los ist.

Blog-Eintrag, Tag 16, Marsmission 4B, abends

Wir sind zurück und keine Spur von Zumpa, Tusch und Ducky, das Marsmobil ist leer. Und die Fußspuren waren größtenteils schon vom leichten Wind weggeweht, so dass wir nicht mal wissen, wo lang sie gelaufen sind.

Wir haben intensiv den 123000-seitigen Prozesskatalog gecheckt, aber keinen Hinweis darauf gefunden, wie wir vorgehen sollen, wenn einfach die halbe Crew weg ist.

Blog-Eintrag, Tag 17, Marsmission 4B

Keine Ahnung, was ich erzählen soll. Wir haben den ganzen Tag mit MarsMission gesprochen, und die haben sämtliche Satellitendaten von Experten überprüfen lassen. Aber es gibt keine Spur von unseren drei Freunden. Jetzt warten wir auf die Simulationen, die auszurechnen versuchen, was passiert sein könnte.

Blog-Eintrag, Tag 19, Marsmission 4B

Das Ganze ist doch völlig absurd! Diese Sucherei macht mich wahnsinnig. Um auf andere Gedanken zu kommen, habe ich mich heute mal mit der Datensammlung beschäftigt, die wir von den Bildschirmen in der Station ESA gewonnen haben. Es geht dort teilweise um genetische Programmierung, wahrscheinlich genau die Organismen, deren DNA Mathäus untersucht hat. Aber die Scans scheinen unvollständig oder Fehlerhaft zu sein, jedenfalls macht die Übersetzung keinen Sinn. Es scheint weniger um Umwandlungsprozesse zu gehen, wie z.B. das Kohlendioxid der Marsatmosphäre in Sauerstoff umzuwandeln, sondern eher um regenerative Vorgänge. Aber hier auf dem Mars gibt es doch kein Leben, nicht mal Biomasse, was will man da regenerieren?

Ehrlich gesagt schienen mir diese Fragen sowieso reichlich irrelevant, als ich mich einem weiteren Datensatz zuwandte: Eine Art Tagebuch, genau wie der Blog, den ich hier schreibe. Die Übersetzung gibt auch nicht allzu viele Details her, aber was ich mir daraus zusammenreimen kann, ist einfach furchtbar: Die Mars-Crew war noch hier, als unten auf der Erde der GreatWar ausgebrochen ist! Sie haben den Beginn des AtomicWaffen-Kreuzfeuers mitbekommen... und die nachfolgende Funkstille. In dem Wissen, dass Milliarden gestorben sind, wahrscheinlich alle Menschen, die sie kannten, sind sie wohl sogar davon ausgegangen, dass es gar keine Überlebenden gab. Wie furchtbar. Sie dachten, dass sie die letzten Menschen sind! Alleine auf dem Mars... Mir wird richtiggehend übel. Ich gönne mir eine leichte Dosis EmoControl und lege mich dann hin.

Blog-Eintrag, Tag 20, Marsmission 4B

Immer noch keine Spur von unseren Kollegen. Die Experten haben uns nochmal ein letztes Suchmuster geschickt, das wir abfahren müssen.

Ich werde mit Cloey die Mission-Op leiten. Sie ist unsere AIQ-Frau und gehört eigentlich gar nicht zur regulären Crew, da sie permanent mit den Computersystemen verlinkt ist. Die arme Cloey ist völlig geschwächt, weil sie seit so vielen Monaten immer nur im AIQ Sessel war, und jetzt plötzlich ein normales menschliches Leben führen soll. Aber sie hat keine Wahl, wir sind jetzt nur noch 4 Leute, da

brauchen wir einfach jede Hand.

Doc und BigO sind vorher losgeflogen und suchen so schnell sie können. Aber ich muss leider sagen, dass die Energiepacks, die Sauerstoff und Wärme produzieren, nur für ein paar Tage ausgelegt sind. Jetzt sind sie schon auf Minimalpegel und es bleiben vielleicht nur ein paar Stunden... Bis dem Aussenteam die Luft ausgeht.

Blog-Eintrag, Tag 20, Marsmission 4B

BigO hat Spuren gefunden, die im Windschatten eines Canyon entlang führen. Er ist ausgestiegen und verfolgt sie zu Fuß. Doc fliegt derweil eine Runde und sucht mit dem Infrarotdetektor nach menschlicher Körperwärme.

Blog-Eintrag, Tag 21, Marsmission 4B, mittags

Da war ein Notruf! Als Doc von seinem Suchflug zurückkam, um BigO abzuholen, ist es zu einem Zwischenfall gekommen. Doc hat uns gesagt, BigO wäre verrückt geworden und hätte ihn plötzlich angegriffen?!?

(Ihr könnt euch den Notruf auf der offiziellen R-Site anhören)

Wir haben keine Ahnung, was los ist.

Blog-Eintrag, Tag 21, Marsmission 4B, abends

Wir haben beide Signale verloren... aber Cloey hatte eine Vorahnung und hat gestern auf BigOs Druckanzug einen externen Verstärker montiert. Sie hat ja fast ihr gesamtes Erwachsenenleben in virtueller Simulationsumgebung verbracht, um ein Gespür dafür zu bekommen, wie sich die Zukunft entwickeln könnte.

Jedenfalls konnten wir das zusätzliche Signal triangulieren. BigO ist sehr weit in den Canyon fortgedrungen, danach haben wir das Signal verloren - er ist dort wahrscheinlich tief in eine Höhle geklettert.

Blog-Eintrag, Tag 23, Marsmission 4B

Ihr habt es bestimmt schon gehört: wir evakuieren die Station. Hier läuft etwas gewaltig schief.

Und das, obwo.....

Blog-Eintrag, Tag x, Marsmission 4B

Furchtbar, schrecklich.. ein Angriff.. höchste Heiligkeiten... die Marsmenschen existieren! Cloey hat es zum Fluchtmodul geschafft, ich habe sie gedeckt. Aber bei mir hat es nicht mehr für die Flucht gereicht. Sie haben die Fluchtmodule zerstört und auch ein Loch in Habitat 2 geschlagen. Jetzt sind sie weg.

Ich kann nicht mehr schreiben, ich habe keine Zeit, mich hinzusetzen und zu schreiben. Es gibt keinen Ausweg... ich werde hier sterben... aber wer sind sie? Und was wollen sie? Ich habe den Emo-Controller angeschaltet um besser zu agieren. Ich gehe den Notfallfunk aktiveren. Ich hoffe, die Relais arbeiten noch.

Link zum letzten Funkspruch von Lewos Flueger, Mitglied bei Marsmission 4B:

»Marsmission, hört ihr mich? Könnt ihr mich hören? Ich benutze die Notfallfrequenz. Wir wurden noch mal angegriffen von den Marsmenschen. Sie haben vieles zerstört, auch die starken Fluorid-Batterien und die Solarpanels, die die Stromzufuhr kontrollieren, somit habe ich keine Luft und Heizung mehr. Ich musste im Druckanzug flüchten.

Und habe mit dem Diffractlaser um mich geschossen. Aber ich hatte keinen visuellen Kontakt. Ich wiederhole, keinen visuellen Kontakt. Ich weiss nicht, wie sie aussehen.

Ich habe noch für 42 Stunden Versorgung. Ich habe beschlossen, meinen letzten Dienst zu absolvieren. Ich werde nach draußen gehen und die Marsmenschen aufspüren. Ich werde euch so viele Infos wie möglich zukommen lassen, bis sie mich töten. Dies wird euch helfen, alles besser zu verstehen, um so etwas in Zukunft zu vermeiden. Ich habe den Emo-Controller auf vollem Level, ich habe keine Angst oder andere Gefühle, ich bin voll leistungsfähig.

Ich bin jetzt draussen, es ist ein kräftiger Sandsturm im Gange,

doch zum Glück läuft eines der Marsmobile noch. Ich werde damit zu dem Höhleneingang fahren, wo wir BigO verloren haben.

Ich bin jetzt dort... niemand in Sicht. Ich habe einen Autopack mit Nanotransponder dabei, die werden mein Funksignal weiterleiten, auch wenn ich tief unter der Erdoberfläche.., äh, Marsoberfläche bin.

Ich laufe durch eine Art unterirdisches Labyrinth, es ist verwirrend. Die Kopflampe erzeugt ein Glitzern, irgendeine Art Schleim bedeckt die Wände... Was ist das? Haben sie daran gearbeitet? Ist es vielleicht doch Terraforming, aber von den Marsmenschen? Ich muss weiter...

So dunkel hier... muss den Kopf gerade halten, sonst sehe ich nicht, wohin ich laufe... ist so finster... Ist die Emo-Control überhaupt noch an? Ja, Maximum... okay... was ist das?

Hier sind Fußspuren, viele Fußspuren... was soll ich... gut... ich folge den Spuren, ich renne... OH!!!

Da war jemand! Ich habe ihn im Licht der Kopflampe gut gesehen. Er trug ebenfalls einen Raumanzug, ganz ähnlich wie die alten Raumanzüge aus den ersten Marsmissionen. Er ist weggerannt, aber vielleicht holt er nur Hilfe... ist bestimmt gleich mit seinen Kollegen zurück, um mich zu töten. Achtung, ich beschreibe genau was ich gesehen habe: Marsmenschen sind im wesentlichen uns Menschen ähnlich, etwa gleiche Statur, zwei Beine wie wir und zwei Arme. Soweit ich gesehen habe, sind die Gelenke auch an den gleichen Stellen. Der Kopf befindet sich über den Schultern. Sie brauchen ebenfalls Druckanzüge. Das heißt, der Schleim hilft ihnen doch nicht beim Atmen... Wozu dient er dann? Das macht alles keinen Sinn - - Oh v'dammt! Da bewegt sich was!

Ahh... heilige Heiligkeiten... da ist einer von unseren Druckanzügen! Wieso... verstehe nicht... Ach so; es ist einer von uns! BigO muss überlebt haben! Nein Moment, keine Rüstung... dann ist es Doc!

HEY!!! Hey Doc... warte... geht's dir gut? Ich bin's Lewos... bist du okay?

Hey, jetzt bleib doch mal steh - - -

Heili, h - - - das ist nicht Doc. Das ist Matthäus!!!«

Das waren die letzten verständlichen Worte von Lewos Flueger, danach folgen nur noch Geräusche und Schreie.

Liebe R-Site Besucher, wir entschuldigen uns für eventuellen emotionalen Stress, den wir möglicherweise mit diesem ungeschnittenen Bericht erzeugt haben könnten. Auch wir, die zivilen Funktionäre von MarsMission, haben seit Eintreffen der vorliegenden Daten unsere Emo-Control im Dauerbetrieb laufen. Aber machen Sie sich keine Sorgen. Sie können sich darauf verlassen, dass wir alles tun werden, um AIQ-Operator Cloey aus ihrer Rettungskapsel zu retten und sicher auf die Erde zurück zu bringen. Und auch für unsere heldenhaften Mitarbeiter, allen voran Lewos Flueger, werden wir unser Möglichstes tun. Die Körper zu bergen, damit wir sie in irdischem Grund und Boden zur letzten Ruhe betten können, ist das Mindeste, was wir tun können!

In tiefer Sympathie verbunden,

*MarsMission, ziviler Vorstand
i.A. Prof. Dr. Apace*

HAMBURG ZOMBIE CITY: Glückwunsch zum Geburtstag, Zombie

Von Will Hofmann

Wie oft hatte Frau Ingeborg Fricke, geborene Walter, eigentlich schon das Grab ihres Vaters neu bepflanzt? Wie oft war sie hierher gerannt, hatte gedüngt und gewässert? Es war wie verhext. Es war, als sauge das Grab alle Energien in sich auf. Am Anfang war es doch gut gelaufen. Aber nach eineinhalb Jahren gingen die ersten Pflanzen ein. Wie ärgerte sie sich, dass nur sie in der Pflege versagte, während die Nebengräber grünten und blühten. Doch die letzten Wochen schien es ihr, als ließe der grüne Daumen der Nachbarn ebenfalls nach in seiner Wirkung.

Hätte sie gewusst, was sich keine zwei Meter unterhalb der Wurzeln von Erika und Buchsbäumen abspielte, wäre sie in die Zwickmühle geraten. Hätte sie sich freuen sollen oder lieber das vernichten, was sich in der Tiefe zusammenbraute?

* * *

ES GIBT SO VIELE ARTEN ZU STERBEN.

Margot Hensel war Klöpplerin, Spitzenklöpplerin. Sie war spitze im Klöppeln. Hätte man sie gefragt, was sie aus ihrem Leben gemacht hatte, sie hätte nicht ‚Fleischerverkäuferin‘ geantwortet. Damit hatte sie ihr Geld verdient. Ihr Herz aber hing zeitlebens an den Klöppeln. Die schönste Zeit für sie war die, als sie in der Volkshochschule Kurse gab.

Dann kam der Schlaganfall, die linke Hand blieb gelähmt. Dass sie nicht mehr gehen konnte, das war ihr gar nicht so wichtig. Auch mit der Sprachstörung hätte sie sich abfinden können. Aphasie, wie die Ärzte ihr sagten. Logopädie brachte immerhin ein wenig Besserung. Aber der Arzt stellte die Verschreibung bald ein. Weitere Fortschritte waren nicht mehr zu erwarten. Wegen seines Budgets musste er an Patienten denken, wo es sich noch lohnte, hatte er ihr erklärt.

Das konnte sie sogar ein Stück weit einsehen. Krankengymnastik und Ergotherapie brachten überhaupt nichts, auch sie wurden eingestellt. »Sie haben aber auch wirklich Pech gehabt, mit ihrem Schlaganfall«, versuchte der Arzt sie zu trösten.

Nie mehr Klöppeln, das war die bittere Realität, das wurde Frau Hensel bewusst. Das verkraftete sie nicht, sie stürzte in eine tiefe Depression. Der Arzt wollte ihr Mirtazepin dagegen verschreiben. Das lehnte sie ab, sie war doch nicht krank, jedenfalls nicht im Kopf. Sie hatte keine Freude mehr am Essen und am Trinken. Wollte man sie in den Rollstuhl verfrachten, stimmte sie ein. Gezeter an, dass die Hauskrankenpflege schließlich aufgab. Am liebsten lag sie auf ihrer rechten Seite und döste vor sich hin, den ganzen lieben langen Tag. Es nervte sie schon, wenn die Schwester kam und sie ‚lagern‘ wollte, damit sie keine Druckgeschwüre bekäme.

Margot Hensel magerte ab. Eine Magensonde wollte sie nicht. Ihre Kinder konnte sie überzeugen, sie unterstützten sie gegen die Überredungsversuche von Schwestern und Hausarzt. Ihr war klar, dass die Hauskrankenpflege es eigentlich gut meinte. Aber noch war sie ihr eigener Herr und sehr froh darüber, dass sie in ihren eigenen vier Wänden bleiben konnte.

Margot Hensel trocknete aus. Infusionen unter die Haut, die ließ sie zu. Doch mehr für ihre Umgebung als für sich selbst. Sie war nicht überzeugt, dass die ihr Leiden linderten. Feuchte Zitronenstäbchen für die Lippen, die hätten ihr gereicht. Aber sie hatte Recht, das Drängeln der Schwestern ließ nach. Nun konnten sie etwas tun, sie waren zufrieden und redeten nicht mehr pausenlos auf Margot ein. Zehn Flaschen hatte der Arzt aufgeschrieben, eine pro Tag. Nach der siebten aber verabschiedete sich Margot Hensel von dieser Welt. Ihre Kinder waren bei ihr, Margot, Dieter und Petra. Das war schön. Das war noch einmal richtig schön. Alle Drei hielten der Mutter ihre Hände hin. Und Margot spielte mit ihren eigenen Fingern an deren Griffeln, so hatte sie sie in der Schulzeit genannt. Es kam ihr so vor, als hätte sie noch einmal Klöppel in der Hand – die Klöppel ihres Lebens.

* * *

Der alte Professor Walter kam langsam zu sich. Langsam, sehr langsam. Wo war er hier? Er konnte nichts sehen und nichts hören, nicht einmal richtig etwas spüren. Was er spürte war nur: Er fühlte sich wohl. Nicht zu warm war ihm und nicht zu kalt. Es kam ihm vor, als schwebte er in einem Bad, das genau Körpertemperatur hatte. Keinen Hunger und keinen Durst konnte er spüren, keine Schmerzen.

Angenehm, wirklich angenehm. Was hatten ihn die Rücken- und die Hüftschmerzen geplagt. Zu alt für eine Operation hatten sie gesagt, die Ärzte, die Schwestern. Und seine eigene Tochter, die hatte ihnen beigepflichtet. Sein Frickelehen, so hatte er sie nach ihrer Hochzeit genannt.

Aber das war vorbei. Entspannt wie er da lag, dachte er nach. Was war geschehen? Bilder aus der Gerontopsychiatrie tauchten auf. Dement, ja er war dement. Verwandte und ehemalige Studenten, die ihn gelegentlich besuchten, schüttelten den Kopf darüber, wie ein so hochintelligenter Mensch derart abbauen konnte. Und sie alle hofften im Stillen, dass ihnen nicht Ähnliches widerfahren möge. Als die Demenz begann, konnte er sich noch an Studentenstreiche erinnern, während er die Antwort schuldig bleiben musste, was es fünf Minuten vorher zu Mittag gab. Später fragte er sein Frickelehen, wer sie sei und was sie von ihm wolle. Kurz darauf kannte er nicht einmal mehr seinen eigenen Namen.

Das wusste er wieder alles. Er konnte sich gut an all die tausend Fragen erinnern - welcher Tag denn heute sei, welcher Monat, welche Jahreszeit, was er von Beruf war, Familienstand, Kinder und zuletzt, wie er heiÙe. Er erinnerte sich, wie peinlich es ihm war, wenn er bei diesen einfachen Fragen nach Antworten gesucht hatte. Das beschämende Gefühl ging zurück, die Fragen waren ihm bald egal. Manchmal erkannte er am Tonfall, dass ihn jemand etwas fragte. Dann antwortete er wahlweise mal mit »Ja« oder mit »Nein«. An jede einzelne Situation konnte er sich erinnern, wusste wann die Fragen gestellt wurden, wo er in seinem Rollstuhl dabei saÙ, was er trug, sogar die Uhrzeit konnte er abschätzen. Zu jeder Frage nach dem Essen hätte er jetzt im Nachhinein die Antwort gewusst. Er konnte sogar sagen, wie es ihm geschmeckt hatte.

Es kam ihm vor, als hätte sein Hirn all die Jahre alles um ihn

herum aufgezeichnet wie eine Videokamera. Die Bänder waren ihm nicht zugänglich gewesen, nun aber schon.

Verrückt und merkwürdig. Walter rekonstruierte seine Vergangenheit, Stück für Stück. Er hatte Zeit. Der Film seiner Beerdigung wurde abgespielt. Zuvor bestätigten sich Freunde, Verwandte und Klinikpersonal, wie schön es sei, dass er endlich friedlich eingeschlafen wäre. Nein, ein Film war es nicht, nur eine Tonbandaufzeichnung. Denn er sah ja nichts mehr.

Die Trauerfeier – anrührend. Nur dass Professor Wolter die Trauerrede gehalten hatte, das ging ihm gegen den Strich. Der war einmal sein Doktorand, er hatte ihn gehasst. Und dann auch noch fast der gleiche Name! Des Öfteren waren sie verwechselt worden. Arrogant, faul und trickreich war er. Trotzdem von einer Beharrlichkeit, die allen Versuchen Walters, ihn loszuwerden, etwas entgegensetzen konnte. Trotz seines verbogenen Charakters, oder gerade deshalb, hatte er es in der Chemie zu etwas gebracht.

In seiner Erinnerung hörte Walter die Räder des Leichenwagens durch den Kies knirschen. Die letzten Worte und die Segnung des Pfarrers. Sie drangen undeutlich durch den Sargdeckel, aber er konnte jedes einzelne Wort verstehen. Die Beileidsbezeugungen der zweihundert Trauergäste allerdings waren für ihn nur als undifferenziertes Gemurmel wahrnehmbar. Ingeborg, sein Frickelchen, und ihr Fricke mussten einiges an Stehvermögen aufbringen.

Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub. Walter hörte den Sand, wie er auf den Sargdeckel klatschte. Er hörte manchen Blumenstiel darauf auftreffen. Später das Gepolter der Lehmbrocken, die die Totengräber auf ihn warfen.

Dann hatte er Ruhe, endlich Ruhe.

Er lag im Grab, das war klar. Wieso aber konnte er denken? Wieso konnte er sich nach und nach an alles wieder erinnern, was seine Demenz ihm vorenthalten hatte? Wieso erstickte er nicht, hier in der Tiefe?

* * *

JA, ES GIBT SO VIELE ARTEN ZU STERBEN.

Helmut Wachtendonk fuhr die Kurven aus im Elbsandsteingebirge. Wunderbar, dieses Gleiten von links nach rechts und wieder zurück. Wenig Verkehr, er hatte meist beide Straßenseiten für sich. Die Harley knatterte unter ihm, was für ein satter Klang. Es war schon richtig, sich seinen Jugendtraum zu erfüllen. Rente hin oder her. Die paar Tausender mehr in der DRV, die hätten ihm nur wenige Euro im Monat zusätzlich gebracht. Und wenn es knapp wurde, konnte er seinen Kutter immer noch verkaufen. Kutter, so nannte er seine Errungenschaft. Denn ihr Geräusch erinnerte ihn an diese Schiffe - er hatte es immer geliebt. Schon die Fahrt von Hamburg nach Bad Schandau war ein Genuss. Nur Landstraße, keine Autobahn. Er konnte sich Zeit lassen, keine Hetze wie im Berufsverkehr oder bei seinen Außeneinsätzen. Seine Sorgen um Ilse traten vollkommen in den Hintergrund.

Helmut träumte vor sich hin. Die Blätter in der Rechtskurve nahm er wohl wahr. Was hatte er aber zu fürchten, trocken wie hier alles war. Dann ging alles blitzschnell. Der Kutter brach aus und knallte gegen die Leitplanke. Helmut hatte noch nicht die Erfahrung, dass die Blattschichten innen nicht so schnell abtrockneten. Sie lagen aufeinander und waren glitschig wie dünne Eisplättchen. Helmut's Knie war zerschmettert. Er konnte sich nicht halten und kippte über die Abstützung. Fast senkrecht ging es den Berg hinab. Die Maschine glitt an der Planke entlang. An ihrem Ende stürzte sie ebenfalls in den Hang, auf dem nur einige dünne Büsche wuchsen.

Helmut ruderte mit den Armen und versuchte, ein Stämmchen, eine Wurzel oder eine Felskante zu greifen. Es gelang ihm, aber nur für den Bruchteil einer Sekunde. Er war schon zu schnell. Durch das harte Zupacken zerrissen ihm mehrere Sehnen.

Dann kam ein Überhang. Fünfzig Meter freier Fall. Instinktiv versuchte Helmut, sich abzufangen, er streckte die Hände vor wie eine Katze. Ilse's Bild tauchte für einen Moment vor ihm auf. Das letzte, was er hörte, war ein dumpfer Plopp. Dann ging für ihn das Licht aus.

* * *

Gleubert war es, Gleubert hatte es geschafft. Der Oberarzt, der seine Privatstation persönlich leitete. Nicht mal dreißig Jahre jünger war er als Walter selbst, hatte gar nicht mal so lange bis zu seiner eigenen Berentung. Und Schütz, sein Assistenzarzt, hatte ihn unterstützt. Was hatten die mit ihm gemacht?

Auch daran kam die Erinnerung. Marcumar hatten sie ihm gegeben, das sollte die Blutgerinnung verhindern. Gleubert und Schütz scharwenzelten in seinen letzten Tagen andauern um ihn herum, sie wollten sein Ableben nicht verpassen. Dann war es soweit. Walter machte seinen letzten Atemzug, bald darauf tat sein Herz den letzten Schlag. Gleubert und Schütz standen dabei, sie hatten ihm vorher schon eine Kanüle in die Vene gelegt. Jetzt spritzte Schütz Substanzen in die Ader, während Gleubert eine Herzmassage durchführte. Nach einigen Minuten wechselten sie sich ab. Es ging ihnen nicht um Wiederbelebung, dann hätten sie Walter auch beatmen müssen. Nein, es ging ihnen nur darum, dass sich die gespritzten Stoffe im ganzen Körper verteilten. In der Hauptsache war es das Natriumsilikat, das durch die Herzmassage bis in die letzte Zehenspitze verteilt wurde. Natriumsilikat, ein chemischer Stabilisator, bekannt als sogenanntes Wasserglas.

Gleubert hatte eine abstruse Theorie entwickelt. Ganz offen hatte er sich mit Schütz in Walters Zimmer darüber unterhalten. Der Greis bekam ja sowieso nichts davon mit, hatten sie gedacht. Was beide sicherlich nicht ahnen konnten, war, wie richtig Gleuberts Hypothesen waren.

* * *

STERBEN? NICHT IMMER...

Anton Binger stand in der Küche, es herrschte Hektik wie immer. Es zischte und dampfte überall. Emsig sprangen fünf Kollegen hin und her, deren Chef er war. Und Claude, der Lehrling. Der rührte in seiner Sauce. Man konnte ja nie wissen – Binger ging die paar Schritte zu seinem Tiegel, zückte einen seiner Probierröhrchen aus der Brusttasche, steckte die Spitze in die blubbernde Flüssigkeit, führte den Löffel zum Mund, streifte die Sauce mit dem Lippen ab und warf den Löffel in die Plastikschißel unter dem Schnippeltisch. Eine Be-

wegung wie aus einem Guss, die viele Jahre Training verriet. Binger hatte immer zehn bis zwölf Löffel in dieser Tasche, waren sie aufgebraucht, griff er in den Besteckkasten und füllte sie mit einer Handvoll nach.

Die wenigen Tropfen Sauce verteilte Binger mit der Zunge zwischen Gaumen und Rachen und kostete, was Claude da zusammengerührt hatte. Mein Gott, der Kerl war im dritten Lehrjahr. Hatte er denn nichts gelernt? So was durfte nicht zu den Gästen. Der Koch packte den Tiegel am Stiel, rannte zu dem riesigen Ausguss, holte tief Luft und wollte loslegen mit seiner poltrigen Zurechtweisung. Da krachte ein Stein gegen seine Brust, so kam es ihm vor. Als würde ein Komet einschlagen. Binger stolperte und griff sich ans Herz. Der Tiegel segelte durch die Küche und schepperte bei seiner Landung unglaublich laut. Das klang jetzt wirklich nach einem aufschlagenden Himmelskörper.

Binger krümmte sich am Boden. Solche Schmerzen kannte er nicht. Er wollte schreien, aber er beherrschte sich. Stöhnen gestand er sich zu. Dieter vom Weinausschank hatte den Krach gehört und kam in die Küche gestürzt. Er sah den Koch am Boden liegen und jammern, überlegte nicht lange und rief die Feuerwehr. Bis sie kam, war Binger schon nicht mehr bei Bewusstsein.

Großes Glück hatte er gehabt, sagten ihm die Ärzte später. Herzinfarkt mit Komplikationen. Kammerflimmern, das überleben nicht viele. Zwei Wochen Intensivstation. Immer wieder Kreislaufeinbrüche, drohendes Herzversagen. Drei Stents hatten sie ihm gelegt am Anfang. Das sind die kleinen Röhrchen, die verhindern sollen, dass die Herzkranzgefäße sich sogleich wieder verschließen. Er hatte es über sich ergehen lassen, es war ihm egal, was sie mit ihm anstellten. Erst später begriff er, wieso sie ihm dazu in der Leiste herumgestochert hatten.

Vernichtungsschmerz bezeichnete sein Stationsarzt das, was er gespürt hatte. Wie recht er hatte mit diesem Ausdruck.

Langsam stabilisierte sich Bingers Zustand. Eine Handvoll Medikamente musste er jetzt jeden Morgen nehmen und nochmal die Hälfte davon am Abend. Namen, an die er sich gewöhnen musste, schwierig wie die exotischen Rezeptnamen am Anfang seiner Ausbildung. Enalapril, Bisoprolol, Verapamil, Digoxin, Molsidomin,

ISMN, Metformin und Simvastatin. Gegen hohen Blutdruck, die Rhythmusstörungen, zur Kräftigung der Herzmuskulatur, Erweitern der Koronararterien, etwas gegen Zucker und zu hohes Cholesterin. Dreifach erhöhte Werte hatte er, familiär noch dazu. Kein Wunder, dass seine Angehörigen alle früh verstorben waren, das wurde Binger nun klar.

Wer denn sein Hausarzt sei und wieso der nichts unternommen hätte? Binger war bei keinem Arzt. Was sollte er dort, wenn er sich gesund fühlte?

Doch er kam zur Vernunft. In die Reha wollte er anfangs nicht gehen. Doch beim ersten Spaziergang in den Klinikgarten wurde er kleinlaut. Die paar Schritte, wie die ihn schafften. Von da ab war er ein Musterpatient. Er ließ das Rauchen und hielt Diät. Wäre doch gelacht, wenn er als Profikoch es nicht schaffte, fettarm und diabetesgerecht zu kochen. Das konnte man sogar mit auf die Speisekarte nehmen. Viele Gäste hatten ja ähnliche Probleme. Er würde es dem Chef des Hauses vorschlagen.

Mustergültig machte Binger mit in der Reha. Fand Freude an Sport und Bewegung. Er nahm ab und konnte sich auch darüber freuen. Was er nie gedacht hätte: Das Gestalten mit Ton bereitere ihm großen Spaß. Es kam ihm vor wie Knödel formen. Bald schuf er richtige, kleine Kunstwerke. Und dachte auch dabei, das beruflich zu nutzen. Wieso nicht Buletten in Hasenform für Kinder?

Wie konnte er sich entspannen! Bei den Spaziergängen wurde ihm bewusst, wie gehetzt er damals war. Frühes Aufstehen, späte Ruhe, nie ohne reichlich Rotwein. Der sollte sogar gut sein, aber nicht eine ganze Flasche jeden Tag. Das Rauchen konnte er erstaunlich einfach bleiben lassen. Die Wochen auf der Intensivstation war es sowieso nicht möglich. Aber auch danach; ein richtiger Jieper stellte sich nicht ein. Dabei waren zuvor es zwei Packungen, mindestens. Am Anfang rauchten sie alle in der Küche, das wurde irgendwann verboten. Nur noch vor der Tür war es zugelassen. Viele Kollegen hörten auf, das war ihnen zu umständlich, und das Rauchen wurde ja auch immer teurer. Doch Binger blieb seinen Glimmstengeln treu. Er als Chef nahm sich die Freiheit, nicht nach draußen zu hetzen. Er stellte sich unter den Abzug und regelte ihn auf Maximum. Da kam nichts in die Küche.

Bingers Ehe war zerbrochen an seinem Rhythmus, doch der Beruf war ihm sein alles. Perfekt musste alles sein. Er traute seinen Mitköchen oft nicht zu, dass sie die Geschmacksrichtung so hinbekamen, wie er sie sich vorstellte.

Für seinen Chef war er ein Glücksfall. Den Ruf des Restaurants hatte er Binger zu verdanken, das wusste er. Er entlohnte ihn großzügig, doch was nutzte das Geld, wenn er an der Arbeit krepierete. Das musste anders werden, nahm Binger sich vor. Wie recht die Therapeuten hatten: Delegieren war lebenswichtig. Jetzt lief der Laden ja auch. Er wollte sich etwas gönnen, verreisen. Mit Anfang Fünfzig konnte man doch einiges unternehmen im Leben.

Tag der Entlassung – am nächsten Tag Wiederkehr zur Arbeit im Restaurant. Der Reha-Arzt riet dringend zu mindestens nochmal vier Wochen Erholung. Davon hielt Binger gar nichts. Zum Hamburger Modell ließ er sich zumindest überreden. Und er sollte auch wirklich die vier Stunden am Tag einhalten und sich nicht gleich wieder überlasten. Binger versprach es halbherzig.

* * *

Die Krankenschwestern waren eingeweiht. Gleubert rief zwei Helferinnen zu sich. Zu viert legten sie Walters Leiche auf eine Bahre und fuhren sie in den Sektionsraum. Die Ärzte fingen aber nicht an, sie zu obduzieren, sondern schnallten sie auf einem Gestell fest, ähnlich einem Untersuchungsstuhl beim HNO-Arzt. Schütz musste mit Haken den Mund aufhalten, Gleubert ließ das Licht ausmachen und stierte in den offenen Rachen. Nach einigen Minuten erschien im Schlund ein grünes Licht. Das war es, was Gleubert sehen wollte. Er wechselte Schütz an den Haken ab, damit auch er sich überzeugen konnte, dass es dort glomm.

Gleubert war wieder an seinem Beobachtungsposten. Nach einer Weile sagte er: »Es wird schwächer. Noch, noch, noch ist es da.« Angespannte Ruhe. Dann sein abschließender Satz: »Jetzt ist es aus! Schwester Magdalena?« Gleubert musste seine Frage nicht formulieren. »Siebzehn Minuten und fünfunddreißig Sekunden«, antwortete sie.

Beide wurden regelrecht euphorisch. »Das bedeutet«, behauptete

Gleubert, »mindestens 15 Monate Phosphatkreislauf!« Siegestrunken packten sie die Leiche zurück auf die Trage, fuhren sie ins Zimmer, die Schwestern machten sie schön zum Abschiednehmen für die Verwandten. Aber war das wirklich eine Leiche, die da lag?

Phosphatkreislauf, aha. Walter war sich sicher, dass sein neues Denkvermögen daher rührte. Fünfzehn Monate hatte Gleubert ihm gegeben. Fünfzehn Monate. Käme dann das Ende seiner Wellness-Bestattung? Und wie viel davon war bereits um?

Sonderlich schrecken konnte Walter der Gedanke an das endgültige Ende keineswegs. Fünf Jahreszeiten hatte Gleubert ihm geschenkt und ihm sein Gedächtnis wiedergegeben. Nein, nicht nur wiedergegeben, aufgefrischt hatte er es. Ein regelrechtes Supergedächtnis hatte er ihm beschert. Es kam Walter so vor, als könne er sich an jede einzelne Minute seines langen Lebens erinnern. Ja, er konnte sich sogar an die Darmgeräusche seiner Mutter erinnern, als er in ihrem Schoße lag. Er konnte sich erinnern, wie er mit Armen und Beinen gegen die Enge ihrer Gebärmutter angekämpft hatte. Und wie Fetzen ihrer Stimme an seine kleinen Ohren gedrunken waren.

Sein Zustand jetzt, hier unter der Erde, war dem im Mutterleib sehr, sehr ähnlich. Aber würde eine neue Geburt erfolgen?

Phosphatreihen, die waren der Schlüssel. In jeder lebenden Zelle ist der Bauplan des gesamten Individuums in der Kernsäure, der DNA, festgeschrieben. Diese Säure setzt sich aus ewig langen Ketten von einzelnen Nukleotiden zusammen. Über drei Milliarden sind es beim Menschen, aufgeteilt auf 46 Chromosomen.

Gut, das ist Biologie, das wird nicht jeden interessieren. Da ohne dieses Wissen die Grundlagen der Gleubertschen Forschungen nicht zu verstehen sind, soll trotzdem etwas weiter darauf eingegangen werden.

Vier verschiedene Nukleotiden gibt es davon – sie sind vergleichbar mit Buchstaben. Eine Gebrauchsanweisung, die sich aus vier Lettern zusammensetzt, nämlich A, C, G und T. Diese Buchstaben sind die Abkürzungen für die Basen, durch die sich die Nukleotiden unterscheiden.

Die einzelnen Buchstaben sind verknüpft mit Phosphorsäure,

auch Phosphat genannt.

Doch nicht nur die Anleitung zum Aufbau jeder Zelle besteht aus DNA, auch die Gedankeninhalte sind in dieser Form gespeichert.

Gleubert hatte die geniale Idee, die Phosphate genauer zu untersuchen. Zentrum der Phosphorsäure ist natürlich ein Phosphor-Atom. Dieses gibt es in acht verschiedenen Varianten, acht Isotopen. Gleubert stellte fest, dass zu jedem Buchstaben immer ein ganz bestimmtes Isotop gehörte.

Die Aufgabe der Kernsäure in den Zellen, nämlich den Aufbau von Eiweißen zu steuern, ist nur möglich mithilfe der Nukleotiden. Ihre Information aber, die ist bereits in den Phosphatreihen gespeichert. Und das Phosphor-Isotop hat nur etwa ein Zehntel des Gewichts eines Nukleotiden.

Die Botschaft in den Phosphatreihen entsprach also der Botschaft der DNA, so Gleuberts Forschungsergebnis. Es galt, diese zu stabilisieren, dann bliebe sämtliche Information erhalten. Und genau das war Gleubert gelungen.

Inspiriert worden war er durch die Akupunktur. Deren Wirkung wurde von den Chinesen als Energiekreislauf angesehen, von den westlichen Medizinern als ein Reflexgeschehen. Die alten Chinesen hatten die richtige Ahnung, wussten aber nicht, dass der Interzellularraum die entscheidende Rolle spielte. Das ist die Flüssigkeit zwischen den Körperzellen. Und darin gibt es neben Blutkreislauf und Lymphstrom eine eigene Zirkulation. Die Flüssigkeit bewegt sich einmal in 24 Stunden entlang aller Meridiane und Akupunkturpunkte. Dann beginnt der Kreislauf von vorne.

Gleubert hatte es mit seinen Mitteln nicht nur geschafft, die Phosphate zu Reihen aneinanderzufügen und vor dem Zerfall zu bewahren, nein, ihm war es auch gelungen die Meridian-Passage aufrecht zu erhalten. Walter zog im Geiste vor Gleubert seinen Hut. Ein Wissenschaftler, der den Nobelpreis verdiente. Das Komitee würde sich entscheiden müssen, ob für Medizin oder für Chemie.

Nun lag Walter in seiner kühlen Ruhestätte und spann seine Gedanken, die ebenfalls eines Nobelpreises würdig gewesen wären.

Bewegen konnte sich der Professor nicht, aber etwas bewegte sich, dank Gleubert und Schütz, noch immer in seinem Korpus. Das

waren die winzigen Membranen und Mikrovilli, die als Zellanhängsel in den Interzellularraum hineinragten und mit kleinen, feinen Bewegungen die Zirkulation aufrechterhielten. Energie lieferte sein zerfallender Körper, und der wäre irgendwann aufgebraucht. Die übrig gebliebenen Knochen konnten kaum die Meridianbahnen weiterbetreiben.

Energie musste her, wenn er seine Frist verlängern wollte. Was aber tun, wenn Walter nicht zu Edeka marschieren und Traubenzucker kaufen konnte?

* * *

... ODER DOCH?

Binger trat seinen Dienst frohgemut an. Wie freute er sich auf Kochkleidung und die Mütze, das Päckchen Probierlöffel in der Brusttasche. Wie hatte er das alles vermisst. Die Begrüßung lief unterkühlt ab. Kein Wunder, beliebt hatte er sich mit seiner cholерischen Art mit Sicherheit nicht gemacht. Fast frostig wirkte Herr Tann, der sich als Bingers Vertretung vorstellte. Er lächelte verkrampft, als er die Hand reichte, doch Binger spürte sein Misstrauen. Tann teilte ihm als erstes mit, der Chef wolle ihn sprechen.

Binger ging in sein Büro. Der Chef eröffnete ihm, es habe sich einiges geändert. Die Speisekarte sei überholt worden; Tann habe sich bewährt. Wie es weiter gehen solle mit zwei Chefköchen, das wisse der Restaurant-Besitzer noch nicht. Binger solle halt erst mal seine vier Stunden machen, er würde sich was einfallen lassen.

Keine Frage, wie es seinem alten Sternekoch ging, kein Wort der Anteilnahme.

Hoppla. Etwas anders hatte sich Binger den Wiedereinstieg schon vorgestellt. Tann war nicht sein Typ, das wurde ihm in den vier Stunden klar. Und er kehrte hier den Chefkoch raus. Er gab Binger Anweisungen, kritisierte seine Kochkunst. Er erlaubte sich, seine Suppe abzuschmecken, das durfte doch nicht wahr sein. Vollkommen andere Gewürze standen herum, und die benutzte Tann eifrig.

Binger war froh, als die vier Stunden um waren. Das, was er an Gelassenheit gelernt hatte in der Kur, das hatte den Praxistest nicht bestanden. Bevor er das Restaurant verließ, ging er zum Zigarett-

automaten und zog sich seine Gauloises. Eine wollte er sich gönnen. Die rauchte er auf dem Nachhauseweg. Verdammt, was sollte er machen? Vielleicht sich doch weiter krankschreiben lassen? Binger glaubte nicht, dass das den Chef gefreut hätte. Nach dem kurzen Gespräch schien es ihm so, als hätte der diesen Tann schon längst ins Herz geschlossen. Binger holte sich eine Flasche trockenen Bordeaux. Am Abend war sie leer, die Packung Gauloises auch.

Nächster Tag: Mit wenig Freude und leichtem Kater zum Dienst aufgerappelt, vorher noch neue Kippen besorgt. Binger versuchte, Tann auszuweichen. Doch der schien ihm auf den Fersen zu kleben, gab ihm sogar wieder Anweisungen. Ihm wurde heiß, und zwar nicht vom Dampf aus den Töpfen. Diskussionen, kurz und knackig ausgetragen, unterschwellig gereizt.

Zwei Probierlöffel fuhren fast gleichzeitig in die Bratensoße, Tanns und Bingers. Es war Bingers letzter aus der Brusttasche. »Mehr Majoran«, sagte Tann knapp. »Idiot«, dachte Binger, sagte aber nichts. Er ging zum Abzug, den Löffel noch in der Hand, stellte die Lüftung auf Maximal und zündete sich eine Gauloise an.

Tann kam zu ihm, nahm ihm die Zigarette aus der Hand und erklärte entschieden: »Hier nicht!« Er löschte die Glut mit einem Wasserstrahl und warf die Zigarette in den Abfall. Dann kehrte er zu Binger zurück, blickte ihm fest ins Gesicht und sagte vorwurfsvoll:

»Wie kann ein Koch nur rauchen? Verdirbt Geruch und Geschmack!« Er drehte sich um, und Binger hätte ihm am liebsten in den Hintern getreten.

Doch der Komet schlug nochmals ein. VERNICHTUNGSSCHMERZ, schoss es durch Bingers Kopf. Sein Löffel klimperte auf den Boden, noch bevor er selbst unten ankam. Den Löffel, den gebe ich jetzt ab. Das war der letzte Gedanke des Sternekochs. Und damit hatte er Recht.

Gleubert hatte Walter nicht nur ein Supergedächtnis geschenkt, nein auch ein Supergefühl. Eines Tages spürte der Professor ein Stocken im Magenmeridian. Er fürchtete, das sei der Anfang des Endes. Wenn seine Phosphatreihen hier hängen blieben, dann würde es nicht mehr lange dauern, und sie würden zerfallen. Die anderen Meridiane würden folgen. Und dann wäre er endgültig tot, lange bevor die fünf-

zehn Monate um waren. Oder waren sie es bereits? Ein Gefühl für den Zeitablauf, das war Gleubert ihm schuldig geblieben.

Der Chemieprofessor freute sich, dass er zumindest nicht in Panik verfiel. Entspannt richtete er seine Konzentration auf den kranken Meridian und imaginierte, wie die Mikro-Membranen sich stärker bewegten. Wirklich, Zeitgefühl wäre schön gewesen. So wusste Walter nicht, wie lange es dauerte, bis das unbehagliche Gefühl verschwand. Ja, es war durchaus mit einer Art Übelkeit zu vergleichen. Das war nach einer Weile weg, und es hätte ihn stark interessiert, wie lange es gedauert hatte.

Walter wurde sich dadurch bewusst, es wurde ihm immer klarer, dass er Einfluss auf die Mikrozirkulation hatte. Seine Vorstellungskraft war der Schlüssel. Er überlegt sich weitere Konsequenzen, dachte in alle Richtungen. Und plötzlich war sie wieder da, die Übelkeit, doch längst nicht so stark wie zuvor.

Da wusste Walter, dass 24 Stunden um waren. Er reparierte den kleinen Schaden, jedoch nicht vollständig. So würde er am nächsten Tag auch erfahren, wann die Magenpassage ablief. Er hatte seine innere Uhr gefunden.

Doch damit nicht genug. Walter begann zu experimentieren. Er erzeugte ganz bewusst kleine Störungen in allen seinen Meridianen. Diese gewährte er jeweils nach einem Tag erneut und konnte spüren, welcher Meridian gerade aktiv war. So hatte er eine Uhr, die ihm Zweistunden-Abschnitte bekannt gab. Fast schon soviel, wie eine Kirchenglocke die Umgebung wissen lässt.

Nun konnte der Professor genau angeben, wie lange der nächste Fortschritt dauerte - vier Wochen und drei Tage nämlich. In dieser Zeit hatte er seine Sensibilität für den Phosphatkreislauf verfeinert. Er konnte genau sagen, an welchem Punkt er sich befand. Er bedauerte nur, dass er sich nie mit Akupunktur befasst hatte. Es hätte die Bestimmung erleichtert. Was er wusste, das hatte er einzig und alleine durch die Gespräche zwischen Gleubert und Schütz aufgeschnappt. Aber immerhin, nun hatte er eine Uhr, die fast minutengenau ging. Was den untoten Professor besonders erfreute war die Tatsache, dass neue Phosphatreihen angelegt wurden. Sein Denken blieb ihm erhalten. Der Beweis: Was er seit seinem Tod überlegt hatte, an all das konnte er sich erinnern.

Es dauerte fast vier Monate, da hatte Walter eine neue Eigenschaft entwickelt. Er wurde sensibel für seine Umgebung. Er spürte die Stoffe um ihn herum. Da war die Zellulose der Papierkleidung, in die man ihn zur Bestattung gesteckt hatte. Da waren die Wolle seiner Socken, das Leder seiner Schuhe und das Holz auf dem er lag. Er konnte sogar verschiedene Farbstoffe in seiner Umgebung unterscheiden.

Konnte ihm diese Eigenschaft etwas nutzen?

Sie konnte. Walter trainierte seine Mikromembranen und Mikrovilli, das sind die kleinen Vorsprünge seiner zerfallenden Zellen. Fast ein halbes Jahr dauerte es, aber dann konnte er winzige Kanäle in seine Umgebung bauen, in die Zellulose, die Wolle und das Leder hinein. Gleichzeitig konnte er das Material zersetzen und mit den

Mikrovilli die energiereichen Bestandteile zu sich bugsieren. Das klappte, ja es klappte.

Pilze sind eine wundervolle Art Lebewesen. Neben Tieren und Pflanzen bilden sie in der Biologie ein ganz eigenes Reich. Es gibt darunter winzig kleine, einzellige Exemplare, beispielsweise die Hefepilze, die nur ein Hundertstel Millimeter groß werden. Und es gibt Hallimasche, die 600 Tonnen wiegen. Unvorstellbar, aber wahr. Der Riesenzwergpilz lebt in Oregon in den USA und erstreckt sich über eine Ausdehnung von rund 1200 Fußballfeldern. Der Koloss ist mindestens 2400 Jahre alt. Er nagt Bäume an und hat im Jahr 2000 zu einem regelrechten Waldsterben im Malheur National Forest geführt. Dadurch wurde man erst auf ihn aufmerksam.

Bei Pilzen ist das, was aus der Erde herauschaut, nur der kleine, sichtbare Teil – der Fruchtkörper. Die Riesenmasse besteht aus Millionen von Fäden, die sich durch den Boden, durch Holz und anderes organisches Material schlängeln. Sie können sich zu Bündeln zusammenfinden und bilden auch den Fruchtkörper. Der sieht nur mit bloßem Auge so aus, als wäre er ein eigenes Organ. In Wirklichkeit besteht er aus verklebten und verfilzten Hyphen.

Die Gesamtheit aller Hyphen ist das Myzel. Die Myzelien vermehren sich einerseits durch Abspaltung und Wachstum in die Um-

gebung, andererseits durch die Bildung der Fruchtkörper, in denen sie Sporen reifen lassen.

Die Hyphen sind oft feiner als Pflanzenwurzeln, sie können sich in viel engere Bodenspalten schlängeln. Die meisten Pflanzen leben in Symbiose mit Pilzen. Deren Hyphen schlängeln sich um die Wurzeln und geben ihnen Nahrung ab, die sie von dort holen können, wohin die Wurzelfasern niemals gelangen könnten. Die Pflanzen hingegen versorgen den Pilz mit Kohlehydraten, die sie mit Photosynthese erzeugt haben.

Die fünfzehn Monate waren mit Sicherheit um, und Walter konnte immer noch denken und empfinden. Er beglückwünschte sich zu seiner neuen Geburt.

Doch hatte er sich nicht zu früh gefreut? Die weicheren Begleitstoffe waren aufgebraucht, das letzte bisschen Zellulose, Stoff und Leder. War das der Grund, weshalb in früheren Kulturen den Toten reichlich Lebensmittel als Grabbeigabe überlassen wurden? Wussten die längst das, was er hier gerade entdeckte?

Der Professor musste all seine Kraft zusammennehmen, um das Holz des Sarges zu verdauen. Doch es gelang ihm, er wurde regelrecht Meister darin. Der Deckel krachte eines Tages auf ihn herunter. Walter meinte, das sogar hören zu können. Nun konnte er diesen Teil des Sarges aufbrauchen, er spendete ihm ein halbes Jahr lang Kraft. Aber auch damit war es irgendwann vorbei.

Wieder kam ein Einbruch in der Energieversorgung und damit eine neue Herausforderung. Walter aber war inzwischen Weltmeister im Kanälchen-Bauen. Wie ein Schimmelpilz bildete er Fortsätze aus, lange Fäden, die Hyphen entsprechen. Er orientierte sich zur Oberfläche hin. Bald traf er auf ein Rattennest unter seiner Grabeinfassung. Das war ein Glücksfall. Die Ratten schleppten genügend Nahrung heran, eine ganze Familie war es. Sie ernährten den Professor mit, ohne es zu ahnen. Zudem fand Walter einiges an toten Würmern und Mikroorganismen. Alles Organische konnte er zerlegen und für sich nutzen.

Aber nicht einmal in der letzten Ruhestätte ließ man ihn in Frieden. Jemand entdeckte die Ratten und rottete sie aus. Dieser Jemand war niemand anderes als seine Tochter Ingeborg. Sie ekelte sich vor

den Nagern und bestellte einen Kammerjäger. Schade. Eine sichere Energiequelle weniger. Walters Bedarf wurde nämlich größer. Meterweit breitete er sich in die Umgebung aus. Ein Netz bildete er, Tausende von Hyphen, wie das Myzel eines Pilzes. Damit ließ es sich leben. Und damit stieß er schließlich an sein Nebengrab.

* * *

DOCH, ES GIBT VIELE ARTEN ZU STERBEN.

Ihre Großmutter hatte Brustkrebs, sie war daran gestorben. Ihre Mutter hatte sie gepflegt bis zu ihrem Tod. Dann bekam die Mutter selbst Brustkrebs. Es zog sich über mehrere Jahre hin. Alle Maßnahmen waren vergebens. Die Mutter starb in ihren Armen.

Cornelia Mertens ließ sich schulen. Die Krankenkasse bot Kurse an. Sie tastete sich ab, wie sie es gelernt hatte. Sie ging zur Vorsorge, alle halbe Jahre; Mammografie alle zwei Jahre.

Und dann doch ein Knoten. Bösartig. Amputation, Chemotherapie, die Haare weg, Hoffen. Es ging einige Jahre gut, dann ein Rezidiv. Wieder die ganze Prozedur. Hoffen, quälen, zweifeln. Hadern mit dem Schicksal, das nichts nutzte. Schmerzen, immer mehr Schmerzen, Morphin linderte, machte sie aber auch benommen. Das wollte Cornelia nicht. Appetitlosigkeit und Übelkeit. Immer wieder Erbrechen. Abmagern, keine Kraft. Lungenmetastasen, die regten sie schon nicht mehr auf. Es war kein Leben mehr. Cornelia schaffte es nicht mehr aus dem Bett. Ihre Tochter Bettina war da. Sie hatte sich Urlaub genommen. Sie versorgte die Mutter mit dem bisschen Essen, das sie zu sich nehmen wollte. Sie wusch sie und schob ihr die Bettpfanne unter.

»Pass gut auf dich auf, mein Liebes«, sagte Cornelia zu Bettina. »Das werde ich«, versprach die Tochter. »Mama, ich habe mich testen lassen. Das kann man heute machen. Ich habe das Gen nicht.« Cornelia schloss die Augen, glücklich. Vielleicht war der Familienfluch damit durchbrochen. Sie musste ihre Augen nicht mehr öffnen.

* * *

Ein frischer Sarg. Hartes Holz. Walter nagte es ab. Er drang vor zur Kleidung der Leiche. Er fraß sie auf. Die Leiche selbst wäre eine kräftige Speisung gewesen. Der Professor überlegte, ob er sie sich wirklich einverleiben oder mit ihr etwas ganz anderes versuchen sollte.

Er kannte ja all die Substanzen, die Gleubert für ihn benutzt hatte. Das Natriumsilikat konnte er aus der Umgebung herausfiltrieren oder aus Ausgangsstoffen selbst zusammensetzen. Soweit hatte er seine Hyphen bereits trainiert.

Zum ersten Mal saugte Walter nicht mehr alles zu sich heran, sondern schleuste gezielt die richtigen Stoffe zu seinem neuen Nachbarn. Er umgarnte den ganzen Körper mit seinen Hyphen und schleuste alles, was nötig war, zu ihm hin. Und tatsächlich, der Chemiker spürte, dass der fremde Körper nicht weiter zerfiel.

Walter musste nun für Zweie sorgen. Sein Energiebedarf verdoppelte sich. Nein, er verdreifachte sich, denn er musste den Nachbarn nicht nur versorgen, er musste auch die Schäden reparieren, die die Verwesung bereits angerichtet hatte.

Das war die Zeit, in der Frau Fricke es kaum noch schaffte, die Bepflanzung über ihrem Vater am Leben zu erhalten. Sie konnte nicht wissen, wie sehr sie ihm mit ihrem Düngen das Leben erleichterte. Die Ausrottung der Ratten glich sie damit mehr als aus.

In der Tiefe aber gingen die Ereignisse weiter. Walter spürte, wie der Nebenmann allmählich zum Leben erwachte. Er bekam die Gedanken, die sich neu bildeten, mit – so als würde der Nachbar im Halbschlaf Selbstgespräche führen. Bald schon wusste er, dass es kein Nachbar war, sondern eine Nachbarin, Margot Hensel, mit 88 Jahren gestorben an einem Schlaganfall. Sie hatte drei Monate danach in einem Rollstuhl verbracht, kam mit ihrer Behinderung nicht zurecht, gab sich regelrecht auf. Sie bekam eine Lungenentzündung, die sie dahin raffte. Das Sterben empfand sie als schön, sie konnte loslassen, sich gehen lassen, dem Elend der Welt entsagen.

Über vierzig Jahre lang war sie Fleischereiverkäuferin, war zweimal verheiratet, ihr Erster war mit Mitte Zwanzig in den letzten Kriegstagen gefallen. Er hinterließ ihr ein Mädchen, die in alter Familientradition ebenfalls Margot getauft wurde. In den Fünfzigern

heiratete sie ihren Klaus und bekam mit ihm nochmals zwei Kinder, einen Jungen und für ihn ein Schwesterchen.

Walter war begeistert, als er gewahrte, dass die Denkprozesse bei Frau Hensel begannen. Das erinnerte ihn an sein eigenes Wiedererwachen, das noch gar nicht lange her war. Und am meisten freute es ihn, wie ungläubig am Anfang, dann aber übergücklich die alte Dame bemerkte, dass sie nicht tot war, nicht richtig jedenfalls.

Der Professor ließ Frau Hensel ganz und gar zu sich kommen, dann stellte er sich vor. Sie war erstaunt, dass da noch einer war außer ihr selbst. Bald aber schon fand sie großes Gefallen daran, sich zu unterhalten. Walter tat das genauso gut. Endlich jemand, mit dem er sich austauschen konnte. Zwar eine Verkäuferin nur, aber was sollte es? Die Zeit, alleine vor sich hin zu denken, die war vorbei. Alle Ideen konnte er mit ihr durchsprechen. Es war sogar so, dass er ein paarmal auf vollkommen neue Gedanken kam, nur weil er gezwungen war, sich verständlich auszudrücken.

Und sonderlich primitiv war Margot keineswegs. Ja, sie hatten sich sehr schnell auf das »Du« geeinigt. »Wolfgang«, stellte der Professor sich vor. »Margot«, hatte die Nachbarin geantwortet.

Walter ließ sich Zeit, Frau Hensel zu erklären, wie es kam, dass das so ablief, wie es hier ablief. Er unterrichtete sie, wie sie ihre Mikromembranen und Mikrovilli beeinflussen konnte. Und als sie das ausreichend beherrschte, erklärte er ihr auch, wie sie die Hyphen erzeugte. Margots großes Hobby war die Spitzenklöppelei. Darin war sie eine wahre Meisterin, der niemand etwas vormachen konnte. Lange Jahre hatte sie Kurse gegeben an der Volkshochschule Hamburg-Harburg. In den letzten Jahren hatte das Interesse daran aber stark nachgelassen.

Doch Margots Kenntnis der Flecht- und Webkunst kam ihr anscheinend unter Tage zugute. Bald schon übertraf sie Walter im Ausbau ihres Myzels. Was die beiden verwunderte war, dass dieses ab sofort für beide funktionierte. Walter profitierte nicht unerheblich von den Fähigkeiten seiner neuen Weggefährtin. Er konnte sich auf andere Arbeiten konzentrieren.

Das war zum Beispiel der Aufbau der Kommunikation. Über die Hyphen dauerte alles ewig lang. Man schickte einen Satz los und

musste fünf Minuten auf Antwort warten. Walter experimentierte mit seinem Vorstellungs-Werkzeug eine Weile herum. Er schaffte es, die Kanälchen zu variieren. Diese neue Sorte war nicht mehr in der Lage, Stoffe aus der Umgebung heranzutransportieren, aber sie gab Informationen weiter. An den Kanälchen kippten Atome in codiertem Rhythmus in Ionen um oder umgekehrt und konnten von Margot zurück übersetzt werden.

Was vorher Minuten dauerte, das lief jetzt in Sekunden ab. So schnell, wie sich die Lebenden unterhalten konnten, ging es immer noch nicht. Die Lebenden nahmen ja kaum wahr, dass der Schall von Mund zu Ohr Zeit benötigte. Beim Unterhalten denkt niemand an die Physik, die das ermöglicht. Der Hörer hat ein Gefühl von Gleichzeitigkeit. Sprechen und Hören scheint ohne Verzögerung abzulaufen. Nur beim Gewitter wird uns bewusst, dass der Schall zu unserem Ohr deutlich länger braucht, als das Licht zum Auge.

Dank Margots Klöppelfähigkeiten wuchs das Myzel schneller und kräftiger. Bald stießen sie und Wolfgang auf das nächste Grab. Wieder wurde ein Mensch gerettet. Diesmal waren es zwei Untote, die sich ans Werk machen konnten. Der Sarg war viel schneller abgebaut, die neue Leiche bald umspinnen. Die Verwesung war noch nicht so stark, die Reaktivierung der Phosphatreihen geschah beinahe Ruckzuck. Margot und Wolfgang wohnten dem zögerlichen Erwachen des Neuen bei. Sie freuten sich an seinem neuen Bewusstsein. Stolz konnten sie ihm erklären, wie sie es schafften, dem Tod ein stilles Dasein abzutrotzen.

Ein junger Mann war es, Motorradunfall. Gerade mal 45 Jahre alt. Er hatte sich eine Harley geleistet und wollte eigentlich nur gemütlich damit herumpötlern. Urlaub im Herbst im Elbsandsteingebirge. Tolle Steigungen, tolle Kurven. Etwas feuchtes Laub aber brach ihm sein Genick, im wahrsten Sinne des Wortes. Er schoss 50 Meter in die Tiefe, war sofort tot. Die Angst, die konnte er noch nachspüren, an Schmerzen konnte er sich nicht erinnern.

Die Schilderung war für Margot aufregend. Sie hakte mehrfach nach. Wie das denn war, den Steilhang hinunter zu purzeln. Er muss doch mehrfach aufgeschlagen sein – und dann keine Schmerzen? Nein, die hatte er nicht, bestätigte der Biker. Nicht einmal richtig

Angst hätte er bekommen. Das sei alles viel zu schnell gegangen. Er hatte nur immer wieder versucht, sich noch an einem Felsvorsprung oder einer Wurzel festzuhalten.

Margot hingegen schilderte ihm, wie sehr sie gelitten hatte, als sie ihre linke Seite nicht mehr gebrauchen konnte. Ganz besonders, dass es mit dem Klöppeln endgültig vorbei war. Und die Peinlichkeit, nicht mehr das aussprechen zu können, was sie sagen wollte.

»Zum Glück die linke Hand«, versuchte der Neue zu trösten. »Da konnten Sie sich doch mit der Rechten noch einigermaßen behelfen.«

»Eben nicht«, widersprach Margot. »Ich bin doch Linkshänderin.«

Wolfgang hörte dabei gar nicht richtig hin. Schon wieder so eine Sterbegeschichte. Vorbei und Vergangenheit. Er blickte lieber in die Zukunft. Aber er ließ die beiden gewähren. Es konnten ja nicht alle so abgebrüht sein, wie er selbst.

Helmut Wachtendonk stellte der Harley-Fahrer sich schließlich vor. Man kam sogleich überein, sich zu duzen. Auch Helmut begriff schnell, wie er sich mit Energie und Nahrung versorgen konnte. Wenn auch diese Nahrung nicht das war, was er zu Lebzeiten damit verband. Von Phosphat und ATP verstand er nicht viel, er hatte nie ein Faible für Chemie. In der Schule hatte er das Fach gehasst. Aber bald erspürte er genau, wie er zu den Stoffen kam, die er benötigte.

Nun schafften sie zu dritt an dem Myzel. Sie durchwebten die Erde. Sie kamen an viele alte Gräber. Intensiver aber verteilten sie das Geflecht an den freien Flächen, konzentrierten sich besonders auf den Raum direkt neben Helmut. Dort war die nächste Beerdigung zu erwarten.

Die ließ nicht lange auf sich warten. Zwar wurden die Hyphen durch die Totengräber zerstört, aber das bekamen die Untoten mit, das konnten sie erspüren. Dadurch wussten sie, dass eine neue Beisetzung bevorstand. Lange bevor der Sarg herabgelassen wurde, hatten sie den Boden des Grabes mit ihren Myzelausläufern durchsetzt. Sobald der Sarg aufsetzte, machen sie sich ans Werk. Noch bevor die Totengräber mit Zuschaukeln begannen, war das Holz bereits an einigen Stellen durchdrungen von Tausenden von Fäden.

Nach zwei Tagen bereits war aus der Leiche ein Untoter geworden. Drei beglückte Beobachter, ein verzückter Erretteter. Anton Bin-

ger, hieß er, Sternekoche. Langwierig erzählte er von seiner Krankheit. Nach dem ersten Herzinfarkt ging alles gut. Hoffnung hatte er geschöpft. Den zweiten überlebte er nicht mehr. Und schuld war seine Vertretung, der Tann. Der spielte sich vom ersten Tag an als Chef auf.

Diese Sätze interessierten Walter nicht mehr, er schaltete die Verbindungen einfach ab.

Noch am gleichen Tag gab es zu tun. Anton Binger konnte bereits mithelfen, den neuen Sarg anzunagen. Eine Frau lag darin, Cornelia Mertens. Für Walter erlosch das Interesse, als sie von ihrem Brustkrebst berichtete. Jetzt würde jeder jedem nochmals seinen Sterbeweg erzählen. Margot hörte umso aufmerksamer zu. Ein schlimmes Schicksal. Beinahe war sie froh, dass sie nur den Schlaganfall hatte.

Eberhard Mayer, hochdement. Der interessierte den Professor mehr, hier hatte er jemanden zum Erfahrungsaustausch. Nur 72 Jahre war Eberhard alt, aber der Alzheimer hatte schon mit Fünfzig begonnen. Feinmechaniker war er bis dahin, doch bald musste er in Frührente gehen. Er verstand einfach nicht mehr, was der Vorarbeiter von ihm verlangte. Aber jetzt war alles wieder da, jede Kleinigkeit aus seinem Leben. Genauso war es auch bei Margot und bei Helmut. Alle konnten sich an die Zeit vor ihrer Geburt erinnern. An ihr Sprechen Lernen. An das alberne »Da-Da-Da« und »Ei-Ei-Ei« der Großen. Peinlich – für die Erwachsenen.

So wuchs das Myzel weiter und weiter. Jede neue Leiche wurde postwendend zurückgeholt. Dank der gesteigerten Auffassungsgabe waren die Neuen schnell vollwertige Mitglieder der Zombie-Gemeinschaft. Ihr Bedarf an energiehaltigen Stoffen, der wurde immer größer.

Beim Grünflächenamt gingen Meldungen und Anfragen ein. Nichts wollte mehr richtig wachsen auf dem Neuen Friedhof in Hamburg-Eißendorf. Amtsleiter Hunger ließ Bodenproben entnehmen. Mangel an allem, was in einen guten Mutterboden gehört. Die Hyphen fielen nicht auf. Die Strukturen waren mikroskopisch klein, die Zusammensetzung veränderte nicht wesentlich die Bodenchemie. Hunger wies die Gärtner an, zu düngen, was das Zeug hielt. Der Erfolg stellte sich bald ein, wenn vielleicht auch anders, als gedacht. Die Pflanzen ergrünten vorübergehend wieder – doch auch die My-

zelien wuchsen und gediehen.

Die Hyphen reichten bald hunderte von Metern weit. Sie versorgten sich aus den umliegenden Wiesen und Vorgärten. Sie zwängten sich durch kleinste Ritzen in die Abwasserrohre und saugten sie aus. Kot und Urin enthielten unvorstellbar reichliche Energiereserven, sie waren reinste Leckerbissen für die Untoten. Bald drangen sie vor bis zum Lohmühlengraben im Nordwesten und fanden Anschluss an den Lohmühlenteich. Die Schwebstoffe dort waren ein gefundenes Fressen. Doch bald reichten nicht einmal diese mehr aus, und zu den ersten Leidtragenden gehörte wiederum die Friedhofs begrünung.

* * *

Ingeborg Fricke war enttäuscht, dass sich das Grab ihres Vaters nur kurzzeitig erholt hatte. Mit Dünger hatte sie nicht gespart. Beim Gartenbauamt hatte sie mehrfach interveniert und sich in letzter Zeit verstärkt nach Ergebnissen und Fortschritten erkundigt. Herr Hunger bestätigte ihr den ungeklärten Mangelzustand. Die Probleme ließen sich nun schon eine Weile nicht mehr verleugnen, und so befolgte er die dienstlichen Anweisungen für solche Fälle. Die Düngung war verstärkt worden, nach dem Scheitern der Maßnahme wurden Bodenproben entnommen und analysiert. Der nächste Schritt war nun, weiter in die Tiefe zu gehen. Es würden wohl einige Gräber geöffnet werden müssen.

Und genau darauf spekulierten Walter und seine neuen Freunde.

BERLIN ZOMBIE CITY: Jeschichten aus'm Kiez

von Kalle Max Hofmann

Anmerkung:

Werte Leser, diese Geschichte ist in berlinerischem Dialekt verfasst. Falls Ihnen dies nicht genehm ist (obwohl es ein Riesenspaß sein kann, den Text laut vorzulesen), finden sie im Anhang eine annähernd hochdeutsche Übersetzung (S. 193).

Scheiße ey, et war ma wieder so weit. Die Jestalt stand direkt vor mir und kiekte mir dusslich an. Ick fragte mir, ob ick mir jemals an diesen Anblick jewöhnen würde. War ja nu nich so, als ob et dit erste ma wäre. War ja nich so, als ob mich großartig irgendwat schocken könnte. Die andern machten sich immer fast nass, wenn se dran warn mit einholen. Ick nich. Mir machte dit nüschdt aus. Ick war ja nu ooch nich uff'n Kopp jefallen. Kümmerte mich nich ma wenich, dit es in Kaufhäusern und Supermärkten immer düster war, selbst am hellichten Tag. Weil, die Kranken konnten ja ooch nich viel besser sehen als wir. Nur Hören und Riechen, da hatten se uns einjet voraus. Aber letzteret war in jewissem Sinne sogar zu meenem Vorteil. Wenn mann uff'n paar Regeln achtete, denn wurd'ma nich jebissen. Ach wat, Regeln - Jesunden Menschenverstand nenn ick dit! Aber ick war nach all den Jahren ooch mit allen Wassern jewaschen. Die Stadt war meen Revier, und dit Leben war für uns eijentlich sogar besser geworden, seit die Kranken uffjetaucht sind. Ick wusste, wie ick mit denen umzujehn hatte. Aber dieset Wesen, dit mir da jetzt mit wirren Oogen ankiekte, dit war immer wieder 'n Schock.

Die Haare zerzaust und verfilzt, dito der unjepflechte Vollbart. Die Klamotten zerfetzt und dreckich. Sah man schon von weitem, wie dit stinken musste. Eine Haut wie jegerbtet Leder. Pockennarbich und einfach verwahrlost. Der Blick leicht verwirrt, ick wees nich, kiekten diese Oogen überhaupt in die gleiche Richtung? Dit war er eben, Heinz Karatscha. Dit war icke.

Langsam jehe ick uff den Spiegel zu, den Blick immer noch auf

diesen Ritter von trauriger Gestalt jehettet. Ick bin ein Penner, 'n Landstreicher, uff Trebe. Hat mir nie gejuckt, dit auszusprechen. So isset ebendt. Aber mir selber so zu sehen, dit lässt ma immer wieder zusammenzucken. Und denn jeht dit ooch schon los mit diesen Gedanken. Als müsste ick mir rechtfertigen, erscheint quasi vor meinem geistigen Ooge n Publikum, imaginäre Normalos, denen ick meen Werdegang schilder.

Wenn et nur ma im echten Leben dazu jekommen wäre. Wenn mir nur ma eenma Eena je fragt hätte, warum ick da sitze und bettel. Warum ick so aussehe. Is aber in all den Jahrn nie vorjekommen. Die Leute hetzen einfach vorbei, tun so als würden se een jar nich wahrnehmen. Die pure Ignoranz. Selbst die, die wat in den Hut werfen, schaffen dit irgendwie, einen dabei nich ma anzukieken. Manche ringen sich so'n jequältet Lächeln ab, aber selbst die kieken dabei sonstwo hin. Meistens zur Seite. Über mich rüber. Durch mich durch, als wär ick Luft. Warum se mir überhaupt wat jeben, is mir schleierhaft. Denke mal, überwiegend isset schlechtet Jewissen. Wieso überhaupt? Weil dit denen besser jeht? Weil se vor mir Angst haben? Wahrscheinlich am ehesten, weil se alle genau wissen, wie ihr Leben uff der Kippe steht. Ja echt ma, ick gloobe, die die wat jeben, sind noch am ehesten die, die selber nich viel haben. Die, die jenau wissen: Wenn se jetzt den Job verliern oder die Miete erhöht wird, kann et zack, zack gehen und denn sitzen die an meener Stelle. Und dann denken se vielleicht, soll ihnen ja ooch eener wat jeben. So nach dem Motto Karma und so. Aber anscheinend ham da nich viele dran jegloobt.

Dabei muss ick leider ganz ehrlich zugeben, aus meiner Sicht hat dit sehr viel mit Karma und Konsorten zu tun, wat hier passiert is. Mit Schuld und Sühne, liebe Freunde. Und da bin ick bestimmt nich der erste, der dit als ne Art biblische Plage sieht, wie die Kranken hier innerhalb von'n paar Wochen die sogenannte Jesellschaft quasi in der Luft zerfetzt haben.

Apropos zerfetzen, war da jerade n' Jeräusch? Jawoll, da isset wieder: dit altbekannte Fiepen. Ratten. Na soll mir recht sein. Zu fressen werden die hier aber nüschdt mehr finden schätz ick mal. Allet schon leerjeplündert. Icke hinjegen hab et uff andre Beute abjesehen. Muss

nur noch die richtje Abteilung finden in dem schieß Shoppingparadies hier. In der kurzen Zeit, wo man allet einfach umsonst mitnehmen konnte, war dit vielleicht wirklich sowat wie'n Paradies. Na wie jesacht; dit jing allet rucki zucki.

Vielleicht kam dit mir ooch nur so vor, als ob et ne Sache von paar Tagen war; in unsrer Station kriegt man eben nich allet mit. Die Station, dit is so'n kleinet Bahnhüschen an der S-Bahn-Linie 2, zwischen Yorckstraße und Südkreuz. Da jab dit schon immer 'ne Menge solcher verfallner Baracken, wo sich keena für interessiert. Unsre Station war ziemlich am Rand vom Gleisbett, fast direkt am Hang, schon ziemlich zujewachsen. So konnte man von keener Seite aus direkt rinkieken.

Ick selbst wär' nie uff die Idee jekommen, dit da jemand wohnt. Aber einet kühlen Herbsttages hab ick eben Wolle beobachtet, wie er im Jebüsch verschwunden is. Im ersten Moment dachte ick; klar der will da sein Jeschäft machen. Aber als er nich mehr wieder kam, hat mich dit schon interessiert. Icke also hinterher, und denn seh ick hinter dem Jestrüpp dit Loch im Zaun. Ick also durch, und erstma ausjerutscht auf dem ausjelatschten, matschigen Trampelpfad. Als ick denn runterjeschlittert bin, ham die Dosen und der janze Kladderadatsch in meen Taschen so'n Jetöse jemacht, dit se mir unten schon empfangen haben. Alle kam'se anjerannt: Wolle, Horst und Trude. Die is erstma abgegangen wie Schmidt's Katze unter Hempels Sofa: »Wat willst du hier, du dreckiga Penner, zisch ab sonst jibs nen Satz warme Ohren!«

Ick musste mir erstma uffrappeln und hab se von oben bis unten anjestarrt. Dann hab ick in meen Mantel jegriffen und erstma meine stolze Beute von letzter Nacht vorjeholt: Ne fast fabrikneue Flasche Goldkrone! »Wieso warme Ohren, wemma ooch Feuer im Rachen haben kann?«

Da kriegte Trude große Oogen. Keene Ahnung, ob dit meener Piekfeinen Ausdrucksweise jeschuldet war oder dem edlen Tropfen in meiner Rechten.

»Hui, na'n orndlichet Feuer ham wa hier ooch zu brennen!«, brabbelte Wolle mit 'nem festlichen Glanz in den Augen, »willste dir nich zu uns jesellen?«

Horst machte jetzt nen Schritt uff mir zu und strecke mir die Hand

entgegen. »Mensch, du bist doch Heinz, wa? Willste hier den janzen Tach da sitzen bleiben?« Er packte meinen linken Arm und zog mich hoch, während ick versuchte, mit der Goldkrone balancierend dit Gleichgewicht zu halten.

»Heinze? Anjenehm – ick bin Trude.« Hier machte also eine der wenijen Pennerfrauen grinsend nen kleenen Knicks vor mir als wär ick der Kurfürst. Ick reckte die goldbekronte Faust in die Höhe und rief »na denn ran an die Buletten!«, und wenich später saßen wir alle zusammen um dit kleene Lagerfeuer, dit in nem alten, verrußten Waschbecken brannte. Direkt in der Mitte der Station, denn obendrüber war ein Loch im Dach, wo der Qualm rausziehen konnte.

»Nette Hütte habt'er hier«, sagte ick anerkennend. »Manchma zieht dit n bisschen«, meinte Wolle und deutete nach oben, »aber wehnstens könn'wa so nich ersticken an dem Qualm«. Ick schaute ihn wohl n bisschen belämmert an. »Na die Yorck-Jungs von der S1!«, blökte Trude, »die hatten sich ooch so'n Häuschen klar jemacht. Aber im ersten Winter sind drei von denen verreckt«. »Kohlenmonoxid. Rauchvergiftung«, ergänzte Horst. »Also, bei uns kannet reinregnen, aber jeda hat seine eigne Kuschelecke«, schloss er und deutet mit einem Nicken in den Raum. Und Tatsache, in jeder Ecke war sowat wie n' Nachtlager uffjebaut. Alte Matratzen, Schlafsäcke, dit volle Programm. In eener Ecke stand sogar ne Blumenvase mit n paar welken Rosen, dit war bestimmt Trudes Schlafstätte. Und eener von den Jungs hatte paar Bilder an die Wand jetackert; keen Pornokram aber schon Damen in erotischen Posen sag ick jetz mal. Die anderen scheckten wohl, wie meen Blick in der letzten Ecke hängen blieb. Da standen bloß paar leere Kartongs.

Horst warf 'nen prüfenden Blick uff die Goldkrone. Wir hatten die Pulle schon fast durch. Er kiekte zu den anderen, und die zurück. Da wurde mir uff eenmal klar, er war der Chef hier. Wahrscheinlich war er dit sogar, der den Zaun uffjesächt hatte. Horst nickte, und Trude räusperte sich.

»Dit war dem Professor seine Ecke jewesen. Wir mussten ihn abholen lassen. Schon ne Weile her«. Die Männer senkten den Blick. Ick wusste, mehr würd ick zu dem Thema nich erfahren. So war dit, wenn man unter sich war. Ick verstand, wat mir hier anboten wurde, und nickte anerkennend. »Wo macht ihr euer Jeschäft?«, wollte ick

noch wissen. Jetzt grinste Wolle breit. »Du wirstet nich glooben. Direkt hinterm Haus hat Horst n' Rohr uffjekloppt. Fließend Wasser. Du machst rin, und schon is jespült. Nur abputzen musste selber!«

»Dit is echt n Traum«, fügte Trude schwärmend hinzu. »Juet«, nickte ich, »ihr seid ne feine Truppe«. »Aber jeder trägt hier seinen Teil bei«, jab Horst zu bedenken, »und wir stimmen über allet ab. Meene Stimme zählt doppelt. Dit is einfach so. Und wer mir Hotte nennt, fliecht raus«. »Abjemacht, Horst!«, sachte ick ernst. »aber ihr könnt ma' Heinze nennen«. »Willkommen, Heinze«, sagte Trude feierlich, und Wolle reichte mir die Pulle mit dem letzten Schluck Goldkrone weiter.

Damit war also die Station meen Zuhause geworden. Und allet lief erstma jut. Wir warn ja zu viert und ham uns immer uffjeteilt. Aber nich mit Betteln. Dit is echt nur wat für Anfänger, oder die, die sich selbst komplett uffjegeben haben. Wat natürlich nich wenige sind, denn weswegen würd man sonst uff Trebe leben? Eigentlich jips ja dafür nur zwee Gründe. Der wichtigste is: Man is alleene. Keene Familie, keene Freunde. Wobei ick saren muss, selbst wenn man welche hat, können die ooch ma janz schnell weg sein, wenn's eenem richtig dreckig jeht. Und die andere Sache, dit is'n Dachscha-den, ma uff deutsch jesagt. Also psychische Probleme, Depressionen, Schizophrenie und so weiter. Manche haben einfach n Ding zu loofen, haben nen Schuldkomplex oder Versagensängste, und die suhlen sich dann halt richtig im Elend des Bettelns. Aber nich wir von der Stationstruppe. Ick meen, keene Ahnung wat mit den Andern is. Unter uns war immer klar: darüber sprechen wa nich. Klar, jipt ooch welche, die leiern den janzen Tach ihre Leidensgeschichte rauf und runter. Is für manche wohl der einzje Antrieb. Aber wir waren ja Profis. Und Profis halten sich an die Supermärkte.

Wer jeden Monat n festes Jehalt kriegt, jeht wahrscheinlich naserümpfend an den abjelaufenen Produkten vorbei, die meistens im Kühlregal in ner extra Giftecke liegen. Kooft kaum eener dit Zeuch. Dabei heißt dit ja nich ohne Grund »mindestens haltbar«. Aber ejal, um so besser für uns. Denn jeder Markt hat so seine festen Tage, wo se dit Zeuch denn halt entsorgen. Wer bescheid weiß und dann zur rechten Zeit am richtjen Ort is, kann einfach die Mülltonne leerma-

chen, und davon lässt sich jut leben. Wir hatten uns sogar uff zwei Märkte beschränkt, die in unsrer Umgeben mit dem größten Durchsatz und den regelmäßigsten Zeiten. Die müssen da echt nen Dienstplan für die Azubis jehabt haben oder so: Donnerstag, 20:30, Müll rausbringen. So war jede Woche eena von uns zweima dran mit abholen, dit hamwa stilecht mit 'nem alten Einkaufswagen durchgezogen. Mit wenijer als halbvoll kam mann mit dem Ding nie zurück, so manchen Tag hat kaum allet reinjepasst. Ja, und denn hatte man erstma drei Wochen frei. Die restliche Zeit konnten wir relaxen, philosophieren und auch ma Ausschau nach Goodies halten. Schnaps und so. Nee nee, wir waren keene Alkis, aber gerade zur kalten Jahreszeit ging nix drüber, sich so'n bisschen een anzuduseln. Und denn jab es natürlich noch Holz sammeln und Wasser holen. Dit Holz war überall an den Hängen uffzuklauben, und Wasser hatten wir drei alte Plastiktanks, die uns jeden Sonntach der Pfaffer volljemacht hat. Dit war denn wohl seine jute Tat am heiljen Feiertach.

Aber ick schweife ab. Den Spiegel aus der Klamottenabteilung hatte ick lange hinter mir jelassen, aber wenn dit Kopfokino erstma looft, denn looft dit. Ick sah Penner-Heinze nu in jeder Oberfläche. In leergeräumten Aluregalen, dicken Kochtöppen, und natürlich in den Mattscheiben der dicksten Flachbildglotzen. Denn dit waren ja keene matten scheiben mehr, sondern uff hochglanz polierte, rahmenlose Glasscheiben. Wer sich dit wohl ausjedacht hat... da sieht man doch mehr sich selber als allet andere? Na, ick bin ja zum Glück nie in Verlegenheit jekommen, uff so'm Teil zu kieken. Trotzdem sind die Glotzen so'n bisschen Symptom für meen Ausstieg. Richtig, ick hatte weder nen Dachschaden, noch ne schreckliche Tragödje erlebt, noch war ick wider willens arbeitslos jeworden. Ick hatte nur einfach keen Bock mehr auf den janzen Trappel. Die sojenannte Jesellschaft. Allet nur Big Brother, Geiz is Geil und Doofmann sucht den Superscheiß. Wie die Leute sich zum Affen machen, um irjendwie so'n Leben wie n' Abziehbild zu führen, war mir schleierhaft. Jämmerlich. Sich totbuckeln damit andre in Saus und Braus leben, und denn noch Schulden machen um so ne klägliche Parodie von denen ihrem Hochglanzleben zu haben. Denn wirste permanent volljekrischen im Radio und TV mit Crazy Frog, DJ Bobo und hastenichjesehen. Dit hab ick

zuerst abjeschafft, Glotze und Radio... denn ooch keen Bock mehr jehabt auf Politik... die korrupten Schweine. Warum soll ick für die den Arsch hinhalten? Wozu Arbeit, Miete, Krankenversicherung und anjebliche Rente? Damit ick dann mit 70 tot umfalle vom Herzinfarkt wegen dem janzen Stress? Nee danke, Freunde. Nich mit old Heinze!

Boah, wat war dit uff eenma für'n Jestank? Für'n Rattennest schon fast zu heftig. Ick will's ehrlich jesacht janich wissen. Scheint aus der Spielzeugabteilung zu kommen. Da jiptet eh nüschdt für mich. Eh nur Propaganda für die janz Kurzen, wo se schon ihre Kindheit mit verbringen sollen, erwachsene Arbeitsbienchen zu spielen. Per-vers.

Aber nu is dit ja eh allet Jeschichte. Die Kranken haben jeschafft, woran sogar Weltkriege jescheitert sind. Die komplette Auslöschung sämtlicher Strukturen, und dit noch in Rekordzeit. Uff meener letzten Tour vor dem Tag X hatte ick schon jemerkt: Et lag wat inner Luft. Und zwar im wahrsten Sinne. Überall Leute mit Mundschutz unterwegs, viel wenijer Leute als sonst uff der Straße. Aber dafür alle noch viel hektischer als normal. Und ick hatte sogar dit Gefühl, ick werde doch mal anjekiekt. Aber nich so, wie ick mir dit vorjestellt hatte. Ick wurde regelrecht angestarrt, uff höchst uncharmante Art und Weise. Ick wusste denn ja ooch bald, wieso. Aber da hatte ick dann erstma drei Wochen frei, so dit ick jarnich mitbekommen habe, wie sich dit allet hochjeschraubt hat. Witzijer Weise hatte ick ooch genau in der Zeit den Splien entwickelt, ick könnte da am Hang ma paar Pflanzen anbauen. Dit wa ma wat frischet haben, nich immer nur den anjeggammelten Salat und dit totjespritze Obst aus'm Container. Also hab ick von meene Ersparnisse n paar Samen im Baumarkt jeholt. Lief ooch nich schlecht, obwohl et ja schon recht kühl war, ham sich schon die ersten Sprossen jezeichnet. Ick war aber ooch von früh bis spät da am Machen. Die andern meinten ja schon, dit sich wat zusammenbraut und höchst bedrückte Stimmung herrscht. Ick wollte denn den einen Tach nochmal los, paar Planen holen, für den Fall dass det schon frostet. Und da war uff eenmal Halli Galli. Leute mit Koffern am rumrennen, schreiende Leute, panisch am Telefon, die Straßen zujerammelt, überall Schreie, Reifenjequietsche, Sirenen und der ein oder andere Auffahrnunfall. Icke natürlich sofort wieder um-

jedreht, kein Bock auf so'n Stress. Schon jar nich, wenn die Bullen kommen. Na ja. Die kommen jetzt wohl ooch nie wieder, die Kollegen. Aber ick vermisse se nich, wenn ick ehrlich bin.

Den Abend wurde denn allet noch wilder. Überall Sirenen, hier und da Rauch am Himmel. Wir ham ja von unsrer Station echt nur 'n kleenet Fenster von Berlin im Blick. Aber denn fiel et mir uff: Keene Züge mehr! Normalerweise ham wa ja alle zwee Minuten dit Rattern vonne S-Bahn, und wenn ma so'n ICE durchzimmert, denn merkste richtig die Vibrationen. Aber nu war Sense. Ick horchte in die Stille, und die anderen wussten spätestens, wat Sache war, als ick uffgesprungen war und Richtung Gleise lief. Mitten inner Mitte blieb ick stehen und dachte ick kiek nich richtig: Der janze Potsdamer Platz stand in Flammen! Ne fette Rauchsäule, die sah fast aus wie'n Atompilz. Dazu Hubschrauber und natürlich die omnipräsenten Sirenen. Plötzlich wurde mir klar, dit ick mit offnem Mund dastand, und ick riss mir los. Die Andern hinter mir waren jenauso berührt wie icke. Also, nich dit wir uns falsch verstehen, ick konnte diesem feuchten Yuppie-Traum aus Stahl und Glas nie wat abjemen. Hat zu Berlin jepasst wie'n Splitter in 'nen Ooge. Aber dit war einfach zu ville, dit war zu krass. Den Anblick würd' ick meenem übelsten Feind nich wünschen. Tja, und Hotte is an dem Tach nich nach Hause jekommen. Klar, unter uns ham wir ihn Hotte jenannt. Jesehen hab ick ihn danach nie wieder.

Janz klar, dit er eenfach nur riesijet Pech hatte; er muss zur falschen Zeit am falschen Ort jewesen sein. Denn so skurill sich dit anhört: Wir Penner hatten dit noch am besten von allen. Weil so krass jestört die Kranken auch warn, und wat immer dieset Virus oder wat dit ooch immer sein mag mit ihrn Hirnen macht - Auch wenn sonst allet weg is, an Jedächtnis und Fähichkeiten, außer Jagen und Fressen - Uns ignoriern se fast jenu wie zu Lebzeiten, wenn man dit so nennen will. Ick wees nich ob dit nur am Jeruch liegt. Meine Theorie is: Dit war bei denen so tief drinne, wenn 'n Penner ins Blickfeld kommt, wegzukieken, dit kriegt och der härteste Bazillus und der fieseste Parasit nich weg. Und damit hat sich quasi die Welt uffn Kopp jestellt.

Weil die Kranken drehn einfach völlig am Rad. Jehn uff allet los wat nich bei drei aufm Baum is, beißen ihre eijenen Frauen und Kin-

der. Und wer dit überlebt, wird selber einer von denen. Klar dit die sich ausbreiten wie die Karnickel. Jerade in den Ecken wo am meisten los is, jing et am heftichsten zur Sache. Viele ham ooch zu Anfang jedacht, sie jehn am besten in nen Krankenhaus, weil man da jeheilt werden kann, oder inne Polizeiwache, weil man da am sichersten is. Klar dit da innerhalb von Tagesfrist allet aus'n Nähten jeplatzt is. Vor allem aber war so ne Ansammlung von Menschen dit reinste Festbankett für die Kranken. Übel, wat sich da abjespielt haben muss. Die Regel »viele Menschen = viele Kranke« hat sich überall bestächt, und so kam dit ooch zu dem Massaker am Potsi, wo am Ende allet in Flammen stand. Ooch noch so ne Sache: Die Autos. Bei uns jipt dit ja nich wie in Amiland an jeder Ecke nen Waffenladen, aber ooch mit soner Karre kann man viel Unheil anrichten. Die Leute sind alle ausjetickt und dachten, wennse erstma aus der Stadt raus sind, is allet easy. Aber dabei ham se sich regelrecht totjefahrn. An manchen Ecken jipt dit hier regelrechte Autopyramiden und ooch die Bürgersteige sind voll mit den Wracks, unter denen wiederum diverse Skelette vor sich hinschimmeln. Übel.

Aber bei uns inner Station nu dit jenaue Jegenteil: Uff 'nem Bahndamm jipt det keene Menschen, zudem is dit ja quasi allet hermetisch abjeriegelt. Eben gerade drum, damit nich irgendwelche Hirbel uff die Gleise rennen. Klar, über die Bahnhöfe kommt man uff die Schienen. Zum Glück wurde aber der Zugverkehr recht früh einjestellt und die fleißigen Mitarbeiter vonner Bahn ham da noch ordnungs- und jewohnheitsmäßich allet zujesperrt. Dit heißt, wir mussten nur noch unser Loch im Zaun verrammeln und denn hatten wa erstma Ruhe. Also nich so direkt Ruhe im Sinne von Stille, denn wie jesacht. Sirenen, Schreie und sogar Schüsse haben uns quasi rund um die Uhr begleitet, bis et dann nach einer Woche ruhiger wurde. Bis dahin hatten wa echt keen Plan, wat überhaupt los is, aber gloobt mir. Mit so ner Klangkulisse will man dit ooch jar nich wissen und is froh, mit dem Janzen nüscht zu tun haben zu müssen.

Trude und Wolle hatten den ersten Tach noch versucht, Hotte zu finden, aber ham schon nach wenjen Metern jemerkt, dit hier die Kacke so richtich am Dampfen is. Trude hat sich gloob ick noch

lange Vorwürfe jemacht, als langsam klar wurde, dit wir Hotte nie wiedersehen würden. Aber vereinzelt kamen denn ma paar Kollegen vorbei. Wir von der Stationstruppe hatten ja schon so nen gewissen Bekanntheitsgrad, zumindest so im Bezirk. Und da ham uns dann einje berichtet und erstma so dit jesamte Ausmaß von dem Schlamassel klar jemacht. Dit jab sogar Jerüchte, dit die Stadt bombardiert werden soll! Wir ham ooch ma den einen oder anderen Jet am Himmel jesehen, da hat ma sich schon Jedanken jemacht. Aber ehrlich jesagt: Ick blicke dem Jevatter Tod relativ entspannt entjegen. Wieso ooch nich, ick hab ja sonst nüscht zu verlieren, und vor allem keene Leute, um die ick ma kümmern muss oder die mir nennenswert vermessen würden. Am härtesten stell ick mir dit vor, wennde selber Kinder hast und denn weest: Für die wirste nu nich mehr sorgen können. Selbst wenn die schon erwachsen sind und sonst allet fluffich is - ditte denn nich mehr sehen kannst, wie se sich weiter entwickeln und wat die noch allet machen und so. Aber icke? Na ja, wat soll sein. Wenn ick tot bin, denn bin ick nich mehr da. Denn merk ick ja nüscht. Keene Schmerzen, keene Sorgen. Een schlauer Mensch hat ma jesacht, wenn man tot is, is dit genau wie bevor man jeboren wurde. Und ick könnt jetzt nich saren, dit ick darüber meckern könnte wie dit mir damals jing. Na ja verrücktjet Jedankenspiel, aber wie jesacht, unterm Strich lässt mir der Sensenmann relativ kalt.

Deswegen hab ick mir ooch als erster freiwilllich jemeldet, als denn unsre Vorräte zur Neige jingen. Denn kam erstma ne recht wilde Zeit. War natürlich einerseits krass, die janzen Leichen und dit Elend zu sehen. Aber ooch irjendwie so'n bisschen perveset Machtjefühl, weil wir dit halt überlebt hatten. Schwer zu beschreiben. Eben warn wir noch der Abschaum jewesen, die Versager, und uff eenma die Kings vonne Welt. Klar, dit janze war auch jefährlich und gruselig wegen den Kranken. Aber da war et halt jenauso, wie uns dit anfangs unsere Besucher jeschildert hatten: Die sind immer nur so halb auf uns los. Logo, als der erste von den Freaks schreiend uff mir zujerannt is, da is mir nich nur dit Herz in die Hose jerutscht. Da kam ooch Land mit. Aber paar Meter bevor er ick den am Hals hatte, isser uff eenma abjedreht. Irjendwie so, als würder uff eenma merken: dit is nüscht zu fressen. Vielleicht lag dit wirklich, wie Trude meinte,

dadran dit unsa Jestank ooch son bisschen wat von Leichen hatte, mit die janze Verwesung. Jedenfalls hamwa uns irjendwann den Spaß jemacht, wenn so ne Bande ankam, uns in der alten Pose in'n Schneidersitz zu setzen, Hut uff'n Boden als wollten wa Betteln, und denn dit Schauspiel zu jenießen. Außer dit den Freaks der Sabber ausm Mund lief und die meisten voll mit Blut waren, war et orijinal dit Feeling wie zu unsern Bettelzeiten. Die wanken einfach vorbei mit ihren komischen Zombieplänen, Zombiejobs und Zombieeinkäufen wie vor der Seuche. Eins zu eins. Na ja juet. Is vielleicht jetzt nich so witzig, wenn man's nich selber kennt.

Trotzdem, am Anfang mussten wa echt uffpassen. Essen und allet konnte man sich jetzt zwar eenfach aus den Jeschäften holen, die meisten Türen oder Scheiben waren ja freundlicherwise schon von Plünderern einjeschlagen worden. Trude und Wolle hatten aber die Hosen voll, die ham sich nich in die Läden reinjetraut. Ham lieber dit Zeuch aus den Autos rausjeholt. Die waren meistens ooch reich beladen, aber nich weit jekommen. Aber dit war mir nüscht, weil da so viel persönlichet Zeugs von den Leuten war, und natürlich Leichen. Oft ooch Kinder. Da hab ick mir lieber uff meene Instinkte verlassen und mir in den dunklen Konsumtempeln rumjedrückt. Oder besser jesacht, die Instinkte musste eigentlich ignorieren, wenn'de überleben willst. Weil erstma jeht einem so im Halbdunkel natürlich die Muffe. Also wär dit normalste, sich in die Schatten zu verdrücken, ins richtich Dunkle, wo die een nich sehn können. Und dabei möglichenst keen Mucks zu machen. Problem is aber: Jenau da im Dunkeln, wo man nüscht sieht, da kann ja schon einer von denen hocken! Gerade, wenn bei denen der Akku leer is, können die Tagelang völliich regungslos irgendwo rumliegen. Und denn vielleicht doch aus Langeweile oder Jewohnheit zuschnappen, Pennerjestank hin oder her. Und leise sein is ooch nich so der Bringer. Denn wissen die zwar nich, wo du bist, aber du weest ooch nich, wo die sind! Also schmeiß ick immer erstma n paar Töpfe um, und wenn sich dann nix tut, is ooch keena da.

Wenn nu aber natürlich doch am eener kommt, wird's haarig. Wie jesacht, die meisten Kranken kommen dann schreiend anjerannt, und drehn uff die letzten fünf Meter ab. Und im Jegensatz zum ersten ma, wo ick mir noch einjemacht habe, steh ick jetzt immer mit meener

Machete im Anschlag da. Eenem hab ick echt ma uff Armlänge den Schädel zertrümmert. War nich schön. Aber dit heißt nach meener Statistik, 99 von hundert kommen erst jar nich soweit. Dit jab sogar einje, die ham sich n paar Meter vor mir einfach uffn Boden fallen lassen, und denn nur noch da rumjesessen oder jelegen. Weil die Freaks sind trotz allem nur Menschen aus Fleisch und Blut. Trinken müssen se komischerweise verdammt wenich, und ick hab sogar schon welche von denen Gras fressen sehen. Hilft aber ooch nüscht, nach vier bis sechs Wochen sind die Kollegen hinüber. Ick hab ma een inner Telefonzelle einjesperrt und dit beobachten können. Klingt vielleicht jemein, aber ick musste dit wissen. Und Mitleid hab ick mit denen ooch nich, die fressen schließlich ihre eigenen Kinder. Juet, wenn man ma ehrlich is, ham manche von diesen verdammten Yuppies dit ooch schon zu Lebzeiten jemacht. Kannibalen waren dit, ooch ohne Viren und allet.

Aber damit is ja nun ooch langsam Schluss, ick hab schon seit Wochen keen einzigen mehr jesehen von den Freaks. Nur nachts hört man se noch vereinzelt jaulen. Uff der andern Seite is aber ooch die Stadt so als Konzept ziemlich zuende. Allet bröckelt schon, und die Vorräte sind eijentlich ooch so jut wie alle. Jetzt bin ick aber ooch am Ziel meiner heutjen Reise anjekommen: Der Gartenabteilung. Und siehe da, hier jibts noch ne ganze Menge Setzlinge. Ma kieken... dit meiste is schon abjelaufen, aber dit is fast noch ejal. Is zwar weniger Ausbeute, aber kostet mir ja nur n Lächeln. Ick grinse also zufrieden in meen eijenet Antlitz, wat mir uff nem Alu-Blumenpott entgegen kiek. Wie lange war ick jetz hier in dem Laden drin? Lass et zehn Minuten jewesen sein, seit ick da in den eenen Spiegel jekiekt habe. Und die ganze Zeit dieset Kopfkino. Als müsste ick hier irjendwem wat erklärn oder als wär ick wat schuldig, müsste irjendwat Beichten oder n' Jeständnis ablegen. Dit is tief drin, dieset Schuldjefühl, wat uns allen schon als Kinder einjeimpft wird. Und durch meenen Lebenswandel sag ick jetzt mal, hat sich dit bei mir noch verstärkt. Doch jetzt ist bald Sense. Vielleicht noch n paar Wochen, denn is keener mehr da, außer Wolle, Trude und mir. Mit den Samen hier aus dem Laden hab ick bald dit jesamte Gleisbett in nen riesijen Garten verwandelt und allet is total zujewachsen. Jetzt jibtet einfach

andere Werte und Regeln. Und irgendwann wird dit ooch ma in meen sturen Schädel dringen. Und denn kann ick endlich in'n Spiegel kieken und nüscht andret sehen, als nen ganz normalen Menschen. Eenen, der mit sei'm Leben zufrieden ist.

NEO YORK ZOMBIE CITY:

Dawn of the Disconnect

von Kilian Manning

Als ich zum Turm der Staatssicherheit hinauf sah, hörte ich die Sirenen heulen. Natürlich hörte sie keiner der anderen Passagiere in der Mag-Bahn, die durch eine regnerische Nacht pflügte. Es war nur ein Intro-Sound von einem Stück auf meiner internen Playlist. Ich blinzelte, um die Musiksteuerung aufzurufen. Genau, es war ein Titel von Nanji The Conqueror. Ich mochte seinen sperrigen Retrosound, aber dieses Intro war ein Problem. Zwischen den Sirenen war einfach zu viel Stille. Eine Stille, die sofort mit dem endlosen Geklacker meiner Neuro-Implantate und Schädel-Mods gefüllt wurde. Während viele Andere dieses Phänomen, was sie »Hintergrundrauschen« nannten, als gar nicht so störend empfanden, trieb es mich einfach in den Wahnsinn. Und das nun schon seit fast neunzig Jahren! Die Techirurgen meinten, mein dicker, harter Schädel wäre Schuld an dem ganzen Übel. Ich schätze, das ist einigermaßen fair, wenn man mal bedenkt wie viele Nasen ich damit schon gebrochen habe, ganz zu schweigen von dem einen oder anderen Schrapnell, was daran abgeprallt ist. Oder wenigstens weit genug abgelenkt wurde, um ernsthafte Schäden zu verhindern. Also, ja. Etwas sensibel für intracraniellen Hall zu sein, damit konnte ich leben. Weil mit nicht mehr leben könnte ich logischerweise schlechter leben. Trotzdem ging mir dieses arhythmische Geklapper buchstäblich auf die Nerven.

Endlich wurde ich von diesem Ärgernis durch einen aggressiv zischenden Hi-Hat gerettet. Was für eine Erleichterung! Die Neuroscanner registrierten sofort diese Begeisterung, und mein HUD wurde mit Werbung für Nanjis neues Album und seine nächsten Gigs überschwemmt. Oh Grott, der Typ war

echt ein Dinosaurier. Er musste schon schwer auf die Hundert zugehen, und lebte immer noch in Clubs. Mit seinen fiesen Drogengeschichten war er glaube ich einer der ersten VIPs, die jedes einzelne innere Organ getuned oder ersetzt bekommen haben. Was für ein Bitney. Ich war sehr stolz darauf, immer noch mein originales Herz zu haben.

Eine Nachricht von Taggart brachte meine Gedanken wieder auf die Ursache für meine Bahnfahrt. »Wie lange noch?« – »Fast da«, antwortete ich sofort. Den Bruchteil einer Sekunde bemerkte ich etwas Komisches. Der Emo-Tag dieser Nachricht hatte einen Aufgeregten Nachhall, ja fast schon etwas beunruhigtes. Ich hätte nicht gedacht, noch mal einen Job zu erleben, der Taggart Sorgen machte. Jetzt war ich echt neugierig, worum es überhaupt ging. Und fragte mich, ob dieser Haufen Schrott nicht ein bisschen schneller fahren konnte.

HOL DIR DEINEN EIGENEN GLEITER! Generalüberholte Volkcedes XOX-2600 bis 9000, frisch aus der Werkstatt! Durchschnittlicher Energieverbrauch nur...

Ich blinzelte die verfriggte Werbung weg. Auch noch mit Audio, wie nervig. Aber am komischsten daran fand ich, dass überhaupt noch jemand ein Werbebudget für persönliche Gleiter hatte. Die meisten Leute gingen doch heutzutage gar nicht mehr aus dem Haus. Also, ich jedenfalls nicht. War ja auch inzwischen im Vorruhestand.

Ich schaute mich in der Mag-Bahn um, auch hier war kaum was los. Gerade mal eine Handvoll Graugesichter um mich rum, die Lider geschlossen, während ihre Augäpfel Tennis spielten. Der Gearhead, der mir am nächsten saß, sabberte sogar. Ich fragte mich, ob er eine Sex-App laufen hatte. *BESTES ERO-STIM EVER, VR-ICKEN WIE BEI MUTTERN! KOMM BEI LADY M* – – – Grottverdammst, ich hasse diese Neuro-Blipwerbung. Jetzt hatte ich die Schnauze voll und blinzelte rüber auf den Marktplatz, um mir endlich das aktuelle Update für den Blip-Blocker zu ziehen. *VERALTETES O.S.*

GEFUNDEN! AUTOMATISCHES UPDATE STARTET ZU IHRER SICHERH – – –

Ich cancelte den Transfer sofort. Scheiße. Genau dasselbe war doch damals passiert, als meine Gedanken das letzte Mal in Richtung weiblicher Kurven drifteten. Gestern oder so. Aber im Gegensatz zu altmodischem pr0n war mein einziges Erlebnis mit einer Erostim-VR ziemlich enttäuschend. Die intimsten Wünsche wollen sie einem erfüllen, ohne dass man sie aussprechen muss – nur durch einen oberflächlichen Neuroscan. Ich muss zugeben, von 3 Meter großen Titten verfolgt zu werden, die mich mit Muttermilchfontänen wie aus Feuerwehrscläuchen beschießen, war schon irgendwie interessant. Trotzdem hat es nicht ganz meinen Nerv getroffen. Wahrscheinlich, weil ich auch im Bereich Privatsphäre ziemlich altmodisch bin. Ich habe immer gründlich alle meine Abdrücke manuell gesäubert, und den Cache per Hardware schreibgeschützt. Es gibt auch gar keinen Grund dafür, von irgendeiner KI meine Wünsche errechnen zu lassen. Ich kann ja immer noch reden.

Bei meinen Mitfahrern war ich mir dagegen gar nicht so sicher. Dieses eine schwer übermalte Cozzie-Mädel konnte es jedenfalls definitiv nicht mehr; sie hatte sich den Mund zunähen lassen. Ziemlich schlampig gemacht, wenn man mich fragt, aber vielleicht sollte genau das ja ein Statement sein. Voodoo-Style oder so. Und: es ganz altmodisch mit Nadel und dickem Faden zu machen, hatte immerhin den Vorteil, dass man es relativ einfach rückgängig machen konnte.

Die beiden Lazer in der letzten Reihe hatten es trotzdem leichter, ihren Look zu ändern. Aber ihre Hardware war auch sauteuer. Ein persönliches Ganzkörper-Projektionssystem kostet 'ne ordentliche Stange Geld. Ich muss zugeben, die mään-dernden, Rorschach-artigen Muster in ihren Gesichtern zu beobachten war ganz interessant. Als ich ein bisschen näher ranzoomte, sah ich, dass einer von den beiden einige Schürfwunden an der Stirn hatte; die Blutreste sahen noch einigermaßen frisch aus. Wahrscheinlich hatten die beiden Stress mit ein

paar Opees. Mann, ich hab doch von vorne herein gewusst, dass das genetische Entfernen von Rassenmerkmalen auch nicht zu Weltfrieden führt. Jetzt verprügeln sich die Leute halt wegen irgend 'ner anderen Scheiße gegenseitig. Ist ja auch kein Wunder, dass sich jeder krampfhaft versucht, ein bisschen Individualität zu schaffen, wenn alle diese gleichförmig grauen Gesichter haben. Okay, immerhin konnte man jetzt selbst wählen, welchem schwachsinnigen Trend man folgte. Aber Hass und Gewalt haben nicht aufgehört.

Wenn dem so wäre, würde ich jetzt wohl kaum hier sitzen.

Endlich hatte ich meine Station erreicht. Ich sprang aus dem Zug, der noch nicht ganz zum Stehen gekommen war, und flog erstmal fast auf die Fresse. Der Regen war viel stärker, als ich erwartet hatte. Anscheinend mussten die von der Klimakontrolle mal wieder im Kampf gegen den Feinstaub ein bisschen aufdrehen.

Ich rannte den Pedway runter und dann die Treppen zum Sicherheitstower hoch. Die Türen glitten lautlos zur Seite, und die Lobby war geisterhaft leer. Wie immer. Nur ein Checkpoint war offen, und ich erkannte ein neues Gesicht. Beziehungsweise, erkannte es nicht. Es war ein relativ junger Typ – in Uniform sehen diese Graugesichter doch alle gleich aus... *FACEMATCH – IHR EIGENER, PERSÖNLICHER* – – – nein danke, ich brauch keine App, die sich für mich irgendwelche Leute merkt. Wollte die Hackfressen lieber so schnell wieder vergessen, wie irgend möglich.

»Sir! Ich muss sie bitten, stehen zu bleiben! Dies ist ein Hochsicherheitsbereich! Unerwarteten Bewegungen kann mit tödlicher Gewalt begegnet werden!«

»Natürlich, Junge. Ich kenn' die Regeln. Schon 'ne ganze Weile.«

Ich projizierte meine Dienstmarke in meine hochgestellte Handfläche. Mein Sozial-UI registrierte eine leichte Erweiterung der Pupillen des jungen Mannes, als er meine vierstellige Dienstnummer sah.

»Oh! Das tut mir Leid, Sir! Bitte erlauben sie mir, ihre biometrischen Daten für zukünftige Begegnungen zu speichern, Sir!«

»Klar«. Als ob die jemand braucht, um sich an meine geerbte Charakterfresse zu erinnern. Ich war ein Gorilla im Streichelzoo. Egal. Ich streckte ihm jetzt die Hand entgegen, und er ergriff sie. In dem Moment, wo die Statports an unseren Fingerspitzen sich berührten, las ich seine Datei aus. Robert Snyder, er war eigentlich Streifenpolizist auf dem 13. Revier.

»Springen sie für jemanden ein?«, fragte ich. Kein Wunder, dass der Typ mein Portrait in der Galerie im Justizflügel noch nicht gesehen hatte.

»Das stimmt, Sir... ich wurde heute Morgen hierher verlegt. Anscheinend gab es einige überraschende Krankmeldungen«. Sein Auge zuckte exakt in dem Moment, als auch ich eine Nachricht von Taggart aufs HUD geballert bekam.

RICKERS! WO IN GROTTE'S NAMEN BLEIBEN SIE?!?

Snyder wirkte panisch. Mit Sicherheit hatte Taggart mich schon geortet und ihm einen Verweis angedroht.

»Entschuldigen sie, Sir. Ich wurde angewiesen, sie umgehend in Mr. Taggarts Büro zu schicken. Anscheinend ist es ein wenig eilig«.

»Scheint wohl so«, murmelte ich teilnahmslos im Wegdrehen. Ich ging schnell durch den Scanner und ignorierte die folgende Kaskade aus Blinklichtern und nervigen Warntönen. Ich schätze, in fünf bis zehn Jahren könnten die in einem Song von Nanji enden. Jetzt im Moment waren sie noch nicht retro genug.

»...Sir?!?« stammelte Snyder, während er verdattert die Sicherheitsmeldungen wegklickte. Ich winkte ihm nur fahrig zu: »Wir sollten den alten Herrn lieber nicht länger warten lassen!«

Nachdem ich meinen Bioprint ohne Erfolg ein paarmal vor den VIP-Lift projiziert hatte, nahm ich den normalen Fahrstuhl ins oberste Stockwerk. Ms Raychild, Taggarts Chefsekretärin, stand schon in der Bürotür. »Hier rein, schnell!«

Sie schob mich quasi in die Vorstandslobby, wo Taggart und ein junger Kollege auf einige Bildschirme starrten. Sah so aus, als wäre hier eine Art improvisierte Krisenzentrale aufgebaut worden.

Ms Raychild räusperte sich, und Taggart wirbelte herum. »Verdammte Scheiße, Rick, das wurde aber auch Zeit! Hier brennt echt die Luft!«

»Ihr hättet mich ja auch einfliegen können«, wehrte ich ab.

»In der letzten Stunde ist die Situation total eskaliert, und dass diese schieß Magbahn so lange braucht, konnte ja kein Mensch ahnen!«

Ohne ein Wort zu sagen, schoss ich ihm den aktuellen Fahrplan auf einen seiner Bildschirme. Nun wirbelte der jüngere Kollege, der mich bisher vollkommen ignoriert hatte, blitzartig in meine Richtung.

»Wie zur Hölle haben sie das gemacht?!?«

Er war vollkommen außer sich. »Das sind so die kleinen Vorteile, wenn man länger bei der Truppe ist.« Mit offenem Mund drehte der Kollege den Kopf zu Taggart und sah ihn fragend an. »Wie gesagt, er ist genau der Mann, den wir brauchen«, lautete die Antwort.

»Moment mal, Sir, es kann doch nicht sein, dass es noch Kollegen gibt, die die Protokolle für direktes Tunneling haben! Das ist ja... das kann ja... Also, sicherheitstechnisch finde ich das fast noch bedenklicher, als diese Zombies!«

»Schnauze, Justin! Das ist jetzt weder die Zeit, noch der Ort, kapiert? Wir müssen das erstmal in den Griff kriegen! Wen sollen wir denn sonst schicken?!?«

Der Kleine hielt sofort die Klappe, und ich hätte mir jetzt eigentlich Sorgen machen müssen, dass ich mich in naher Zukunft doch von meinem 104er Betriebssystem trennen musste. Doch viel wichtiger schien mir gerade eine andere Information.

»Haben sie gerade wirklich ZOMBIES gesagt?!?«, fuhr es aus mir heraus. Taggart räusperte sich. »Ja, äh, vielleicht soll-

ten wir nochmal ganz von vorne anfangen. Also, darf ich vorstellen, Marian Treadway Rickers, der letzte im Dienst befindliche Skullscout. »Marian?« drückte der Kurze mit einem gequälten Lächeln hervor. Doch seine plötzliche Erregung war meinen feinen Sensoren nicht verborgen geblieben. »Nennen sie mich Rick«, sagte ich trocken, während ich meinen Mantelkragen zurückschlug, so dass das Totenkopf-Emblem mit der 104 auf der Stirn zum Vorschein kam. Jetzt bekam er richtig große Augen, da brauchte ich keine Sensoren für. Er starrte mich einfach nur verwirrt an, ein Blick, dem ich schon aus purer Gewohnheit eiskalt standhielt. Ich reichte ihm die Hand.

»Genau, und hier haben wir Justin Snyder, den hellsten Kopf unserer Spezialistentruppe gegen Cyberterrorismus«, jubelte Taggart. Ich hob eine Augenbraue, »Snyder, hm?«, doch aus den soeben eingetroffenen Daten wurde ersichtlich, dass keine Verwandtschaft zu dem anderen Graugesicht unten an der Schleuse bestand. Dabei sahen sich die beiden verdammt ähnlich.

Taggart ergriff wieder das Wort. »Also, es geht um...« – »Cyberterrorismus«, unterbrach ich ihn. »Offensichtlich«, hakte er genervt ein, »Um genau zu sein – – – »

Diesmal war es ein Warnton, der ihm das Wort abschnitt. Er blickte kurz auf den Bildschirm, dann flitze er urplötzlich um den Schreibtisch herum. »Vielleicht müssen wir das Ganze ein bisschen abkürzen«. Er nahm eine Holzschatulle aus der Schreibtischschublade und schob sie in meine Richtung. »Was soll das denn jetzt, Sir?«, protestierte Snyder.

»Wir haben jetzt keine Zeit mehr für Diskussionen! Rick, du musst dich sofort auf den Weg machen, alles Weitere erkläre ich dir über – – – «

Wieder ein Warnton, doch diesmal kam er anscheinend aus kräftigen Sirenen im Flur. Noch so ein ohrenzerfetzendes Geräusch. »Was zur Hölle – heißt das, die sind schon im Gebäude?!?«, fauchte Taggart in Snyders Richtung. »Nein, Sir... schon auf dieser Etage!«

Jetzt riss Taggart die Holzkiste an seine Brust, weil aus dem

Vorraum ein spitzer Schrei zu hören war – gefolgt von anhaltendem, aber merkwürdig gurgelndem Kreischen. Wie ferngesteuert rannten wir zu dritt durch die Lobby in Richtung Rezeption, wo wir ungläubig stehen blieben. Zwei Männer in zeretzter Bürokleidung hatten sich Ms Raychild geschnappt und rissen ihr ebenfalls die Klamotten vom Leib. Der eine hatte sie am Hinterkopf gepackt und drückte sie herunter, in Höhe seines Schrittes, während der andere am Boden lag und an ihren Fingerspitzen saugte. Dabei durchzuckten die Drei abgehackte, aber synchrone Bewegungen, als würden sie Grupensex machen. Ich dachte an eine Vergewaltigung, aber dazu passte nicht, dass die betreffenden Stellen noch bedeckt waren. Dass ich meinen Fazer gezogen hatte und bereits im Begriff war, auf einen der Männer zu schießen, merkte ich erst, als Taggart meinen Arm zur Seite schubste. In solchen Situationen war mein Körper schneller als mein Geist, doch jetzt sah ich auch, was los war: Snyder war losgerannt und riss den stehenden Mann um. Wer hätte gedacht, dass ein kleiner Held in ihm steckte?

Ich begann ebenfalls, auf die Gruppe zuzulaufen und holsterte währenddessen meine Waffe. Nun sah ich, wie der Mann, mit dem Snyder rangelte, mit weit gespreizten Fingern dessen Gesicht umklammerte. Snyder jaulte auf. Mit merkwürdig abgehackter Stimme rief er: »Protokoll... Überschreibung... Hacker!!!« und auf einmal fielen alle Vier abrupt zu Boden. Snyder zuckte noch ein wenig und starrte mich an. Sabber lief aus seinem Mundwinkel.

Ich verlangsamte meinen Schritt und schaute fragend zu Taggart. Auf einmal registrierte ich bei ihm multiple, rapide ansteigende Stresssymptome – doch bevor ich realisierte, was los war, hatte ich Snyder auch quasi schon an der Gurgel. Er war ansatzlos aus seiner Liegeposition hochgesprungen und versuchte nun schreiend, mein Gesicht zu packen.

Durch die Wucht des Aufpralls kippte ich hinten über, doch noch im Fallen wehrte ich seine hervorschnellenden Hände mit gut getimten Unterarm-Blocks ab. Dann knallte ich unge-

bremst auf den Rücken; mein Fazer rutschte aus dem Holster und schlitterte über den polierten Boden. Ich hatte Snyder inzwischen an den Handgelenken gepackt, aber er war überraschend stark. Ob er Muskel-Stimulanzen oder sogar Implantate nutzte? Verdammt, er würde gleich die Überhand gewinnen... und aus dem Augenwinkel sah ich, wie die beiden anderen Männer sich ebenfalls aufzurappeln begannen. Wo zur Hölle war Taggart?!?

Ein ohrenbetäubender Knall beantwortete meine Frage. Snyders Gesicht verwandelte sich in einen roten Sprühnebel. Sein lebloser Körper fiel nun spannungslos auf mich nieder. Mit einer durch einen gewissen Ekel getriggerten, reflexhaften Bewegung schubste ich ihn weg und drehte mich gleichzeitig auf den Bauch, um einen Blick auf Taggart zu erhaschen.

Breitbeinig stand er da, zu seinen Füßen die Holzschatulle, deren Deckel abgebrochen war und zusammen mit einem roten Samttuch daneben lag. In seinen vorgestreckten Händen hielt Taggart ein dickes, silbernes Rohr. Grottverdammt. Das war eine Smith&Wesson Modell 629 mit einem 8 $\frac{3}{8}$ inch Lauf, Kaliber 44er Magnum. Damit hatte nun die Anti-Cyber-Terrorismus-Truppe ihren hellsten Kopf verloren. Im wahrsten Sinne des Wortes. Und ich musste mir keine Sorgen mehr machen, dass jemand etwas gegen mein 104er Betriebssystem unternehmen würde.

»Danke, Chef!« entfuhr es mir, doch Taggarts Grinsen entgleiste ihm schnell, denn nun war Ms Raychild an der Reihe, sich schreiend auf ihn zu stürzen. Ich versuchte aufzustehen, rutschte aber weg, weil Snyder's Beine immer noch auf mir lagen. Taggart wirbelte herum und feuerte im gleichen Moment einhändig eine weitere Magnum-Patrone ab, doch durch den harten Rückschlag verriss er komplett und taumelte nach hinten, so dass Ms Raychild ihn an die Wand drücken konnte. Ich hatte fast das Gefühl, aus ihren Augen kämen Blitze – aber ich war wahrscheinlich immer noch benommen von der Attacke sowie dem zweiten Schuss, der mir noch lauter vorkam, als der erste, und in meinen Ohren klingelte.

AUTOMATISCHE LAUTSTÄRKEANPASSUNG plärrte mein Musik-UI und drehte den Dubstep-Loop, der gerade lief, auf ein unangenehmes Niveau hoch. *WUB WUB WUB* hallte es durch meinen Schädel, als ich frenetisch nach Snyder trat, um ihn endlich abzuschütteln und meinen Fazer zu erreichen, der einige Meter entfernt vor mir lag.

Taggart war inzwischen an der Wand auf den Arsch gerutscht, während er mit seiner Sekretärin rangelte. Hilflös wedelte er dabei mit der schweren Waffe umher, meine Bewegungsanalyse ergab, dass er sich wohl eine Sehne beim Abfeuern der Kanone angerissen hatte. Plötzlich zielte das Rohr dieses Monsters unangenehm deutlich in meine Richtung, und ein weiterer Knall hallte durch den Raum. Blut spritzte vor mir auf den Boden, aber soweit ich das beurteilen konnte, war es nicht mein eigenes. Nun fiel einer der Angestellten in der Peripherie meines Blickfeldes auf den Boden, und durch den Schreck aktivierte ich wohl unbewusst die Bionik. Bei meinem nächsten Tritt flog Snyders kopflose Leiche dadurch mehrere Meter durch die Luft.

Wieder übernahm mein Körper das Kommando, und während mein Blick an der zuckenden Körpermasse aus Taggart und Raychild hängenblieb, fragte sich mein im Leerlauf befindlicher Verstand, ob die beiden wohl mal was miteinander gehabt hatten. Gleichzeitig machte ich anscheinend eine Vorwärtsrolle, wobei ich halb in der Luft meinen Fazer aufklaubte, bei der Landung dem zweiten Angestellten mit einem gezielten Kopfschuss sämtliche Schaltkreise kurzschloss, mich dann auf dem Arsch um 180° drehte und Ms Raychild ebenfalls präzise erwischte. Durch die Wucht der elektromagnetischen Welle knallte sie an die Wand, doch leider ließ sie ihre Krallen nicht von Taggart, so dass der auch mächtig eine geballert bekam und laut aufstöhnte, während Ms Raychild in sich zusammen sackte.

Ich rappelte mich auf, und mit drei langen Schritten war ich bei Taggart. Er hatte die Augen geschlossen und stank nach

verkockelten Nasenhaaren. »Taggart! Hören sie mich?!?« rief ich und rüttelte an seinen Schultern. Er öffnete langsam die Lider. »Verfluchte Scheiße, Rick... mach' das nie wieder!«

Ich zuckte verlegen mit den Schultern. »Grottverdammmt«, brummelte Taggart und guckte wirr in die Luft. »Mein ganzes UI ist zerschossen. Hab auch keine Verbindung zum Mainframe mehr.«

»Soll ich die IT für dich herbestellen?«, fragte ich, doch Taggart glotzte mich nur blöd an, dann deutete er mit dem Kopf in Richtung Flur. Von dort hörte ich Schreie, zerberstendes Glas und Sirenen. Ich verstand, was er meinte.

»Pass auf, du musst sofort los. Wie du siehst, haben die Terroristen einen sehr effektiven Virus geschrieben. Wir konnten ihre Spuren schon grob zurückverfolgen, der Shor-Algorithmus läuft momentan noch. Hast du mich noch auf den Comms?«

Ich schaltete schon um, bevor Taggart den Satz beendet hatte und hörte seine Stimme sogleich doppelt. »Jau, läuft noch. Gibt also noch Hoffnung, dass du nicht unters Messer musst.« – »Darum kümmern wir uns später. Ich werde mich erstmal per Hardware mit dem Mainframe verbinden.«

Er hob die 44er auf und schlug sich mit dem Griff auf die linke Zeigefingerspitze, die daraufhin krachend abbrach. »Das verdammte Ding klemmt immer«, erklärte er und zog ein Nanokabel aus dem Finger. »Du musst auf jeden Fall in die Slums. Ich update dich unterwegs.« Ich wollte mich gerade schon wegrehen, als Taggart mir seine Elefantepistole hielt. »Die wirst du brauchen«. Ich warf einen nervösen Seitenblick auf Snyder, dessen Kopfinhalt in Trichterform über den schwarzen Steinboden verteilt war. »Die Terroristen sind wahrscheinlich Bios. Da kommst du mit deinem Fazer nicht weiter!«

Irgendwie wurde das ganze immer abstruser, aber jetzt zog Taggart noch ein letztes Ass aus dem Ärmel, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen: »Nimm meinen Gleiter!«

»WAS?!?«, prustete ich los, »ich hab meine Lizenz schon vor 25 Jahren abgegeben!«

»Ja, und die Unfallstatistik hat sich seitdem massiv verbessert. Aber wir haben jetzt keine Zeit. Der Computer macht das schon. Und jetzt los, den Startcode übertrage ich dir gleich. Gib Gas!«

Ich schüttelte den Kopf, und das nicht nur, um die penetrante Werbung für Fahrstunden auf meinem HUD zu unterbrechen, und flitze los. Die Fahrstühle waren natürlich außer Betrieb, und die Alarmsirenen liefen immer noch auf Hochtouren. Ich rannte zum Ende des Flurs, wobei mir auffiel, dass überall irgendwelche Papertablets, zerfetzte Kleidungsstücke und zerbrochene Kaffeetassen herumlagen. Ich trat die Tür zum Treppenhaus auf. Was für eine Scheiße. Ich stürzte mich förmlich die 28 Etagen bis zum mittleren Parkdeck hinunter, als sich Taggart meldete.

»Wirst du angegriffen?«

»Nein, wieso?«

»Du hechelst so!«

»Ich bin nicht mehr 70!«, japste ich, und sprang durch die Tür zum Parkdeck, deren Panzerglas-Bestandteile in feinen Krümelchen den Boden bedeckten. Musste eine Explosion gewesen sein, einige der Gleiter standen in Flammen – und das bei strömendem Regen.

»Hast du die Codes?«, brüllte Taggart mir ins Ohr. START-CODES VERIFIZIERT, plärrte mein UI und ich folgte der Markierung auf dem HUD, um Taggarts Karre zu finden. Ich öffnete die Türen per Remote und sprang hinein. »Südstadt, Slums!« brüllte ich, doch die Gleiter-KI wusste es besser: ZIELORT UNGÜLTIG, SPERRGEBIET! »Okay, Südstadt! Takeoff!«, brüllte ich.

Die Turbinen heulten auf und der Gleiter gewann mit noch offenen Türen an Höhe. Was zum Henker war das für eine Scheißkarre? Ich zerzte am Türhebel, damit es nicht weiter reinregnete. *HOL DIR DEINEN EIGENEN GLEITER!* Generalüberholte – – – verfraggt und zugenagelt, hörte das denn nie

auf? »Taggart, ich hab keine Erlaubnis für die Slums! Was soll die Scheiße?!?«

»Das sind die neuen Anti-Terror-Protokolle. Justins Werk.«

»Und die gelten auch für Sicherheitschefs? Grott sei seiner Hirnmasse gnädig!«

»Ja, ja, ich lass' das nochmal überarbeiten. So, Freigabe erteilt.«

»Slums!« sagte ich nochmal und der Gleiter änderte minimal den Kurs. Als die Hochhausschluchten vorbei zogen und den Blick auf die majestätischen Weiten der glitzernden Stadt freigaben, war ich kurz beeindruckt. Sehr kurz, denn ich wusste ja: es war ein Drecksloch.

Wir flogen gerade über die Harrodzeile, und da unten war die Hölle los. Menschen rannten und stolperten übereinander, rissen sich die Klamotten herunter und rammelten sich scheinbar die Seelen aus dem Leib. Der Teil mit den Seelen stimmte vielleicht sogar: Ich fragte mich, was durch den Hack mit dem Bewusstsein der Betroffenen passierte. *SIE SUCHEN NACH DEM SINN? FRAGEN SIE GURU BRAHMI* – – – Grott und Donnerwetter! In der verdammten Innenstadt durfte man wirklich gar nichts denken, wenn man nicht mit Werbung überschwemmt werden wollte.

Und ja, ich gebe es zu. Wegen dieser verdammten Pornogeschichte hab ich damals meine Einstellungen verändert. Dann kam das dicke SocialTec-Update, was ich nicht mitgehen konnte aufgrund meines 104er Systems, und seitdem funktioniert der Werbeblocker nicht mehr. Aber die Blamage, mit diesem Problemchen zu den IT-Jungs zu gehen, konnte ich nicht ertragen. Wirklich eine blöde Situation. Obwohl, irgendwie war die Erfahrung mit den haushohen Milchbrüsten die Sache vielleicht auch wert.

Bevor ich noch die Geotags der nächstgelegenen Laktase-Studios wegblinzeln konnte, holte der Gleiter mich abrupt in die Realität zurück. Und zwar mit einem so harten Ausweich-

manöver, dass mir fast mein Nutrigelee wieder hochkam. Um ein Haar wurden wir von einem abstürzenden Hoverbike gerammt. Durch die kurzfristige Schräglage des Gleiters konnte ich hervorragend beobachten, wie das Ding mit einer bläulich schimmernden Explosion in einen Wohnblock krachte. Diese Piezo-Akkus brannten wirklich wie Zunder. Der Gleiter war jetzt wieder auf Kurs, doch der Blick nach vorne brachte mir den nächsten Schreck ein. Der DeutschGeld-Tower stand in Flammen! Diese Terroristen hatten wirklich ganze Arbeit geleistet.

»Und das sind wirklich Bios?«, fragte ich in die Comms, »Aus den Slums?«

»Ja, wir müssten die genaue Ursprungsposition in wenigen Minuten haben.«

»Nein, ich meine, dass müssen doch absolute Code-Genies sein, und ultradicke Hardware ist auch für so was nötig. Woher haben die Lizenzen für Quantenprozessoren?«

»Vom Schwarzmarkt oder was weiß ich! Du siehst doch, was hier los ist. Stell' mal die Landekoordinaten auf den Tapirprospekt. Ein eSWAT-Team ist schon unterwegs, um dich da zu treffen!«

Ich gab dem Gleiter die Adresse und wunderte mich nach der Kurskorrektur, wie dicht diese Dinger heutzutage an Gebäuden entlang fliegen. Vielleicht täuschte der Eindruck auch durch die vielen AR-Overlays, die die Eigentümer auf die Fassaden legten. Es war viel Werbung dabei, aber auch die Optik der Häuser an sich wurde stark durch Grafikprojektionen verbessert. War natürlich günstiger als 10.000 Liter Farbe. Da kam mir ein Gedanke. »Könnte das Ganze nicht ein Ablenkungsmanöver sein?«, fragte ich Taggart.

»Überlass das mal unseren Strategen. Das wichtigste ist, dass du das Laufwerk der Terroristen sicherstellst und so schnell wie möglich alles hochlädst! Jede Sekunde zählt, wir müssen diesen Wahnsinn stoppen!«

Langsam wurde mir das mit diesen Assoziationen zu viel. Genau in dem Moment, als das Wort »stoppen« fiel, stellte ich fest, dass wir auf ein massives Hindernis zurasten! Der Gleiter steuerte auf eine Lücke zwischen einer Brücke und einem Skywalk zu, nur dass diese Brücke durch einen massiven Jumbo-truck versperrt war. Blaue Blitze zuckten um das Fahrzeug, anscheinend hatte er einen Kabelstrang mitgenommen und war durch die elektromagnetische Entladung nun für die Sensoren des Gleiters unsichtbar!

»MANUELLE KONTROLLE«, schrie ich und packte den Steuerknüppel. Genau auf so einen Scheiß hatte ich keinen Bock gehabt. Ich riss den Flitzer nach oben, genug, um über den Truck hinweg zu kommen. Aber leider auch gleichzeitig zu viel, um nicht mit dem Skywalk zu kollidieren. Funken regneten auf das Panoramadach herunter, bevor mit einem ekelhaften Geräusch ein gutes Stück der Kanzel abgerissen wurde. Ich versuchte, nach unten auszugleichen, doch jetzt prasselte mir erstmal Regen mit ca. 90 Stundenkilometern ins Gesicht, ganz zu schweigen von dem eiskalten Fahrtwind. Ich duckte mich hinter die Konsole und leitete einen gerade noch vertretbar schnellen Sinkflug ein, wobei ich zu spät merkte, dass mein Kurs durch einen stetigen Strom aus Lieferdrohnen führte. Ich nahm zwei, drei von den Dingen mit und hätte von einem orangen Rotorblatt fast einen neuen Kurzhaarschnitt verpasst bekommen. Der Funkenflug aus der linken, vorderen Turbine deutete ganz stark darauf hin, dass auch dort so ein Teil eingeschlagen war. Eine weitere Kaskade aus Warntönen piff mir um die Ohren, und ich konnte gerade noch so »NOTLANDUNG« rufen, als sich das Luftkissen auch schon ausbreitete, fast im selben Moment durch die Wucht des Aufpralls platzte, und ich endgültig mein Frühstücksjelly auskotzte.

So schmucklos habe ich wirklich noch nie gekotzt. BAM knallte der Gleiter auf den Boden, und genau in dem Moment schoss eine extrem kompakte Fontäne aus meinem Mund, die einen Sekundenbruchteil später auch schon wieder aufhörte. Ich wischte mir reflexhaft über den Mund, aber da war nicht ein bisschen Feuchtigkeit. Die ganze Grütze hatte sich keilför-

mig auf der Motorhaube verteilt und ich musste unwillkürlich an Snyder denken. Als ich staksigen Schrittes aus dem Wrack des Gleiters stieg, bemerkte ich erst das fiese Klingeln in meinem Kopf. Ein Tinnitus aus der Hölle. Aber als Nanji's Beat die dazu passende Geschwindigkeit annahm, klang es eigentlich ganz interessant.

»Tagg', dein Flitzer ist hinüber«, krächzte ich mit brüchiger Stimme, während ich mich über das HUD orientierte. »Scheiß drauf«, kam die lapidare Antwort, »Wenigstens hast du festen Boden unter den Füßen. Du bist schon in der Südstadt. Lauf einfach geradeaus, siehst du die große Straße da?«

Ich sprintete los, als schräg vor mir etwas auf den Boden aufschlug. Musste wohl ein Teil des Gleiters oder einer Lieferdrohne sein. Aber nein, es zuckte und war... ein Mensch! Ich schaute nach oben; auf einem Balkon stand Jemand und schrie um Hilfe. Nun stürmten weitere Personen durch die offene Tür, und es gab eine kurze Rangelei – bis das Gelände nachgab, und die Menschentraube kreischend in die Tiefe stürzte. Ich hatte wirklich keine Zeit für diesen Scheiß und versuchte, MeEvac zu kontaktieren. Aber alle Kanäle waren dicht. Eigentlich musste ich weiter. Aber ich hatte ja schließlich immer noch mein originales Herz, also machte ich ein paar Schritte auf den ächzenden Haufen aus Körperteilen zu.

Plötzlich löste sich eine Figur aus der Masse, und sprang auf die Füße, genau so, wie es Snyder getan hatte. Instinktiv zog ich meinen Fazer, doch nun tat die Gestalt etwas Unerwartetes: Sie streckte die Hände mit gespreizten Fingern gen Himmel und schrie aus voller Kehle. Es war ein merkwürdiger, metallisch klingender Schrei mit Obertönen wie ein antiker A/D-Koppler. Irgendeine Resonanz traf dieser Ton bei mir, das UI flackerte kurz. Ich wollte gar nicht wissen, was als nächstes passieren würde, und drückte ab. Der Freak machte einen unwillkürlichen Rückwärtssalto und blieb liegen.

Nun hatte ich erst recht keine Lust mehr, nach der Person zu schauen, die um Hilfe gerufen hatte – es sollte sich aber auch herausstellen, dass meine eigene Uhr tickte. Denn wie

durch den Schrei getriggert, flogen plötzlich überall Türen und Fenster auf und weitere Freaks kamen kreischend angerannt. Ich holsterte den Fazer und begann, mit bionischer Unterstützung zu rennen. So hatte ich bald ein gewisses Sicherheitspolster zwischen mich und die Irren gebracht, doch ihr frenetisches Geschrei lockte immer neue Verfolger an. Und machte mir Kopfschmerzen. Ich drehte die Musik auf. *TWÄÄÄÄNGwäng wäng*, ein schönes Reso-Synth-Arpeggio, passend zu meiner Schrittgeschwindigkeit.

Während ich die Straße hinunter hetzte, die Taggart mir angegeben hatte, sah ich überall Zerstörung und wild zappelnde und rammelnde Menschen. Hin und wieder kreuzten auch kreischende und quietschende, offensichtlich noch nicht infizierte Individuen meinen Weg. So Leid es mir tat, war ich doch jedes Mal erleichtert, dass sie meine Verfolger ablenkten und mir so ein bisschen Luft verschafften. Jetzt bekam ich einen Geomarker von Taggart, schlug einen Haken und sprang über einige Hydrokanäle. Das sollte mir etwas Ruhe verschaffen. Dachte ich. Aber als ich einen Supermarkt passierte, zersprang die komplette Glasfront und eine ganze Horde von den Spinnern stürzte heraus. Verfriggte Scheiße!

Aber jetzt hatte ich eine Idee. Ich bog in eine schmale Gasse ab und scannte nach elektromagnetischen Impulsen. Und da war auch schon der gesuchte Verteiler-Knotenpunkt! Ich rannte an dem summenden Schaltkasten vorbei, dann drehte ich mich um und feuerte... Ein riesiger, blauer Blitz war die Folge, dessen Verästelungen sich über alle leitenden Materialien fortsetzten. Inklusiv der bemitleidenswerten ersten Reihe der Flitzer-Freaks.

Ich warf im Weiterrennen noch mal einen kurzen Blick nach hinten, da hatte sich bereits ein regelrechter Körperhaufen gebildet. Alles zuckte und blitzte, und der Durchgang war komplett versperrt. Aber was zum Henker war jetzt los, um mich herum starben in einem Funkenregen sämtliche Laternen ab, und die Wohnblocks wurden dunkel. Da musste ich wohl eine

Hauptader erwischt haben. Upps.

Nachdem ich fast in einem Rattennest gelandet wäre, schaltete ich auf Infrarot und hetzte weiter. Irgendwas stimmte aber mit dem Sensor nicht, ich hatte eine Menge Dropouts und fühlte mich desorientiert. Ich rannte durch ein Gewirr aus engen Gassen, immer dem Geomarker folgend. Der Regen hatte inzwischen nachgelassen, aber durch die Feuchtigkeit wurde es nun schnell neblig.

»Hast du die Jungs schon auf dem Schirm?«, hörte ich Taggart fragen. »Negativ«, keuchte ich, »hier ist alles stockfinster!«

»Aber was ist mit den Cop-IDs?« wunderte sich Taggart. Aber da war nichts - nada, niente.

»Rechts von dir müsste die MEZ stehen!«

Da hatte er Recht. Der Truck mit der Mobilien Einsatzzentrale stand auf einem kleinen Marktplatz. Und da vorne bewegte sich doch etwas im Nebel – ich schaltete die Thermalkamera zu, und tatsächlich – die markanten Umrisse der eSWAT-Uniformen waren klar zu erkennen. Aber warum wurden die Cops nicht auf meinem HUD markiert? Die Antwort lag auf der Hand, aber ich Idiot schaltete erst, als ich den ersten Kollegen fast am Hals hängen hatte. Die ganze Truppe wankte bedrohlich auf mich zu; die waren alle schon infiziert!

Ich schaffte es gerade noch so, den Fazer zu ziehen, aber da prallte ich auch schon gegen den Brustpanzer des Sergeants. Ich hielt ihm den Lauf ans Kinn, realisierte aber gerade noch: wenn ich jetzt abdrücken würde, wäre ich selbst ein paar Sekunden gelähmt. Und das würde reichen, damit die anderen sich auf mich stürzen könnten. Der Sergeant stieß nun ebenfalls diesen widerlichen Schrei aus, und seine Männer, die sich hinter ihm schnell näherten, stimmten mit ein.

Mein Fluchtreflex war genau das richtige, denn als ich mich auf den Rücken fallen ließ, kam mir der Gedanke an eine klassische Lösung. Ich trat dem Sergeant kräftig hinter sein Sus-

ponsorium, und die plötzlich spitze Modulation seines Schreis bestätigte mir, dass ich die Kronjuwelen voll erwischt haben musste. Ich feuerte eine Doppelladung zwischen seinen Beinen hindurch und traf den Hintermann, von dem sich ein Lichtbogen sowohl auf den Sergeant als auch auf die nachfolgenden Kollegen ausbreitete. Ich machte eine Rückwärtsrolle und röstete den letzten verbleibenden eSWATter. Heute machten sie dem E in ihrem Namen wirklich alle Ehre. Arschgeigen.

»Rick, was ist los? Warum dauert das alles solange?!?«

»Deine Jungs sind Toast«, grunzte ich, »wie geht's jetzt weiter?«

»Wir haben die Location«, jubelte Taggart, »ich schicke dir einen Marker. Quasi die letzte Häuserzeile vor Offline, slumiger geht's gar nicht mehr!«

Der Geomarker blitzte auf, und ich rannte wieder los, natürlich nicht, ohne die dampfenden Uniformen auf dem Boden um einige Fazerbatterien zu erleichtern. Und die würde ich auch gleich dringend brauchen. Ich rannte durch einen Vorort, wo es zumindest wieder Strom gab. Trotzdem waren die Straßenlaternen funzelig und hatten vor allem gegen die schreienden AR-Styles der klapperigen Familienhäuser nichts zu melden. »Individualität« wurde hier groß geschrieben und – – *TRAILER-TIFFY'S EKLEKTISCHES EMPORIUM HAT GERADE AUSVERK* – – ja, ja, bin mir sicher, dass die meisten Bewohner hier Stammkunden bei Tiffy waren, so scheiße wie das hier aussah. Weihnachtshütten, Comic-Butzen und Pixelpaläste... und die kreativen Einwohner dieser Machwerke durfte ich auch gleich kennen lernen. Denn als die ersten auf der Straße herumzappelnden Freaks mich gesehen hatten, gab es wieder ein Schreikonzert gefolgt von einem Massen-Marathon.

In vollem Lauf schoss ich ein paar Triples in die dichtesten Gruppen und schaltete damit meist vier, fünf von den Nervensägen aus, aber das war nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Meine Beine meldeten bereits Kühlprobleme und ich musste

mir in vollem Lauf in der Hose herumfummeln, um eine der Fazerbatterien als zusätzliche Stromquelle anzuschließen. Als ich die nächste Kreuzung hinter mir gelassen hatte, wurden die AR-Fassaden deutlich weniger, und ich ahnte, wohin die Reise ging. 100 Meter weiter und die Beleuchtung wurde noch sporadischer. Ein schneller Blick zurück bestätigte mir, dass auch die meisten meiner Verfolger an Tempo verloren. Der Grund war ganz offensichtlich: Ich hatte den äußeren Rand der Netzabdeckung erreicht.

»Taggart, ich bin gleich dunkel!« Doch aus den Comms kam bereits nur noch eine Art hochfrequente Granularsynthese zurück. Ein weiterer Neuzugang in der Reihe aus unglaublich trommelfellzersetzenden Akustiksignalen, die ich heute zum ersten Mal in meinem Leben wahrnehmen durfte.

Im lockeren Laufschrift näherte ich mich dem Ende der Straße. Über Thermalsicht untersuchte ich die heruntergekommenen Häuser, die hier standen. Es war mir aber schon klar, dass hier niemand wohnte. Viel zu dicht an den Slums. Vermutlich gehörten die Grundstücke alle Spekulanten, die auf den Tag warteten, wo die Bios noch ein paar Quadratmeilen zurück gedrängt werden würden.

Als ich mich der letzten Kreuzung näherte, zoomte ich an den Befestigungszaun heran. Die Grenze der Zivilisation. Und da klaffte ein ordentliches Loch. Also dezent waren die Terroristen nicht gerade vorgegangen. Ich verlangsamte meinen Lauf und aktivierte die Trittschallkontrolle. Flüsterleise näherte ich mich jetzt dem letzten Haus in der Straße. Und da war es: Vorsichtig flackerte zunächst eine dunkelrote Schattierung auf, die sich beim Näherkommen in eine menschliche Silhouette entwickelte.

Das Farbspektrum schob sich über rot und orange zu gelb, und nun konnte ich glasklar erkennen, dass die Person eine sitzende Haltung angenommen hatte und mutmaßlich ein Keyboard oder Tablet bearbeitete. Ganz schwach zeichneten sich außerdem die Konturen von zwei Wänden ab, die zwischen uns

lagen. Ich war jetzt fast an der Eingangstür, und der Hacker saß wahrscheinlich im Wohnzimmer. Durch die Stärke seiner Wärmeabstrahlung konnte ich davon ausgehen, dass die Wände dünn und keine Hindernisse im Weg waren.

Ich zog die 44er, Taggarts Anweisungen in dieser Hinsicht waren ja recht klar. Ich musste nur zusehen, dass der Täter keine Zeit hatte, seine Daten zu löschen. Ich überlegte, einen Kopfschuss zu platzieren. Doch was, wenn die Kugel doch ein wenig abgelenkt werden würde? Das Ziel war zu klein, um einen Treffer durch die Bausubstanz zu garantieren. Außerdem verspürte ich ein merkwürdiges Kribbeln bei dem Gedanken daran, dass ich hier ein Wesen vor mir hatte, das tatsächlich noch auf komplett biologische Art und Weise entstanden war. Ohne künstliche Befruchtung, ohne genetische Selektion, ohne In-Vitro-Mods. Genau wie ich, also.

Ich beendete diese Überlegungen, indem ich auf den Torso zielte und abdrückte. BÄM. Was für ein Rückstoß, ich taumelte einen guten Meter rückwärts. War tatsächlich so abgelenkt, dass ich vergessen hatte, bionische Stabilisierung zu nutzen. Aber wann schießt man auch schon mal mit so einem Elefantentöter?

Jetzt trat ich die Tür ein und durchquerte die vermüllte Behausung mit langen Sätzen. Der Terrorist lag auf der Seite, etwa anderthalb Meter von seinem Terminal weg, das mit dem Hauptstrang des Hauses festverdrahtet worden war. Der aufgesägte Glasfaserbaum hing flackernd aus der Wand und tauchte den feuchten Raum in ein bizarres Farbenspiel. Ich packte den Hacker am Kragen und holte mit dem Griff der Waffe aus.

»Das Spiel ist aus, du ...«, schrie ich, doch ich stockte, als ein Lichtschein das Gesicht erhellte. Es war eine junge Frau, die schützend eine blutverschmierte Hand vor ihre Augen hielt. Abgefragte Hölle, sie sah meiner Tochter verdammt ähnlich. Oder besser gesagt, dem Bild von ihrer Totenmaske, das ich auch heute, fast 50 Jahre nach der Beerdigung, nicht aus meinem Kopf kriegte. Aufgebracht schubste ich das Mädels gegen die Wand, wo sie mit schmerzverzerrtem Gesichtsausdruck in

sich zusammen sackte und sich die Wunde hielt. Ich hatte sie anscheinend im Magenbereich erwischt. Sehr schmerzhaft. Aber wären nicht zwei Wände dazwischen gewesen, könnte ich sie jetzt wohl nicht mal mehr ver hören.

»Was soll die Scheiße? Warum macht ihr so was?!?«, herrschte ich sie an. »...F- Freiheit!« stammelte sie. »FREIHEIT?!?«, lachte ich und schüttelte den Kopf. »Was soll das sein?«

Ich zerschlug mit der 44er die Frontverkleidung ihres Rechners und zog die Platte heraus. Dann steckte ich sie an den Datenport meiner linken Hand.

»Du brauchst das nicht kopieren«, sagte die Kleine. Ich drehte den Kopf in ihre Richtung und versuchte, ziemlich böse zu gucken. »Das soll mal das Ministerium entscheiden.«

»Klar...«, sagte sie krächzend, »aber die brauchen die Daten nicht. Die haben die Scheiße doch programmiert.«

Irgendwo in meinem Kopf platzte eine Synapse. »Wie bitte?!?« stieß es aus mir hervor. Warum war ich überhaupt so höflich zu dieser Person? Und was sollte das?

»Das meine ich mit Freiheit... die Menschen werden unterdrückt...«, quälte sie hervor. »Das habt ihr euch doch selbst zuzuschreiben!«, platzte es aus mir heraus, doch sie erwischte mich schon wieder eiskalt:

»Ich meine nicht uns. IHR werdet unterdrückt!«

Jetzt spuckte sie einen Schwall Blut aus, erinnerte mich an meine Jellykotze von vorhin. Das Mäd el kippte vornüber und verdrehte ihre Augen, die Lider flatterten. Ich packte sie am Genick und verpasste ihr einen Supressionsschock. Ihr Oberkörper verkrampfte sich ruckartig, während sich untenrum alles entspannte. Wie immer öffneten sich dabei die Schließmuskeln. Aber sie hatte jetzt andere Probleme, als sich dafür zu schämen.

»Was... was war das?«, flüsterte sie. »Ein Elektroschock«,

erklärte ich. »Ich habe dich unterhalb der Brust gelähmt. Damit du keine Schmerzen mehr hast«. Mein Emoscanner glaubte, in ihrem Augenaufschlag einen Hauch Dankbarkeit wahrzunehmen.

»Also, du wolltest gerade sagen...?«

Sie reckte stolz das Kinn hoch und blickte mich fest an.

»Die Gleichschaltung. Die Propaganda. Das ist alles Gehirnwäsche, merkst du das nicht? Bei euch sehen alle gleich aus. Fragst du dich nicht, wieso? Da geht es nicht um Gerechtigkeit und Chancengleichheit. Es geht darum, Hemmschwellen zu senken. Und durch die ganzen Implantate werdet ihr perfekt kontrollierbar. Wie Vieh werdet ihr gezüchtet.«

»Und wenn schon«, sagte ich, »unsere Erde hat nicht mehr viel zu bieten. Da muss man eben Kompromisse eingehen. Im Endeffekt sollen nur alle ein gutes Leben haben.«

Sie warf mir einen angewiderten Blick zu. »Okay, auf unserer Seite vom Zaun«, fügte ich hinzu.

»Und wo ist für dich die Grenze«, fragte sie, »wenn die Regierung die Menschen zu Zombies umprogrammiert, die aufeinander losgehen?«

Ja, das war irgendwie zu viel. Ich streckte die 44er drohend in ihre Richtung aus. »IHR habt das auf dem Kerbholz! Weißt du überhaupt, wie viele Leute da heute draufgegangen sind bei eurem feigen Angriff? Ihr Blut klebt an DEINEN Händen!«

Anscheinend war ich nicht sehr furchteinflößend, denn sie fing hysterisch an zu lachen und hob langsam ihre blutverschmierten Fingerspitzen. »DAS Blut hier? Das ist mein Blut! Und das nennst du feige? Ich wusste, dass das hier ein Trip ohne Wiederkehr ist...«

»Gratuliere«, sagte ich. Der Kopiervorgang war inzwischen abgeschlossen, ich schleuderte die Platte gegen die Wand. »Du siehst doch aus wie ein nettes Mädel. Hättest doch was aus deinem Leben machen können. Stattdessen gehst du solchen Rattenfängern auf den Leim«, schwadronierte ich.

»Genau, ich hätte ja heiraten können und zuhause putzen und kochen und so 'ne Scheiße! Schon klar, dass du auch so 'ne Machosau

bist. Denkst du auch den ganzen Tag nur an Pornos?«

Und wieder sagte ich es: »Wie bitte?!?«

»Mann, das ist Gedankenkontrolle, diese ganze Werbung, die Cranialimplantate... der Quatsch mit dem Geklacker, und dass man dagegen Musik hören muss; ich wette, dir haben die auch was erzählt, dass es bei dir wegen deinem dicken Schädel so laut ist!«

Ich zuckte unweigerlich zusammen. Irgendwie hatte sich wohl ein Nerv in meinem Rücken eingeklemmt.

»Die Musik, das ist pure Ablenkung, Emotionskontrolle – merkst du nicht, wie unkonzentriert du oft bist? Akustische Trigger fürs Bewusstsein... ist dir nie aufgefallen, dass manche Musiker so dermaßen unproportionale medizinische Upgrades kriegen? Die Kunst der Neurowellen-Modulation – – –« sie stieß plötzlich hart auf, und Blut lief ihr aus dem Mund. Doch als ich dachte, sie würde endlich die Klappe halten, fing sie sich wieder.

»Und überhaupt, diese Zombie-Geschichten!« – »WAS?!?«

»Ja, hast du dich noch nie gefragt, was aus den Vampiren geworden ist? Werwölfen? Aliens? Monstern? Seit Jahrzehnten gibt es nur noch Zombies, Zombies, ZOMBIES! Humanoide, aber hirnlose, gesichtslose ‚Feinde‘, bei denen es als Riesenspaß dargestellt wird, sie abzuschlachten! Ebenfalls soziale Programmierung, um Hemmschwellen zu senken! Die schwören euch ein, nehmen eure physische Individualität und gaukeln euch vor, dass an deren Stelle eine psychische Selbstbestimmtheit herrscht – aber die können sie mit einem einzigen Klick abschalten! Das hast du doch selbst gesehen! Dann machen sie unerwünschte Gruppen zu Zombies, die dann von anderen Gruppen mit Begeisterung nieder gemacht werden! Das muss aufhören!«

Ich musste schlucken. Mein Mund war irgendwie trocken. Das Klingeln in meinem Schädel schwoll auf ein unerträgliches Niveau. Und auf einmal krümmte sich mein Zeigefinger. BÄM. Die junge Frau schrie auf, ich hatte sie unterhalb der lin-

ken Schulter erwischt, ihr Oberarm hing nur noch an ein paar Sehnen fest und baumelte ansonsten krank herunter. Ich war fassungslos. Sie ließ sich zur Seite fallen und griff mit ihrer rechten Hand in einen Haufen schimmeliger Kartons. Ich hörte einen kurzen Bestätigungston und begriff: Dort war ein zweiter Rechner versteckt.

»ICH WOLLTE DAS NICHT«, schrie ich, »DAS WAR MEIN KÖRPER – Das passiert sonst nur, wenn – – –»

Sie richtete sich mit großer Mühe nochmal auf und schaute mich an. Unsere Augen trafen sich, sie wusste, dass sie jetzt gleich sterben würde. Es herrschte für einen Moment Stille, ich nahm nichts wahr, außer ihrem unglaublich offenen Blick. Dann kam von draußen wieder einer dieser unmenschlichen, elektronischen Schreie. Er klang entfernt, steigerte sich aber zu einer merkwürdigen Surround-Kakophonie.

»Du erinnerst mich an meinen Dad...«, stammelte sie mit dem Versuch eines Lächelns, »Du hast nur eine Chance; Kurz... Ku... uh«.

Ihre Muskeln erschlafften ruckartig und sie fiel in sich zusammen, den Kopf begraben in dem Müllberg. Ich machte einen Satz auf sie zu und rutschte auf die Knie. »Sag mir wenigstens deinen Namen!«, schoss es aus mir hervor. So ein Bullshit. Wieso sollte mich das interessieren? Den Bioscans zufolge war sie sowieso mausetot. Ich angelte das Tablet aus dem Müll. Offensichtlich hatte sie die Zombie-Protokolle verändert: »Offline Mode« stand da... und »homing«... und überall auf dem Screen waren helle Punkte, die sich schnell der Bildmitte näherten. Es war eine Sattelitenaufnahme, und ich hatte schon eine gute Ahnung, was sich in der Bildmitte befand.

Ich, verdammt!

Ohne lange zu überlegen rannte ich auf die Straße. Vielleicht hätte ich mich lieber im Haus verbarrikadieren sollen? Zu spät. Ich registrierte überall Bewegung; aus Richtung der Vorstadt kamen hunderte von den Freaks angerannt. Und einige

von ihnen waren schon verdammt nah. Wo ich die Magnum schon in der Hand hatte, ballerte ich den Ersten über den Haufen. Danach klickte es nur noch. Sechs Schuss, das Ding war leer, verdammt.

Ich wirbelte herum und begann, auf das Loch im Zaun zuzurennen. Das würde die Kranken hoffentlich aufhalten. Auf allen Vieren robbte ich auf die andere Seite und befand mich nun auf einer Brachfläche; dreckiger Boden ohne jegliche Vegetation. Ich rannte. Überall ragten Überreste ehemaliger Zivilisationsgüter aus der Erde. In einem kleinen Erdloch knickte mir halb der Fuß weg, was mich erschreckte. Natürlich lief ich ungebremst weiter, erhöhte sogar noch das Tempo, aber nicht, ohne fortan völlig verkrampft den Weg vor mir zu scannen. Doch urplötzlich fiel die Infrarotsicht aus – einfach weg, alles Rabenschwarz!

Schon blieb ich irgendwo hängen und flog im hohen Bogen in den Matsch. *RESERVESTROM. IR-KAMERA: DEAKTIVIERT. TS-KAMERA: DEAKTIVIERT. EM-KAMERA: DEAKTIVIERT. BIONIK: DEAKTIVIERT.*

Verfraggter Grott und Donnerdrott! Warum denn ausgerechnet jetzt?!? Ich starrte angestrengt auf den Boden, langsam gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit, die nur von fahlem Mondlicht durchdrungen wurde. Noch auf den Knien lugte ich über meine Schulter. Die schwachen Laternen auf der anderen Seite des Zauns kamen mir jetzt richtig hell vor.

Aber eigentlich galt mein Interesse den Zombies: die waren zwar zu blöd, das Loch zu finden, aber inzwischen rottete sich da ein Körperhaufen zusammen. Konnte sich nur noch um Minuten handeln, bis die ersten oben drüber kletterten. Hoffentlich brachen sie sich dabei alle Knochen!

Ich richtete mich auf, wobei mich ein stechender Schmerz durchzuckte. Irgendwas war mit meinem linken Unterschenkel. Fast automatisch griff ich an mein Holster – doch der Fazer war nicht da! Ich musste ihn bei meinem Sturz verloren haben. Panisch fischte ich in dem trüben Wasser. »Bitte, bitte, bitte«, murmelte ich – mit wem sprach ich da? Wurde ich jetzt etwa

noch religiös, auf meine alten Tage. Oder auf meine letzten Minuten? Aber wieso auch immer, meine Hände stießen auf eine wohlbekannte Form und ich zog den Fazer aus dem Wasser. Die Bereitschafts-lampe leuchtete fröhlich. Ein Glück war das Ding wasserdicht!

Den Schmerz hatte ich schon wieder vergessen, und ich richtete mich ohne jegliche Vorsicht auf – ein Fehler. Fühlte sich so an, als würde jemand meine Wade mit einer brennenden Klinge durchsägen! Wenigstens war damit meine aktuell dringendste Frage beantwortet. Ich sah nämlich gerade fassungslos mit an, wie ein Segment des Sicherheitszaunes wie in Zeitlupe vornüberkippte. Sollte ich die Fazer-Batterie für die Bionik benutzen, oder um zu schießen? Ersteres war mit meinem lädierten Bein leider keine Option, die Schmerzen würde ich keine fünf Minuten durchhalten. Ich müsste Elektrostimulanz verwenden, was viel zu viel Energie zieht.

Für den Moment wendete ich erst mal den Blick von den Zombies ab und schleppte mich ein paar Meter weiter, so gut es ging. Langsam entwickelte ich eine Technik, wie ich auftreten konnte, ohne dass die Schmerzen allzu höllisch waren. Hinter mir schwoll jetzt wieder das kybernetische Kreischen an, ich hatte es fast schon ein bisschen vermisst. Vor mir war hingegen... gar nichts. Es ging bestimmt 10 Meter in die Tiefe, ich konnte den Boden unter mir kaum erkennen. Nur das bisschen Wasser einiger Pfützen glitzerte im Mondlicht. Wahrscheinlich war hier mal eine Müllhalde geplant. Dann war es ja nur passend, jetzt hier ein bisschen Elektroschrott zu produzieren. Inklusiv meiner eigenen Wenigkeit. Ich legte den Zeigefinger auf den Abzug und der Fazer begann, sich aufzuspulen.

Und da waren sie auch schon: die kreischenden, sabbernden Irren, ihre zerfetzten Klamotten nun mit Matsch besudelt. Es mussten Hunderte sein. Ich fing an zu feuern. 5, 10, 15 von ihnen fielen zuckend in den Dreck. 16, 17, und das war's. Die Batterie gab auf. Ich packte den Fazer beim Lauf und schlug mit dem Griff zu. Das beschissene Plastik war nach zwei Knockouts schon am zerbröseln. Ich dachte an die 44er, die da

hinten in irgendeiner Pfütze liegen musste. Wenigstens war das Modell 628 aus rostfreiem Stahl. Was für ein nutzloser Gedanke. Hatte aber wahrscheinlich etwas mit dem Thema Vergänglichkeit zu tun, was mich gerade aus gegebenem Anlass sehr beschäftigte.

Als ich umgerissen wurde, dachte ich an Sarah – meine Tochter. Dabei wurde mir plötzlich klar, dass ich nun nicht mehr ihre Totenmaske vor meinem geistigen Auge sah. Stattdessen lächelte sie mich milde an, mit den schwarzen Augen der Hackerin. Während diverse IO-Ports an den Enden aller möglicher Körperöffnungen in mein Gesicht klatschten, dachte ich an die letzten Worte des Mädels. Sagte sie nicht, dass ich eine Chance hätte...?

»Kurz...« meine Lippen formten ihre Worte nach. Was konnte sie gemeint haben? Ein Zucken ging durch meinen Körper, einer der Freaks hatte mir eine externe Stromversorgung in meine Aux-Buchse gerammt.

KURZSCHLUSS! Das hatte sie sagen wollen! Ich versuchte, die Masse aus Körpern, die auf mir lag, ein bisschen zu verlagern, um an meine Hose zu kommen. Ich griff mir ans Suspensorium, zog den leeren Fazer-Akku heraus, und rupfte ihn mitsamt dem Kabel heraus. Das zog ich so weit hervor wie möglich, was mir unerhörte Schmerzen im Unterleib bescherte. Ich biss die Zähne zusammen und brachte alle meine Kraft auf, um auch meinen anderen Arm frei zu bekommen. Die Freaks rissen, rammelten und tatschten weiter an mir herum. Mit Tränen in den Augen riss ich mir auch die Aux-Buchse ein paar Zentimeter aus dem Körper und startete die Tunneling-Protokolle, um sämtliche Hardware-Schutzmechanismen zu deaktivieren.

Mit einem verzweifelten Seufzer führte ich die Kabel ruckhaft zusammen. **KURZSCHLUSS – KRITISCHE ÜBERSPANNUNG IMMIGRANT** erschien auf meinem HUD und mir war klar, dass das wohl das Letzte war, was ich dort jemals lesen würde. Ein erster Ruck ließ meinen Körper wie ein Brett verkrampfen. Funken sprühten aus der Buchse, und durch die Wucht meiner Muskelkontraktion gerieten die

Zombies um mich herum ins Wanken. Ich sprang auf, reckte den Kopf in die Höhe, spreizte meine Fingerspitzen und riss den Mund weit auf.

BZZZZZ... ein Kribbeln schoss durch meine Finger und alle anderen Ports und elektrifizierten Glieder und sprang von Körper zu Körper. Die Holoprojektoren spuckten Farbkaskaden aus, die Datentransmitter erzeugten quantendynamische Ströme. Aus meinem Mund drang ein zunächst kehliger Laut, der sich einige Sekunden lang über Phasenverschiebungen zu einem hochfrequenten Kreischen aufspulte – Digitales Feedback aus der Hölle. Und dann: WUMMM... eine elektromagnetische Schockwelle fegte mich und all die Freaks von ihren Füßen. Ich wette, den Lichtblitz konnte man bis zum Turm der Staatssicherheit sehen. Ich verlor das Bewusstsein. Game Over.

* * *

Irgendwas kitzelte mich. Es waren die ersten Sonnenstrahlen des Morgens, die sich durch die Smogschichten kämpften. Ein unwirkliches, gelbes Licht. Ungefiltert. Ich schaute mich um, die ganze Branche war mit Körpern übersät. Viele waren noch KO, manche schnarchten sogar. Andere murmelten vor sich hin oder krochen schon auf allen Vieren davon. Unsicher stand ich auf und blickte in Richtung der Sonne; in die Senke vor mir. Einige Wolken schimmerten zart-rosa vor dem gelblichen Himmel. Irgendwie herrschte eine erhabene Atmosphäre. War ich nur so froh, noch am Leben zu sein? Nein, es war etwas anderes. Und dann fiel sie mir auf: Die Stille! In meinem Kopf war es absolut ruhig. Ein herrliches Gefühl. Aber auch kein Wunder. Sämtliche Elektronik war hinüber, Millionen von Credits aus Steuergeldern vernichtet. Ich blickte in die Ferne und konnte etwas ausmachen, dass Behausungen sein konnten. Jedenfalls stiegen dort feine Rauchsäulen auf, so als würden die Bios zum Frühstück Kaffee kochen. *Echten* Kaffee.

Ich machte mich auf den Weg, denn dort war mein neues Zuhause.

UNSERE AUTOREN

Gioal Canestrelli:

Gioal Canestrelli, 1980 in Rom geboren. Hat einen Universitätsabschluss in Historischer Literatur und veröffentlicht entsprechende Werke. In Italien erschien zuletzt sein Buch über keltische Kriegsführung mit dem Titel

»I Celti e l'Arte della Guerra dal V al I secolo a.C.«.

Wal Friman:

Wal Friman wurde 1966 in Finnland geboren. Er begann mit dem Schreiben im Jahr 1985, als ein Freund die Idee zu einer Film-Geschichte hatte, in der ein roter Porsche gestohlen wird. 1998 suchte Wal eine neue Wohnung und stellte fest, dass das Appartement direkt über dem Fenster, wo der Porsche in der Geschichte gestohlen wird, frei ist. 1999 stellt Wal die zweite Überarbeitung fertig und verlässt das Haus – wo genau an der Stelle ein roter Porsche steht. Im Jahr 2013 schließt Wal die Arbeiten an seinem Drehbuch zufrieden ab.

Fabienne Gschwind:

Fabienne Gschwind ist Chemikerin und Dozentin. Neben der Forschung schreibt sie leidenschaftlich gerne Romane. Ihr Erstlingswerk war die Fantasy-Trilogie »Scadenweld«, die im Jahr 2010 veröffentlicht wurde.

Weitere Veröffentlichungen bei Kindle:

Scadenweld: Schattendimension / Machtherrschaft

Scadenweld: Grössenwahn

Kalle Max Hofmann:

In der Filmbranche ist Kalle Max überwiegend für visuelle Effekte zuständig. Seine Leidenschaft für das Geschichten erzählen machte ihn außerdem zum Autor und Regisseur eigener Stoffe. Ebenso schreibt er für Zeitschriften wie Gamereactor, [ple:] oder das Deutsch Magazine und ist als Romanübersetzer tätig, zuletzt für »Die letzte Plage« von Francis Paul Wilson, die im Luzifer-Verlag erschienen ist.

Will Hofmann:

Jahrgang 1949. Hofmann begann in seinen Jugendjahren zu schreiben.

Erste Veröffentlichung 2011, »Abenteuermond« - ein Kinder-Science Fiction. Will Hofmann ist inspiriert von Edgar Allan Poe, Guy de Maupassant, Stanislaw Lem und vielen anderen, also von den Bereichen Grusel, Fantasy und Science Fiction. Seine Werke lassen sich deshalb diesen Genres zuordnen.

Die *ganze Geschichte* zu »Glückwunsch zum Geburtstag, Zombie« sowie weitere Veröffentlichungen sind bei Kindle erschienen.

Kilian Manning:

Der sagenumwobene Filmemacher und Creative-Commons-Aktivist lebt Gerüchten zufolge auf einer Insel. Seine Schriften und Gedanken zur digitalen Gesellschaft verbreitet er über das Internet. Auch beim Filmemachen zieht er die Fäden als Regisseur mit Hilfe von Videokonferenzen, Chats und Telecastings aus tausenden von Kilometern Entfernung.

Xander Morus:

Xander Morus wurde 1975 in Berlin geboren und wuchs mit John Sinclair, Stephen King und der Mauer auf. Nach der Schule arbeitete er beim Fernsehen als Redakteur und Autor.

Neugierig lenkte er seine Kreativität auf das Schreiben von Kurzgeschichten und kleinen Romanen.

Als alle nach Berlin zogen, verließ er es und studierte in Bayern Germanistik, Anglistik und Psychologie. Er arbeitet momentan an einer Universität.

Seit 2011 veröffentlichte er die Zombie-Serie »Zeit der Zombies« und mehrere Novellen.

Weitere Werke wie »Die Insel« und »Satan« sind bei Kindle erschienen.

Angela Ruggero:

Hat kürzlich den Studienabschluss in Nordischen Sprachen und Literatur erreicht und hat eine Leidenschaft für Science Fiction, Geschichte, Schreiben und Reisen.

Außerdem ist sie die aktivste Userin von Wreckamovie.com!

Andreas Stetter:

Zur Schreiberei kam Andreas wie die sprichwörtliche Jungfrau zum Kinde. Auf die dringende Bitte des Betreibers des bekanntesten und beliebtesten Heavy Metal-Portals in München startete Andreas seine Karriere als Musikjournalist.

Im Jahre 2010 war die Zeit reif für das nächste Kapitel. Mit Untot: Dämmerung entstand ein Zombieroman, der anfangs als tägliche Fortsetzungsgeschichte auf dem Blog wissenstattglauben.blogspot.com veröffentlicht wurde.

Weitere Werke, wie der Untot-Ableger »1943«, sind bei Kindle erschienen.

Bonus-Material der Print-Ausgabe

**BERLIN ZOMBIE CITY:
Geschichten aus dem Stadtbezirk**

(Annähernd hochdeutsche Version)

von Kalle Max Hofmann

Scheiße, es war mal wieder so weit. Die Gestalt stand direkt vor mir und guckte mich dusslig an. Ich fragte mich, ob ich mich jemals an diesen Anblick gewöhnen würde. Es war ja nun nicht so, als ob es das erste Mal wäre. War ja nicht so, als ob mich großartig irgendwas schocken könnte. Die andern machten sich immer fast nass, wenn sie dran waren mit Essen holen. Ich nicht. Mir machte das nichts aus. Ich war ja nun auch nicht auf den Kopf gefallen. Kümmernte mich nicht mal wenig, dass es in Kaufhäusern und Supermärkten immer düster war, selbst am helllichten Tag. Weil die Kranken konnten ja auch nicht viel besser sehen als wir. Nur Hören und Riechen, da hatten sie uns einiges voraus. Aber letzteres war sogar eher zu meinem Vorteil. Wenn man auf ein paar Regeln achtete, denn wurde man nicht gebissen. Ach was, Regeln - Gesunden Menschenverstand nenn ich das! Aber ich war nach all den Jahren auch einfach mit allen Wassern gewaschen. Die Stadt war mein Revier, und das Leben war für uns eigentlich sogar besser geworden, seit die Kranken aufgetaucht sind. Ich wusste, wie ich mit denen umzugehen hatte. Aber dieses Wesen, das mich da jetzt mit wirren Augen anguckte, das war immer wieder ein Schock.

Die Haare zerzaust und verfilzt, dito der ungepflegte Vollbart. Die Klamotten zerfetzt und dreckig. Sah man schon von weitem, wie das stinken musste. Eine Haut wie gegerbtes Leder. Pockennarbig und einfach verwahrlost. Der Blick leicht verwirrt, ich weiß nicht, guckten diese Augen überhaupt in die gleiche Richtung? Das war er eben, Heinz Karatscha. Das war ich.

Langsam gehe ich auf den Spiegel zu, den Blick immer noch auf diesen Ritter von trauriger Gestalt geheftet. Ich bin ein Penner, 'n Landstreicher, auf Trebe. Hat mich nie gestört, das auszusprechen. So isses eben. Aber mich selbst so zu sehen, es lässt mich immer wieder zusammenzucken. Und dann geht es auch schon los mit diesen Gedanken. Als müsste ich mich rechtfertigen, erscheint quasi vor meinem geistigen Auge ein Publikum, imaginäre Normalos, denen ich meinen Werdegang schildern muss.

Wenn es nur mal im echten Leben dazu gekommen wäre. Wenn mich nur einmal einer gefragt hätte, warum ich da sitze und bettle. Warum ich so aussehe. Ist aber in all den Jahren nie vorgekommen. Die Leute hetzen einfach vorbei, tun so als würden sie einen gar nicht wahrnehmen. Die pure Ignoranz. Selbst die, die was in den Hut werfen, schaffen es irgendwie, einen dabei nicht mal anzugucken. Manche ringen sich ein gequältes Lächeln ab, aber selbst die Leute gucken dabei sonst wohin. Meistens zur Seite. Über mich rüber. Durch mich durch, als wär' ich Luft. Warum sie mir überhaupt was geben, ist mir schleierhaft. Ich denke mal, überwiegend ist es schlechtes Gewissen. Wieso eigentlich? Weil es denen besser geht? Weil sie vor mir Angst haben? Wahrscheinlich am ehesten, weil sie alle genau wissen, wie ihr eigenes Leben auf der Kippe steht. Ja wirklich, ich glaube die, die etwas geben, sind noch am ehesten die, die selber nicht viel haben. Die, die genau wissen: Wenn sie jetzt den Job verlieren oder die Miete erhöht wird, kann es zack, zack gehen und denn sitzen die an meiner Stelle. Und dann denken sie vielleicht, soll ihnen doch auch einer was geben. So nach dem Motto Karma und so. Aber anscheinend haben da nicht viele dran geglaubt.

Dabei muss ich leider ganz ehrlich zugeben, aus meiner Sicht hat das sehr viel mit Karma zu tun, was hier passiert ist. Mit Schuld und Sühne, liebe Freunde. Und da bin ich bestimmt nicht der erste, der das als eine Art biblische Plage sieht, wie die Kranken hier innerhalb von ein paar Wochen die sogenannte Gesellschaft quasi in der Luft zerfetzt haben.

Apropos zerfetzen, war da gerade ein Geräusch? Jawohl, da ist es wieder: das altbekannte Fiepen. Ratten. Na soll mir recht sein. Zu fressen werden die hier aber nichts mehr finden, schätze ich. Alles

schon leergeplündert. Ich hingegen hab es auf andere Beute abgesehen. Muss nur noch die richtige Abteilung finden, in dem schieß Shoppingparadies hier. In der kurzen Zeit, wo man alles einfach umsonst mitnehmen konnte, war das vielleicht wirklich sowas wie ein Paradies. Na wie gesagt; das ging alles ruck-zuck.

Vielleicht kam es mir auch nur so vor, als ob das `ne Sache von ein paar Tagen war; in unserer Station kriegt man eben nicht alles mit. Die Station, das ist so ein kleines Bahnhäuschen an der S-Bahn-Linie 2, zwischen Yorckstraße und Südkreuz. Da gab es schon immer `ne Menge solcher verfallener Baracken, wo sich keiner für interessiert. Unsere Station war ziemlich am Rand vom Gleisbett, fast direkt am Hang, schon ziemlich zugewachsen. So konnte man von keiner Seite aus direkt Einblick nehmen.

Ich selbst wäre nie auf die Idee gekommen, dass da jemand wohnt. Aber eines kühlen Herbsttages hab' ich eben Wolle beobachtet, wie er im Gebüsch verschwunden ist. Im ersten Moment dachte ich; klar der will da sein Geschäft machen. Aber als er nicht mehr wieder kam, hat mich das schon interessiert. Ich also hinterher, und dann seh' ich hinter dem Gestrüpp das Loch im Zaun. Ich also hindurch, und erstmal ausgerutscht auf dem ausgetretenen, matschigen Trampelpfad. Als ich dann runtergeschlittert bin, haben die Dosen und der ganze Krempel in meinen Taschen so ein Getöse gemacht, dass mich unten alle schon empfangen haben. Alle drei kamen angerannt: Wolle, Horst und Trude. Die ist erstmal abgegangen wie Schmidts Katze unter Hempels Sofa: »Was willst du hier, du dreckiger Penner, zisch ab sonst gibt's `nen Satz warme Ohren!«

Ich musste mich erstmal aufrappeln und hab' sie von oben bis unten angestarrt. Dann hab ich in meinen Mantel gegriffen und erstmal meine stolze Beute von letzter Nacht hervorgeholt: Eine fast fabrikneue Flasche Goldkrone! »Wozu warme Ohren, wenn man auch Feuer im Rachen haben kann?«

Da kriegte Trude große Augen. Keine Ahnung, ob das meiner piekfeinen Ausdrucksweise geschuldet war, oder dem edlen Tropfen in meiner Rechten.

»Hui, na ein ordentliches Feuer haben wir hier auch brennen!«,

brabbelte Wolle mit 'nem festlichen Glanz in den Augen, »willst du dich nicht zu uns gesellen?«

Horst machte jetzt 'nen Schritt auf mich zu und strecke mir die Hand entgegen. »Mensch, du bist doch Heinz, oder? Willst du jetzt den ganzen Tag auf dem Boden sitzen bleiben?« Er packte meinen linken Arm und zog mich hoch, während ich versuchte, mit der Goldkrone balancierend das Gleichgewicht zu halten.

»Heinz? Angenehm – ich bin Trude.« Hier machte also eine der wenigen Pennerfrauen grinsend 'nen kleinen Knicks vor mir, als wär' ich der Kurfürst. Ich reckte die goldbekrante Faust in die Höhe und rief »na dann prost Mahlzeit!« und wenig später saßen wir alle zusammen um ein kleines Lagerfeuer, das in einem alten, verrußten Waschbecken brannte. Direkt in der Mitte der Station, denn darüber war ein Loch im Dach, wo der Qualm durchziehen konnte.

»Nette Hütte habt ihr hier«, sagte ich anerkennend. »Manchmal zieht es ein bisschen«, sagte Wolle und deutete nach oben, »aber wenigstens können wir so nicht ersticken an dem Qualm«. Ich schaute ihn wohl ein bisschen belämmert an. »Na die Yorck-Jungs von der S1!« blökte Trude, »die hatten sich auch so'n Häuschen klar gemacht. Aber im ersten Winter sind drei von denen verreckt«. »Kohlenmonoxid. Rauchvergiftung«, ergänzte Horst. »Also, bei uns kann es zwar reinregnen, aber jeder hat seine eigne Kuschelecke«, schloss er und deutet mit einem Nicken in den Raum. Und Tatsache, in jeder Ecke war sowas wie ein Nachtlager aufgebaut. Alte Matratzen, Schlafsäcke, das volle Programm. In einer Ecke stand sogar eine Blumenvase mit ein paar welken Rosen, das war bestimmt Trudes Schlafstätte. Und einer von den Jungs hatte ein paar Bilder an die Wand getackert; kein Pornokram, aber schon Damen in erotischen Posen. Die anderen bemerkten wohl, wie mein Blick in der letzten Ecke hängenblieb. Da standen bloß paar leere Kartons.

Horst warf einen prüfenden Blick auf die Goldkrone. Wir hatten die Pulle schon fast leer. Er guckte die anderen an, und die guckten zurück. Da wurde mir auf einmal klar: er war der Chef hier. Wahrscheinlich war er es sogar, der den Zaun aufgesägt hatte. Horst nickte, und Trude räusperte sich.

»Das war dem Professor seine Ecke gewesen. Wir mussten ihn abholen lassen. Schon 'ne Weile her«. Die Männer senkten den Blick.

Ich wusste, mehr würde ich zu dem Thema nicht erfahren. So war das, wenn man unter sich war. Ich verstand, was mir hier angeboten wurde, und nickte anerkennend. »Wo macht ihr euer Geschäft?«, wollte ich noch wissen. Jetzt grinste Wolle breit. »Du wirst es nicht glauben. Direkt hinter'm Haus hat Horst ein Rohr aufgebrochen. Fließend Wasser. Du machst rein, und schon ist gespült. Nur abputzen musst du noch selbst!«

»Das ist echt ein Traum«, fügte Trude schwärmend hinzu. »Gut«, nickte ich, »ihr seid `ne feine Truppe«. »Aber jeder trägt hier seinen Teil bei«, gab Horst zu bedenken, »und wir stimmen über alles ab. Meine Stimme zählt doppelt. Das ist einfach so. Und wer mich Hotte nennt, fliegt raus«. »Abgemacht, Horst!«, sagte ich ernst. »ihr könnt mich sogar Heini nennen, wenn's sein muss«. »Willkommen, Heini«, sagte Trude feierlich, und Wolle reichte mir die Pulle mit dem letzten Schluck Goldkrone weiter.

Damit war also die Station mein Zuhause geworden. Und alles lief erstmal gut. Wir waren ja zu viert und haben uns immer aufgeteilt. Aber nicht mehr mit Betteln. Das ist echt nur was für Anfänger, oder die, die sich selbst komplett aufgegeben haben. Was natürlich nicht wenige sind, denn wieso sonst würde man auf der Straße leben? Eigentlich gibt's ja dafür nur zwei Gründe. Der wichtigste ist: Man ist allein. Keine Familie, keine Freunde. Wobei ich sagen muss, selbst wenn man welche hat, können die auch mal ganz schnell weg sein, wenn's einem richtig dreckig geht. Und die andere Sache, na ja, das ist halt ein Dachschaden, mal auf Deutsch gesagt. Also psychische Probleme, Depressionen, Schizophrenie und so weiter. Manche haben einfach einen an der Waffel, haben `nen Schuldkomplex oder Versagensängste, und die suhlen sich dann halt richtig im Elend des Bettelns. Aber nicht wir von der Stationstruppe. Okay, ich muss zugeben, ich weiß nicht, was die Anderen für Gründe haben. Unter uns war immer klar: darüber sprechen wir nicht. Klar, es gibt auch welche, die leiern den ganzen Tag ihre Leidensgeschichte rauf und runter. Das ist für manche vielleicht sogar der einzige Antrieb. Aber wir waren ja Profis. Und Profis halten sich an die Supermärkte.

Wer jeden Monat ein festes Gehalt kriegt, geht wahrscheinlich naserümpfend an den abgelaufenen Produkten vorbei, die im Kühlregal

in der Gift-Ecke liegen. Kauft kaum einer, das Zeug. Dabei heißt das ja nicht ohne Grund »mindestens haltbar«. Aber egal, um so besser für uns. Denn jeder Markt hat seine festen Tage, wo die das Zeug entsorgen. Wer Bescheid weiß und dann zur rechten Zeit am richtigen Ort ist, kann einfach die Mülltonne leermachen, und davon lässt sich gut leben. Wir hatten uns sogar auf zwei Märkte beschränkt, diejenigen in unserer Umgebung mit dem größten Durchsatz und den regelmäßigsten Zeiten. Die müssen da echt `nen Dienstplan für die Azubis gehabt haben oder sowas: »Donnerstag, 20:30, Müll rausbringen«. So war jede Woche einer von uns zweimal dran mit abholen, das haben wir stilecht mit 'nem alten Einkaufswagen durchgezogen. Mit weniger als halbvoll kam man mit dem Ding nie zurück, so manchen Tag hat kaum alles reingepasst. Ja, und dann hatte man erstmal drei Wochen frei. Die restliche Zeit konnten wir relaxen, philosophieren und auch mal Ausschau nach Goodies halten. Schnaps und so. Nee nee, wir waren keine Alkis, aber gerade zur kalten Jahreszeit ging nix darüber, sich so'n bisschen einen anzudusel'n. Und denn gab es natürlich noch Holz zu sammeln und zu Wasser holen. Das Holz war überall an den Hängen aufzuklauben, und Wasser hatten wir drei alte Plastiktanks, die uns jeden Sonntag der Pfarrer vollgemacht hat. Das war denn wohl seine gute Tat am heiligen Feiertag.

Aber ich schweife ab. Den Spiegel aus der Klamottenabteilung hatte ich lange hinter mir gelassen, aber wenn das Kopfkino erstmal läuft, denn läuft es. Ich sah Penner-Heinze nun in jeder Oberfläche: In leergemauerten Aluregalen, dicken Kochtöpfen, und natürlich in den Mattscheiben der größten Flachbildglotzen. Denn das waren ja keine »matten« Scheiben mehr, sondern auf Hochglanz polierte, rahmenlose Glasscheiben. Wer sich das wohl ausgedacht hat... da sieht man doch mehr sich selbst als alles andere? Na, ich bin ja zum Glück nie in die Verlegenheit gekommen, auf so 'nem Teil fern zu sehen. Trotzdem sind die Glotzen so 'n bisschen Symptom für meinen Ausstieg. Richtig, ich hatte weder `nen Dachschaten, noch `ne schreckliche Tragödie erlebt, noch war ich wider Willens arbeitslos geworden. Ich hatte nur einfach keinen Bock mehr auf den ganzen Trubel. Die sogenannte Gesellschaft. Alles nur Big Brother, Geiz is' Geil und Doofmann sucht den Superscheiß. Wie die Leute sich zum

Affen machen, um irgendwie ein Leben wie n' Abziehbild zu führen, war mir schleierhaft. Jämmerlich. Sich totbuckeln damit andere in Saus und Braus leben, und dann noch Schulden machen, um so `ne klägliche Parodie von deren Hochglanzleben zu haben. Dann wird man permanent vollgedröhnt im Radio und TV mit Crazy Frog, DJ Bobo und natürlich WERBUNG. Das hab ich zuerst abgeschafft, Glotze und Radio... dann auch keinen Bock mehr gehabt auf Politik... die korrupten Schweine. Warum soll ich für die den Arsch hinhalten? Wozu Arbeit, Miete, Krankenversicherung und angebliche Rente? Damit ich dann mit 70 tot umfalle vom Herzinfarkt wegen dem ganzen Stress? Nee danke, Freunde. Nicht mit old Heinze!

Boah, was war das auf einmal für'n Gestank? Für ein Rattennest schon fast zu heftig. Ich will's ehrlich gesagt gar nicht wissen. Scheint aus der Spielzeugabteilung zu kommen. Da gibt's sowieso nichts für mich. Nur Propaganda für die ganz Kleinen, mit der die schon ihre Kindheit verbringen sollen. Als Kinder erwachsene Arbeitsbienen zu »spielen«, das nenne ich pervers.

Aber nun ist das ja sowieso alles Geschichte. Die Kranken haben geschafft, woran sogar Weltkriege gescheitert sind: Die komplette Auslöschung sämtlicher Strukturen, und das noch in Rekordzeit. Auf meiner letzten Tour vor dem Tag X hatte ich schon gemerkt: Es lag was in der Luft. Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Überall Leute mit Mundschutz unterwegs, viel weniger Menschen als sonst auf der Straße. Aber dafür alle noch viel hektischer als normal. Und ich hatte sogar das Gefühl, ich werde doch mal anguckt. Aber nicht so, wie ich mir das vorgestellt hatte. Nicht als Mensch, sondern als Gefahr. Ich wurde regelrecht angestarrt, auf höchst uncharmante Art und Weise. Ich wusste dann ja auch bald, wieso. Aber da hatte ich dann erstmal drei Wochen frei, so dass ich gar nicht mitbekommen habe, wie sich das alles zugespitzt hat. Witziger Weise hatte ich nämlich genau in der Zeit den Spleen entwickelt, ich könnte doch am Hang mal ein paar Pflanzen anbauen. Damit wir mal was Frisches haben, nicht immer nur den angesammelten Salat und das totgespritzte Obst aus dem Container. Also hab ich von meinen Ersparnissen ein paar Samen im Baumarkt geholt. Lief auch nicht schlecht.

Obwohl es ja schon recht kühl war, haben sich bald die ersten Sprossen gezeigt. Ich war aber auch von früh bis spät beschäftigt. Die Anderen meinten derweil schon, dass sich was zusammenbraut und draußen höchst bedrückte Stimmung herrscht. Ich wollte dann den einen Tag nochmal losgehen, ein paar Planen holen, für den Fall, dass es schon frostet. Und da war auf einmal der Teufel los. Leute mit Koffern rannten herum, schreiende Leute, panisch am Telefon, die Straßen zugestopft mit Autos, überall Hupen, Reifengequietsche, Sirenen und der ein oder andere Auffahrunfall. Ich bin natürlich sofort wieder umgedreht, keinen Bock auf so 'nen Stress. Schon gar nicht, wenn die Cops aufkreuzen. Na ja. Die kommen jetzt wohl auch nie wieder, die Kollegen. Aber ich vermisse sie nicht, wenn ich ehrlich bin.

Geen Abend wurde denn alles noch wilder. Überall Sirenen, hier und da Rauch am Himmel. Wir haben ja von unserer Station echt nur ein kleines Fenster von Berlin im Blick. Aber denn fiel es mir auf: Es fuhren keine Züge mehr! Normalerweise hören wir ja alle zwei Minuten das Rattern von der S-Bahn, und wenn mal ein ICE vorbeidonnert, spürt man richtig die Vibrationen. Aber nun war Sense. Ich horchte in die Stille, und die Anderen wussten spätestens, was los war, als ich aufgesprungen bin und Richtung Gleise lief. Inmitten des Gleisbettes blieb ich stehen und dachte ich seh' nicht richtig: Der Potsdamer Platz stand in Flammen! `Ne fette Rauchsäule, die sah fast aus wie ein Atompilz. Dazu Hubschrauber und natürlich die omnipräsenten Sirenen. Plötzlich wurde mir klar, dass ich mit offenem Mund dastand, und ich riss mich los. Die Anderen hinter mir waren genauso berührt wie ich. Also, nicht dass wir uns falsch verstehen, ich konnte diesem feuchten Yuppie-Traum aus Stahl und Glas nie was abgewinnen. Hat zu Berlin gepasst wie'n Splitter in ein Auge. Aber das war einfach zu viel, das war zu krass. Den Anblick würde ich meinem übelsten Feind nicht wünschen. Tja, und Hotte ist an dem Tag nicht nach Hause gekommen. Klar, unter uns haben wir ihn Hotte genannt. Gesehen hab ich ihn danach nie wieder.

Es war ganz klar, dass Hotte einfach nur riesiges Pech hatte; er muss zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen sein. Denn so skurril sich das anhört: Wir Penner hatten es noch am besten von allen. Weil so krass gestört die Kranken auch waren, und was immer dieses Virus

oder was es auch immer sein mag mit ihren Gehirnen anstellt - auch wenn sonst alles weg ist, an Gedächtnis und Fähigkeiten, außer Jagen und Fressen - uns ignorieren sie fast genau wie zu Lebzeiten, wenn man das so nennen will. Ich weiß nicht, ob das nur am Geruch liegt. Meine Theorie ist: Das war bei denen so tief drin, wenn ein Penner ins Blickfeld kommt, wegzugucken, das kriegt auch der härteste Bazillus und der fieseste Parasit nicht weg. Und damit hat sich für uns quasi die Welt auf den Kopf gestellt.

Weil: die Kranken sind einfach völlig außer Kontrolle. Gehen auf alles los, was nicht bei drei auf'm Baum ist, beißen ihre eigenen Frauen und Kinder. Und wer so einen Biss überlebt, wird selber einer von denen. Klar, dass die sich ausbreiten wie die Karnickel. Gerade in den Ecken, wo am meisten los ist, ging es am heftigsten zur Sache. Viele haben auch zu Anfang gedacht, sie gehen am besten in ein Krankenhaus, weil man da behandelt werden kann, oder in 'ne Polizeiwache, weil man da am sichersten ist. Klar, dass da innerhalb von Tagesfrist alles aus den Nähten geplatzt ist. Vor allem aber war so 'ne Ansammlung von Menschen das reinste Festbankett für die Kranken. Übel, was sich da abgespielt haben muss. Die Regel »viele Menschen = viele Kranke« hat sich überall bestätigt, und so kam es auch zu dem Massaker am Potsdamer Platz, wo am Ende alles in Flammen stand. Auch noch so ein Thema: Die Autos. Bei uns gibt es ja nicht wie im Ami-Land an jeder Ecke 'nen Waffenladen, aber auch mit so 'ner Karre kann man viel Unheil anrichten. Die Leute sind alle durchgedreht und dachten, wenn sie erstmal aus der Stadt raus sind, ist alles wieder gut. Aber bei dem Versuch haben sich so einige totgefahren. An manchen Ecken gibt es hier regelrechte Autopyramiden, und auch die Bürgersteige sind voll mit den Wracks, unter denen wiederum diverse Skelette vor sich hinschimmeln. Übel.

Aber bei uns in der Station gilt das genaue Gegenteil: Auf 'nem Bahndamm gibt es in der Regel keine Menschen, zudem ist er quasi hermetisch abgeriegelt. Eben gerade zu dem Zweck, damit nicht irgendwelche Trottel auf die Gleise rennen. Klar, über die Bahnhöfe käme man theoretisch auf die Schienen. Zum Glück wurde aber der Zugverkehr recht früh eingestellt und die fleißigen Mitarbeiter der Bahn haben da noch ordnungs- und gewohnheitsmäßig alles zugeperrt. Das heißt, wir mussten nur noch unser Loch im Zaun verram-

meln und denn hatten wir erstmal Ruhe. Also nicht so direkt Ruhe im Sinne von Stille, denn wie gesagt: Sirenen, Schreie und sogar Schüsse haben uns quasi rund um die Uhr begleitet, bis es dann nach einer Woche ruhiger wurde. Bis dahin hatten wir eigentlich keine Ahnung, was überhaupt los ist, aber glaubt mir... Bei so einer Klangkulisse will man das gar nicht wissen und ist froh, mit dem Ganzen nichts zu tun haben zu müssen.

Trude und Wolle hatten am ersten Tag noch versucht, Hotte zu finden, aber sie haben schon nach wenigen Metern gemerkt, dass hier die Kacke so richtig am Dampfen ist. Trude hat sich, glaube ich, noch lange Vorwürfe gemacht, als langsam klar wurde, dass wir Hotte nie wiedersehen würden. Aber vereinzelt kamen dann einige unserer Kollegen vorbei. Wir von der Stationstruppe hatten ja schon einen gewissen Bekanntheitsgrad, zumindest im Bezirk. Und da haben uns dann einige berichtet und uns das gesamte Ausmaß von dem Schlamm klar gemacht. Es gab sogar Gerüchte, dass die Stadt bombardiert werden soll! Wir haben auch mal den einen oder anderen Jet am Himmel gesehen, da hat man sich dann schon Gedanken gemacht. Aber ehrlich gesagt: Ich blicke dem Gevatter Tod relativ entspannt entgegen. Wieso auch nicht, ich habe schließlich nichts zu verlieren, und vor allem keine Leute, um die ich mich kümmern muss, oder die mich nennenswert vermissen würden. Am härtesten stell ich es mir vor, wenn man selbst Kinder hat und in den letzten Augenblicken dann weiß: Für die wirst du nun nicht mehr sorgen können. Selbst wenn die schon erwachsen sind und alles super läuft - dass du nicht mehr sehen kannst, wie sie sich weiter entwickeln und was sie noch alles erleben werden und so... Aber ich selbst? Na ja, was soll da sein. Wenn ich tot bin, denn bin ich nicht mehr da. Denn merk ich ja nichts mehr. Keine Schmerzen, keine Sorgen. Ein schlauer Mensch hat mal gesagt, wenn man tot ist, ist das genau wie bevor man geboren wurde. Und ich könnte jetzt nicht sagen, dass mir dieser Zustand irgendwie unangenehm war. Nun gut, ist ein verrücktes Gedankenspiel, aber wie gesagt: unterm Strich lässt mich der Sensemännchen relativ kalt.

Deswegen hab ich mir auch als erster freiwillig gemeldet, als unsere Vorräte zur Neige gingen. Dann kam erstmal 'ne recht wilde Zeit. Es war natürlich einerseits krass, die ganzen Leichen und das

Elend zu sehen. Aber auch irgendwie ein leicht perveres Machtgefühl, weil wir halt überlebt hatten. Schwer zu beschreiben. Eben waren wir noch der Abschaum, die Versager, und auf einmal die Kings der Welt. Klar, das Ganze war auch gruselig und nicht zuletzt gefährlich, wegen den Kranken. Aber da war es tatsächlich exakt so, wie es unsere Besucher geschildert hatten: Die sind immer nur sehr halbherzig auf uns losgegangen. Logisch, als der erste von den Freaks schreiend auf mich zugerannt ist, da ist mir nicht nur das Herz in die Hose gerutscht. Da kam auch ein bisschen Land mit, sozusagen. Aber ein paar Meter, bevor ich den am Hals hatte, ist er auf einmal abgedreht. Irgendwie so, als würde er auf einmal merken: das ist nix zu fressen. Vielleicht lag es wirklich, wie Trude meinte, daran, dass unser Gestank auch so ein bisschen was von Verwesung an sich hatte. Jedenfalls haben wir uns irgendwann den Spaß gemacht, wenn so 'ne Bande ankam, uns in der alten Pose im Schneidersitz hinzusetzen, Hut auf'n Boden als wollten wir Betteln, und dann das Schauspiel zu genießen. Außer, dass den Freaks der Sabber aus'm Mund lief und die meisten voll mit Blut waren, war es original das Feeling wie zu unsern Bettelzeiten. Die wanken einfach vorbei mit ihren komischen Zombieplänen, Zombiejobs und Zombieeinkäufen - genau wie vor der Seuche. Eins zu eins. Na ja gut. Ist vielleicht jetzt nicht ganz so witzig, wenn man's nicht selber kennt.

Trotzdem, am Anfang mussten wir echt aufpassen. Essen und alles konnte man sich jetzt zwar einfach aus den Geschäften holen, die meisten Türen oder Scheiben waren ja freundlicherweise schon von Plünderern eingeschlagen worden. Trude und Wolle hatten aber die Hosen voll, die haben sich nicht in die Läden reingetraut. Haben lieber das Zeug aus den Autos rausgeholt. Die waren meistens auch reich beladen, aber nicht weit gekommen. Aber für mich war das nichts, weil da so viel persönlicher Kram von den Leuten dabei war, und natürlich die Leichen. Oft auch Kinder. Da hab ich mich lieber auf meine Instinkte verlassen und mich in den dunklen Konsumtempeln rumgedrückt. Oder besser gesagt, die Instinkte muss man eigentlich ignorieren, wenn man überleben will. Weil erstmal kriegt man es im Halbdunkel natürlich mit der Angst zu tun. Also wäre das normalste, sich in die Schatten zu drücken, ins richtig Dunkle, wo einen keiner sehen kann. Und dabei versuchen, keinen Laut von sich zu

geben. Das Problem ist aber: Genau da im Dunkeln, wo man nichts sieht, da kann schon einer von denen hocken! Gerade, wenn bei denen der Akku leer ist, können die tagelang völlig regungslos irgendwo rumliegen. Und dann vielleicht doch aus Langeweile oder Gewohnheit zuschnappen, Pennergestank hin oder her. Und leise sein ist auch nicht wirklich ratsam. Dann wissen die zwar nicht, dass du da bist - aber du weißt auch nicht, ob von denen einer da ist! Also schmeiß' ich immer erstmal ein paar Töpfe um, und wenn sich dann nix tut, ist auch keiner da.

Wenn nun aber doch mal einer kommt, wird's teilweise schon haarig. Wie gesagt, die meisten Kranken kommen dann schreiend angeannt, und drehen auf den letzten fünf Metern ab. Und im Gegensatz zum ersten Mal, wo ich mir fast eingemacht habe, steh' ich jetzt immer mit meiner Machete im Anschlag da. Einem musste ich echt mal auf Armlänge den Schädel zertrümmern. War nicht schön. Aber nach meiner Statistik kommen 99 von hundert erst gar nicht so nah 'ran. Es gab sogar einige, die haben sich 'n paar Meter vor mir einfach auf den Boden fallen lassen, und dann einfach nur noch so da dagelegen. Weil die Freaks sind trotz allem nur Menschen aus Fleisch und Blut. Trinken müssen sie komischerweise verdammt wenig, und ich hab sogar schon welche von denen Gras fressen sehen. Hilft aber auch nichts, nach vier bis sechs Wochen ohne Frischfleisch sind die Kollegen hinüber. Ich hab mal einen in 'ner Telefonzelle eingesperrt und das beobachten können. Klingt vielleicht gemein, aber ich musste es einfach wissen. Und Mitleid hab ich mit denen auch nicht, die fressen schließlich ihre eigenen Kinder. Gut, wenn man mal ehrlich ist, haben manche von diesen verdammt Yuppies das auch schon zu Lebzeiten gemacht. Im übertragenen Sinne. Kannibalen waren das, auch ohne Viren und so.

Aber damit ist ja nun auch langsam Schluss, ich hab schon seit Wochen keinen einzigen mehr gesehen von den Freaks. Nur nachts hört man sie noch vereinzelt jaulen. Auf der anderen Seite ist aber auch die Stadt so als Konzept ziemlich zu ende. Alles bröckelt schon, und die Vorräte sind quasi so gut wie alle. Dafür kommt die Natur zurück. Inzwischen bin ich aber am Ziel meiner heutigen Reise angekommen: Der Gartenabteilung. Und siehe da, hier gibt's noch 'ne

ganze Menge Setzlinge. Mal schauen... das meiste ist schon abgelaufen, aber das ist fast noch egal. Ist zwar weniger Ausbeute, aber es kostet mich ja auch nur ein Lächeln. Ich grinse also zufrieden in mein eigenes Antlitz, was mir auf 'nem Alu-Blumentopf entgegen guckt. Stört mich diesmal gar nicht so.

Wie lange war ich jetzt hier in dem Laden drin? Lass' es zehn Minuten gewesen sein, seit ich da in den einen Spiegel geschaut habe. Ab dem Moment die ganze Zeit dieses Kopfkino. Als müsste ich hier irgendwem etwas erklären oder als wär ich was schuldig, müsste irgendwas beichten oder 'n Geständnis ablegen. Das ist tief drin, dieses Schuldgefühl, das uns allen schon im Kindesalter eingeimpft wird. Und durch meinen Lebenswandel, so nenn' ich das jetzt mal, hat sich das bei mir noch verstärkt. Doch jetzt ist bald Schluss. Maximal noch ein paar Wochen, dann ist keiner mehr da, außer Wolle, Trude und mir. Vielleicht noch ein paar Andere, aber die machen woanders ihr eigenes Ding.

Mit den Samen hier aus dem Laden hab ich bald das gesamte Gleisbett in 'nen riesigen Garten verwandelt und alles ist total zugewachsen. Jetzt gibt es einfach andere Werte und Regeln. Und irgendwann wird das schließlich auch in meinen sturen Schädel dringen.

Und dann kann ich endlich in 'nen Spiegel gucken und nichts anderes sehen, als 'nen ganz normalen Menschen. Einen, der mit seinem Leben zufrieden ist.

ENDE

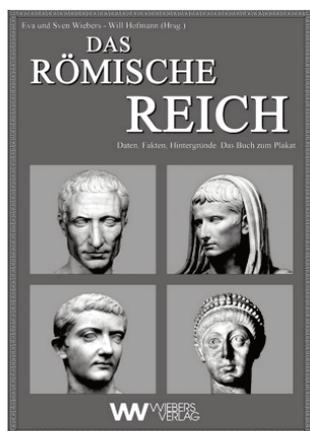
DER WIEBERS VERLAG

Der Verlag wurde 1995 von Eva und Sven Wiebers gegründet. Die historisch geschulten Restauratoren entwickelten Poster und Lesezeichen zu geschichtlichen Epochen, Ereignissen und Herrschern – optisch ansprechend aufbereitet und systematisch strukturiert.

Umfangreiche historische Informationen, vereint mit der sinnlichen Ausstrahlung von Bildern und Zeitdokumenten in großformatigen Plakaten, machen die Editionen des Wiebers Verlages zu einem Vergnügen für alle Kultur- und Geschichtsinteressierte.

Schülern und Studierenden helfen die Poster, sich einen Überblick über komplexe Zeitepochen zu verschaffen, die Lesezeichen dienen als Gedächtnisstützen für den Geschichtsunterricht.

Wiebers Plakate und Lesezeichen sind in zahlreichen Museums-Shops erhältlich, selbstverständlich aber auch im Buchhandel.



Seit 2011 hat der Wiebers Verlag sein Sortiment erweitert und bietet Literatur für Kinder und Erwachsene.

Aus dem Geschichtsbereich passt zu der Kurzgeschichte von Fabienne Gschwind *Geschichte stirbt nie* das Plakat »Das Römische Reich« – im Poster- wie im Kindle-Buch-Format.

www.wiebers-verlag.de